

PATRICIA
CORNWELL

TOTENBUCH

Ein Kay-Scarpetta-Roman

GOLDMANN



Buch

Die 16-jährige Drew Martin, Shooting-Star am Tennishimmel, fällt in Rom einem abscheulichen Verbrechen zum Opfer. Nachdem er sie grausam gefoltert hat, füllt der Mörder Drews leere Augenhöhlen mit Sand, bevor er ihre Lider für immer verschließt. Die italienischen Carabinieri sind überfordert und bitten Gerichtsmedizinerin Dr. Kay Scarpetta um Hilfe. Der Sandmann kommt aus den USA. Und der Tennisstar ist nicht sein letztes Opfer ...

Patricia Cornwell versetzt uns mit ihrer Kultfigur Kay Scarpetta immer wieder in Entsetzen und hypnotische Spannung.

Cosmopolitan

Autorin

Patricia Cornwell arbeitete als Gerichtsreporterin und Computerspezialistin in der forensischen Medizin, bevor sie für ihre Thriller um Kay Scarpetta in den USA, in Großbritannien und Frankreich mit hohen literarischen Auszeichnungen bedacht wurde. Die Autorin lebt in Richmond, Virginia, und Malibu.

Weitere Informationen zu Patricia Cornwell finden Sie im Internet:

www.patriciacornwell.com

Von Patricia Cornwell außerdem im Goldmann Verlag erschienen:

Die Kay-Scarpetta-Romane: Ein Fall für Kay Scarpetta (Mord am Sonntagmorgen). Roman (44138) Ein Mord für Kay Scarpetta. Roman (44230) Die Tote ohne Namen. Roman (43536) Trübe Wasser sind kalt. Roman (43537) Der Keim des Verderbens. Roman (43902) Brandherd. Roman (43903) Blinder Passagier. Roman (43904) Das letzte Revier. Roman (43905) Das fünfte Paar. Roman (45807) Ein Fall für Kay Scarpetta / Ein Mord für Kay Scarpetta. Zwei Romane in einem Band (13134) Trübe Wasser sind kalt / Der Keim des Verderbens. Zwei Romane in einem Band (13376)

Kay-Scarpetta-Kochbücher Kay Scarpetta bittet zu Tisch (44541) Zum Sterben gut. Kay Scarpettas Lieblingsgerichte (45301)

Serie um Judy Hammer und Andy Brazil: Die Hornisse. Roman (43901) Kreuz des Südens. Roman (45435) Insel der Rebellen. Roman (45434, Februar 2006)

Außerdem lieferbar: Wer war Jack the Ripper? Porträt eines Killers (45806)

Patricia Cornwell

Totenbuch

Ein Kay-Scarpetta-Roman

Aus dem Amerikanischen von Karin Dufner

GOLDMANN

Rom

Wasser plätschert. Eine Wanne aus grauen Mosaikfliesen, tief im Terrakottaboden versenkt.

Langsam rinnt das Wasser aus dem alten Messinghahn; durch ein Fenster dringt Dunkelheit herein. Auf der anderen Seite der schmutzigen Glasscheibe liegen die *piazza*, der Brunnen, die Nacht.

Reglos sitzt sie im Wasser. Das Wasser ist sehr kalt, Eiswürfel schwimmen darin. Inzwischen ist ihr Blick stumpf. Fast alles Leben scheint aus ihren Augen gewichen. Anfangs waren ihre Augen noch wie Hände, die sich ihm entgegenstreckten und ihn um Gnade anflehten. Nun aber haben sie einen schmutzigtrüben Blauton angenommen. Was einst in ihnen gewesen war, ist nahezu verschwunden. Bald wird sie eingeschlafen sein.

»Hier.« Er reicht ihr einen Cognacschwenker aus mundgeblasenem Muranoglas. Wodka.

Ihn faszinieren die Teile ihres Körpers, die noch nie die Sonne gesehen haben. Sie sind bleich wie Kalkstein. Er dreht den Hahn fast ganz zu, aus dem Rinnsal werden einzelne Tropfen, und beobachtet, wie ihr Atem immer schneller geht und ihre Zähne klappern. Ihre hellen Brüste, zart wie weiße Blüten, treiben dicht unter der Wasseroberfläche. Ihre von der Kälte steifen Brustwarzen sind feste, rosige Knospen. Er muss an die Bleistifte mit dem rosafarbenen Radiergummistummel denken, die er als Schüler abgekauht hat. Seinem Vater - und manchmal auch seiner Mutter - erklärte er, er brauche keine Radiergummis, er mache sowieso keine Fehler. Aber in Wahrheit kaute er nun mal gern drauf herum. Dagegen war er einfach machtlos.

»Du wirst dich an meinen Namen erinnern«, sagt er zu ihr.

»Nein, bestimmt nicht«, erwidert sie. »Ich kann ihn wieder vergessen.« Ihre Zähne klappern.

Er weiß, warum sie das sagt. Wenn sie seinen Namen vergisst, könnte er vielleicht ihr Schicksal neu überdenken wie in einem Schlachtplan, der an eine veränderte Lage angepasst werden muss.

»Wie heiße ich?«, fragt er. »Sag mir meinen Namen.«

»Ich kann mich nicht erinnern.« Sie zittert und schluchzt.

»Sag ihn mir«, herrscht er sie an und betrachtet dabei ihre sonnengebräunten, von Gänsehaut bedeckten Arme mit den blonden aufgestellten Härchen, ihre jungen Brüste und die dunkle Stelle im Wasser zwischen ihren Beinen.

»Will.«

»Und wie weiter?“

»Rambo.«

»Du findest diesen Namen komisch«, sagt er und lässt sich nackt auf dem Toilettensitz nieder. Sie schüttelt heftig den Kopf.

Lügnerin. Sie hat sich über ihn lustig gemacht, als er ihr seinen Namen sagte, und gelacht, das sei doch ein erfundener Name, ein Name aus einem Film. Nein, sagte er, der Name ist schwedisch. Unsinn, das ist kein schwedischer Name. Doch, es ist ein schwedischer Name. Oder woher soll er denn sonst stammen? Es gibt diesen Namen wirklich. Na klar, so wie Rocky. Sie kicherte. Schau doch im Internet nach, den Namen gibt es wirklich. Es gefiel ihm nicht, sich wegen seines Namens rechtfertigen zu müssen. Das war vor zwei Tagen. Er hat es ihr zwar nicht übel genommen, es sich jedoch gemerkt. Aber er verzeiht ihr. Schließlich leidet sie sehr. Ihr Leid ist geradezu unerträglich.

»Meinen Namen zu kennen ist wie ein Echo«, sagt er. »Eigentlich spielt er keine Rolle. Er ist nur ein Geräusch, das ausgesprochen wird.«

»Ich würde ihn niemals aussprechen.« Panik.

Ihre Lippen und ihre Nägel sind blau, und sie zittert am ganzen Leib. Sie starrt ihn an. Er fordert sie auf, noch mehr zu trinken. Sie wagt nicht, sich zu weigern. Sie weiß genau, was ihr blüht, wenn sie auch nur im Ansatz Widerstand leistet. Ein kleiner Schrei genügt, das ist ihr klar. Ruhig sitzt er auf der Toilette, die Beine gespreizt, damit sie sieht, wie erregt er ist, und sich davor fürchtet. Inzwischen fleht sie ihn nicht mehr an, doch mit ihr zu machen, was er will, falls das der Grund sein sollte, warum er sie gefangen hält. Sie hat es aufgegeben, denn sie weiß, was geschieht, wenn sie ihn beleidigt, indem sie auch nur andeutet, dass er überhaupt etwas von *ihr* wollen könnte. Und nicht *sie* es will und sich ihm bereitwillig hingibt.

»Du weißt, ich habe dich nur freundlich gebeten«, sagt er. »Ich weiß nicht.« Ihre Zähne klappern.

»Du weißt es sehr gut. Ich habe dich gebeten, dich bei mir zu bedanken. Mehr verlange ich nicht, und ich war nett zu dir. Ich habe dich ganz freundlich gefragt, aber du wolltest es ja so. Du hast mich dazu gezwungen. Siehst du« - er steht auf und betrachtet seine Nacktheit im Spiegel über dem glatten Waschbecken aus Marmor -, »ich muss es tun, weil du so leidest. Eigentlich will ich das ja gar nicht. Du hast mir wehgetan. Ist dir klar, wie sehr es mich quält, von dir dazu gezwungen zu werden?«, sagt sein nacktes Spiegelbild.

Sie sagt, sie habe verstanden. Ihre Augen irren durch den Raum wie fliegende Glasscherben, als er den Werkzeugkasten öffnet und ihr Blick auf die Teppichcutter, Messer und Sägen fällt. Er nimmt einen kleinen Beutel mit Sand heraus und stellt ihn auf den Waschbeckenrand. Es folgen einige Ampullen mit lavendelfarbenem Klebstoff.

»Ich mache alles, was du willst. Du kannst von mir haben, was du willst.« Jetzt fängt sie schon wieder damit an.

Sie kann es einfach nicht lassen, obwohl er es ihr streng verboten hat.

Als seine Hände ins Wasser tauchen, spürt er die beißende Kälte. Er packt ihre nassen, sonnengebräunten Knöchel, reißt sie hoch und umklammert ihre kalten weißen Füße. Dabei spürt er, wie sich vor Angst ihre Muskeln verkrampfen. Als er sie so ein bisschen länger festhält als beim letzten Mal, sträubt sie sich und rudert wild mit den Armen. Das eisige Wasser spritzt umher. Schließlich lässt er los. Sie hustet, schnappt gierig nach Luft, wimmert leise. Aber sie beschwert sich nicht. Sie hat gelernt, sich nicht zu beschweren - es hat eine Zeitlang gedauert, aber sie hat es gelernt. Das war nur zu ihrem Besten, denn nun ist sie dankbar dafür, ein Opfer zu bringen, das sein Leben - nicht ihres, seines - verändern wird. Wenn auch nicht zum Guten. Aber er hatte ja nie ein gutes Leben. Wird auch nie eines haben. Sie sollte

sich über dieses Geschenk freuen.

Er kippt den letzten Rest Eiswürfel aus dem Müllbeutel, den er an der Eismaschine der Hausbar nachgefüllt hat, in die Wanne. Da sieht sie ihn an, und Tränen laufen ihr die Wangen hinunter. Trauer. Am Rande des Abgrunds.

»Drüben haben wir sie an der Decke aufgehängt«, sagt er. »Und sie immer wieder seitlich gegen die Knie getreten. So war es eben üblich, drüben. Wir sind alle rein in das kleine Zimmer, und dann haben wir ihnen gegen die Knie getreten. Das ist extrem schmerzhaft und macht sie natürlich zu Krüppeln. Einige sind auch gestorben. Doch das ist nichts, verglichen mit den anderen Dingen, die ich dort gesehen habe. Ich habe zwar nicht in dem Gefängnis gearbeitet, über das alle reden. Aber so ähnlich ging es praktisch überall zu. Die Leute kapieren nur nicht, dass es gar nicht so dumm war, das alles zu filmen und zu fotografieren. Die einzige Möglichkeit, es musste einfach sein. Anderenfalls käme es einem so vor, als wäre es nie geschehen. Man muss Fotos machen, damit man es zeigen kann. Wenn nur ein einziger Mensch das Foto sieht, weiß es die Welt.«

Sie wirft einen Blick auf die Kamera, die auf dem Tisch mit der Marmorplatte an der verputzten Wand steht.

»Sie hatten es doch verdient, oder?«, sagt er. »Schließlich haben sie uns gezwungen, anders zu sein, als wir eigentlich sind. Wen trifft also die Schuld? Uns jedenfalls nicht.«

Sie nickt. Sie zittert, und ihre Zähne klappern.

»Ich habe nicht immer mitgemacht«, sagt er. »Ich habe zugeschaut. Anfangs war es nicht leicht, vielleicht sogar eine Quälerei, und außerdem war ich dagegen. Aber die Dinge, die sie uns angetan haben ... Da konnten wir doch gar nicht anders, als uns zu revanchieren. Deshalb haben sie es sich selbst zuzuschreiben. Sie haben uns ja dazu gezwungen. Ich bin sicher, dass du das auch so siehst.« Sie nickt und weint und zittert.

»Die Minen. Die Entführungen. Die meisten Sachen erfährt man hier gar nicht. Irgendwann gewöhnt man sich daran, so wie du dich an das kalte Wasser gewöhnst. Richtig?«

Sie hat sich nicht daran gewöhnt. Ihr Körper ist nur gefühllos geworden. Über kurz oder lang wird sie erfrieren. Inzwischen pocht ihr der Schädel, und ihr Herz klopft zum Zerspringen. Er reicht ihr den Wodka, und sie trinkt.

»Ich mache jetzt das Fenster auf«, sagt er. »Damit du Berninis Brunnen hörst. Das Geräusch begleitet mich schon mein halbes Leben. Eine wunderschöne Nacht. Schade, dass du die Sterne nicht sehen kannst.« Er öffnet das Fenster und betrachtet die Nacht, die Sterne, den Vier-Ströme-Brunnen und die um diese Zeit menschenleere *piazza*. »Du wirst nicht schreien«, sagt er.

Sie schüttelt den Kopf. Ihre Brust hebt und senkt sich, und sie zittert am ganzen Körper.

»Ich weiß, dass du an deine Freundinnen denkst. Sie denken ganz bestimmt auch an dich. Ein Jammer, dass sie nicht bei dir sind. Nirgendwo eine Spur von ihnen.« Wieder lässt er den Blick über die verlassene *piazza* schweifen und zuckt die Achseln. »Sie sind weg. Schon lange.«

Ihre Nase läuft, und Tränen fließen ihr über die Wangen. Ihr Körper bebt. Ihre Augen sind so anders als früher, und er nimmt ihr übel, dass sie sich so zu ihrem Nachteil verändert hat. Ganz zu Anfang hat er italienisch mit ihr gesprochen, da er sich so in den Fremden verwandeln konnte, der er sein musste. Nun spricht er englisch, denn es spielt keine Rolle mehr. Ihr Blick streift seine Erregung, und er spürt, wie ihr Blick auf sie prallt wie Motten auf eine Lichtquelle. Er fühlt es ganz deutlich. Sie fürchtet sich davor - allerdings nicht so sehr wie vor seinen Werkzeugen, dem Wasser, dem Sand und dem Klebstoff. Sie achtet nicht auf den breiten schwarzen Gürtel, der zusammengerollt auf dem antiken Fliesenboden liegt. Und den sollte sie am allermeisten fürchten.

Er nimmt den Gürtel und erklärt ihr, wehrlose Menschen zu schlagen sei ein angeborener Trieb. *Und warum?* Sie antwortet nicht. *Warum?* Sie starrt ihn verängstigt an. Ihr Blick ist stumpf, aber gleichzeitig panisch, und es ist, als ginge ein Spiegel vor ihm in Scherben. Als er ihr befiehlt aufzustehen, gehorcht sie zitternd. Sie kann sich kaum noch auf den Beinen halten. Sobald sie aufrecht im eiskalten Wasser steht, dreht er den Hahn ganz zu. Ihr geschmeidiger, durchtrainierter Körper erinnert ihn an einen Bogen mit gespannter Sehne. Wassertropfen perlen auf ihrer Haut.

»Dreh dich um«, sagt er. »Keine Sorge, ich schlage dich nicht mit dem Gürtel. So etwas tue ich nicht.«

Leise schwappt das Wasser in der Wanne, während sie ihm den Rücken zukehrt. Jetzt richtet sich ihr Blick auf den rissigen Putz an der Wand und einen geschlossenen Fensterladen.

»Nun knie dich ins Wasser«, sagt er. »Schau auf die Wand. Nicht auf mich.«

Sie kniet sich mit dem Gesicht zur Wand hin. Er nimmt den Gürtel und zieht das Ende durch die Schnalle.

Zehn Tage später. 27. April 2007. Ein Freitagnachmittag.

Zwölf der einflussreichsten Gesetzeshüter und Politiker Italiens, deren Namen sich die forensische Pathologin Kay Scarpetta beim besten Willen nicht merken kann, haben sich im Vorführsaal versammelt. Sie und Benton Wesley, Psychologe mit Fachgebiet Kriminalistik, sind die einzigen Nichtitaliener im Raum und in ihrer Funktion als Berater im Auftrag von International Investigative Response (HR) hier, einer Unterabteilung des European Network of Forensic Science Institutes (ENFSI). Die italienische Regierung befindet sich in einer ziemlich heiklen Lage.

Vor neun Tagen ist die amerikanische Tennisspielerin Drew Martin während einer Urlaubsreise Opfer eines Mordes geworden. Ihre nackte, verstümmelte Leiche wurde unweit der Piazza Navona in der historischen Altstadt von Rom aufgefunden. Der Fall hat international Wellen geschlagen. Sämtliche Fernsehsender bringen unablässig Berichte über das Leben und den Tod der Sechzehnjährigen, während am unteren Bildschirmrand beharrlich Tickermeldungen vorbeikriechen, die die Aussagen der Nachrichtensprecher und Experten wiederholen.

»Also, Dr. Scarpetta, stellen wir es noch einmal klar, da offenbar in einigen Punkten weiter Verwirrung herrscht. Ihrer Auffassung nach ist der Tod zwischen vierzehn und fünfzehn Uhr eingetreten«, beginnt Capitano Ottorino Poma, *medico legale* in der *Arma dei Carabinieri*, der Militärpolizei, die die Ermittlungen leitet.

»Das habe nicht *ich* festgestellt«, erwidert Scarpetta mit kaum verhohlener Ungeduld, »sondern *Sie*.«

Trotz der dämmrigen Beleuchtung ist seine unwillige Miene nicht zu übersehen. »Ich bin sicher, dass Sie das gesagt haben, als Sie vor wenigen Minuten über den Mageninhalt und die Blutalkoholwerte des Opfers sprachen. Denn die wiesen Ihrer Ansicht nach darauf hin, dass die Ermordete, wenige Stunden nachdem ihre Freundinnen sie zuletzt gesehen hatten, starb.«

»Ich habe nicht behauptet, dass der Tod zwischen vierzehn und fünfzehn Uhr eintrat. Mein Eindruck ist eher, dass Sie es sind, der das ständig wiederholt, Capitano Poma.«

Obwohl er noch verhältnismäßig jung ist, genießt er bereits einen gewissen Ruf, wenn auch nicht den allerbesten. Als Scarpetta ihn vor zwei Jahren bei der Jahresversammlung von ENFSI in Den Haag kennengelernt hat, war er bei allen unter dem Spitznamen Designer-Doktor bekannt und galt als ausgesprochen eingebildet und rechthaberisch. Der *dottore* ist ein attraktiver, ja sogar schöner Mann mit einer Schwäche für hübsche Frauen und auffällige Kleidung. Heute trägt er eine mitternachtsblaue Uniform mit breiten roten Litzen und funkelnden Silberknöpfen und dazu blitzblanke Lederstiefel. Am Morgen ist er mit einem rot gefütterten Cape hereingerauscht.

Nun sitzt er direkt vor Scarpetta in der Mitte der ersten Reihe und lässt sie kaum einen Moment aus den Augen. Rechts von ihm hat Benton Wesley Platz genommen, der die meiste Zeit schweigt. Alle Anwesenden tragen 3-D-Brillen, die mit dem Tatort-Analyse-Programm vernetzt sind, eine geniale Erfindung, um die sämtliche Ermittlungsbehörden weltweit die *Unita per l'Analisi del Crimine Violenti* der *Polizia Scientifica Italiana* beneiden.

»Offenbar müssen wir das noch einmal durchgehen, damit Sie meinen Standpunkt verstehen«, sagt Scarpetta zu Capitano Poma, der inzwischen das Kinn in die Hand gestützt hat, als handle es sich um ein Plauderstündchen bei einem Glas Wein. »Wäre Drew Martin zwischen vierzehn und fünfzehn Uhr nachmittags ermordet worden, hätte sie beim Auffinden der Leiche gegen acht Uhr dreißig am folgenden Morgen seit mindestens siebzehn Stunden tot sein müssen. Allerdings sprechen *livor mortis*, *rigor mortis* und *algor mortis* - also Totenflecken, Leichenstarre und Körpertemperatur - eine andere Sprache.«

Mit einem Laserpointer weist Scarpetta auf die dreidimensionale Darstellung der schlammigen Baustelle auf der Projektionswand. Es kommt einem vor, als stünde man selbst mitten zwischen herumliegendem Schutt und Baustellenfahrzeugen am Tatort und betrachte Drew Martins entstellte Leiche. Der rote Laserpunkt des Zeigestabs gleitet die linke Schulter, das Gesäß und das Bein des Opfers entlang bis hinunter zum nackten Fuß. Die rechte Gesäßhälfte fehlt, ebenso wie ein Teil ihres rechten Oberschenkels, als wäre die Tote von einem Hai angegriffen worden.

»*Livor mortis* ...«, setzt Scarpetta zum Sprechen an.

»Ich muss mich entschuldigen. Mein Englisch ist nicht so gut wie Ihres. Ich bin nicht sicher, was dieses Wort bedeutet«, unterbricht sie Capitano Poma.

»Ich habe es bereits vorhin benutzt.«

»Auch da habe ich es nicht richtig verstanden.«

Allgemeines Gelächter. Außer der Dolmetscherin ist Scarpetta die einzige Frau im Raum. Während die beiden den Capitano nicht sehr komisch finden, geht es den Männern da offenbar anders. Einzige Ausnahme ist Benton, der den ganzen Tag noch nicht einmal gelächelt hat.

»Kennen Sie das italienische Wort dafür?«, will Capitano Poma von Scarpetta wissen.

»Warum halten wir uns nicht an die Sprache des alten Rom?«, gibt Scarpetta zurück. »Latein. Schließlich stammt der Großteil der medizinischen Fachterminologie aus dem Lateinischen.« Ihr Tonfall bleibt zwar höflich, ist aber bestimmt. Denn sie weiß genau, dass Pomas Englischkenntnisse schlagartig nachlassen, wenn es ihm in den Kram passt.

Als er sie durch seine 3-D-Brille anstarrt, fühlt sie sich an Zorro erinnert. »Italienisch bitte«, meint er zu ihr. »Latein war noch nie meine Stärke.«

»Wenn es denn sein muss. *Livor* heißt auf Italienisch *livido*, also blutunterlaufen. *Mortis* ist *morte*, also der Tod. *Livor mortis* bezeichnet demzufolge das Auftreten von Blutergüssen nach dem Tod.«

»Es ist sehr hilfreich für mich, wenn Sie italienisch sprechen«, erwidert Poma. »Außerdem können Sie es sehr gut.«

Allerdings hat Scarpetta nicht vor, ihren Vortrag auf Italienisch zu halten, auch wenn sie diese Sprache einigermaßen fließend beherrscht. Fachgespräche führt sie lieber auf Englisch, da es häufig auf Nuancen ankommt. Außerdem fällt ihr die Dolmetscherin ohnehin ständig ins Wort. Die Sprachbarriere, das Kompetenzgezerre, der Zeitdruck und der Umstand, dass Capitano Poma sich ständig in Szene setzen muss, komplizieren die Situation noch zusätzlich, obwohl diese Faktoren nicht das eigentliche Problem

darstellen. Die eigentliche Schwierigkeit liegt darin, dass es keine Präzedenzfälle gibt und dass der Täter in keines der üblichen Profile zu passen scheint, was ziemlich verwirrend ist. Nicht einmal den wissenschaftlichen Ergebnissen kann man vertrauen. Es ist, als wollten die Fakten die Ermittler verhöhnen, sodass Scarpetta sich und allen anderen immer wieder vor Augen halten muss, dass Laborwerte niemals die Unwahrheit sagen, ganz gleich, wie fehlerhaft und trügerisch sie dem Betrachter auch erscheinen mögen.

Capitano Poma ficht das freilich nicht an. Aber vielleicht meint er es ja auch nicht so, wenn er Drews Leiche als »unkooperativ« und »störrisch« bezeichnet, als hätten sie einen Beziehungsstreit mit ihr. Allerdings räumt er ein, dass die körperlichen Veränderungen nach dem Tod nicht mit den Blutalkoholwerten und dem Mageninhalt übereinstimmen. Doch anders als Scarpetta findet er, dass man sich auf Essen und Trinken immer verlassen kann. Offenbar ist das wirklich sein Ernst.

»Die Wahrheit erfahren wir aus dem, was Drew gegessen und getrunken hat«, wiederholt er einen Satz aus seinem leidenschaftlichen Vortrag von heute Morgen.

»Eine der vielen Wahrheiten - das mag durchaus sein«, erwidert Scarpetta, wobei ihre scharfen Worte ihren höflichen Tonfall Lügen strafen. »Allerdings nicht die, die Sie hören wollen, Ihre Wahrheit beruht nämlich auf einer Fehlinterpretation.«

»Ich glaube, das haben wir bereits oft genug durchgesprochen«, wirft Benton von seinem Platz in der ersten Reihe aus ein. »Meiner Ansicht nach hat Dr. Scarpetta sich klar und unmissverständlich ausgedrückt.«

Capitano Poma fixiert Scarpetta durch seine 3-D-Brille. »Tut mir leid, wenn ich Sie langweile, Dr. Wesley, aber wir müssen der Sache auf den Grund gehen. Also haben Sie ein wenig Geduld mit mir. Am 17. April hat Drew eine miserable Lasagne gegessen und dazu vier Gläser von einem schauerhaften Chianti getrunken, und zwar zwischen elf Uhr dreißig und zwölf Uhr dreißig in einer hauptsächlich von Touristen besuchten Trattoria an der Spanischen Treppe. Sie hat bezahlt, das Restaurant verlassen, sich auf der Piazza di Spagna von ihren beiden Freundinnen verabschiedet und verabredet, sich in einer Stunde mit ihnen auf der Piazza Navona zu treffen. Doch dort ist sie nie erschienen. So viel wissen wir. Der Rest bleibt ein Geheimnis.« Durch seine dicke Brille mustert er Scarpetta und dreht sich dann zu der Reihe hinter ihm um. »Und zwar teilweise deshalb, weil unsere geschätzte Kollegin aus den Vereinigten Staaten inzwischen behauptet, sicher zu sein, dass Drew nicht kurz nach dem Mittagessen am besagten Tag gestorben ist.«

»Das sage ich doch schon die ganze Zeit! Da Sie es offenbar nicht verstehen, erkläre ich es Ihnen gern noch einmal«, antwortet Scarpetta.

»Wir müssen weitermachen«, wendet Benton ein.

Aber das geht nicht, denn Capitano Poma ist in Italien so angesehen und berühmt, dass er praktisch freie Hand hat. Die Presse nennt ihn den Sherlock Holmes von Rom, obwohl er Arzt und nicht Polizist ist. Doch das haben alle, auch der *Commandante Generale* der Carabinieri, der sich lieber schweigend im Hintergrund hält und zuhört, anscheinend vergessen.

»Unter normalen Umständen«, beginnt Scarpetta, »hätte Drew die Mahlzeit einige Stunden nach dem Mittagessen vollständig verdaut gehabt. Außerdem wären bei der toxikologischen Untersuchung sicher

keine 2,0 Promille Alkohol im Blut festgestellt worden. Zugegeben, Capitano Poma, Mageninhalt und Blutwerte lassen auf einen Tod kurz nach dem Mittagessen schließen. Allerdings weisen *livor mortis* und *rigor mortis* - wie ich hinzufügen muss, ziemlich eindeutig - darauf hin, dass der Tod etwa zwölf bis fünfzehn Stunden nach dem Mittagessen in der Trattoria eintrat, und diese Untersuchungsergebnisse sind es, auf die wir uns in der Hauptsache stützen sollten.«

»Also sind wir schon wieder beim *livor mortis*«, seufzt er. »Bitte erklären Sie es mir noch einmal, denn Ihre Untersuchungsergebnisse wollen mir einfach nicht in den Kopf. Ich fühle mich wie ein Archäologe, der in irgendwelchen alten Scherben herumwühlt.« Wieder stützt Capitano Poma das Kinn in die Hand.

»Totenflecken, *livor mortis*, postmortale Hypostase - diese Begriffe bezeichnen alle ein und dasselbe Phänomen: Wenn ein Mensch stirbt, kommt sein Blutkreislauf zum Erliegen, sodass sich das Blut aufgrund der Schwerkraft in den kleineren Blutgefäßen sammelt. Sie müssen es sich vorstellen wie den Niederschlag von Sedimenten in einem untergegangenen Schiff.« Sie spürt, wie Benton sie durch seine 3-D-Brille mustert, und wagt nicht, seinen Blick zu erwidern. Er ist so anders als sonst.

»Bitte fahren Sie fort.« Capitano Poma unterstreicht etwas auf seinem Notizblock, und zwar mehrmals.

»Wenn der Körper nach dem Tod lange genug in derselben Stellung liegen bleibt, senkt sich das Blut dementsprechend - ein postmortales Phänomen, das wir *livor mortis* nennen«, fährt Scarpetta fort. »Nach einer Weile setzt sich der *livor mortis*, sodass sich die betreffende Körperstelle violett verfärbt. Außerdem entsteht ein weißliches Muster dort, wo etwas gegen die Leiche drückt oder sie, zum Beispiel durch enge Kleidung, zusammengepresst wird. Könnten wir bitte das Autopsiefoto sehen?« Sie nimmt die Liste auf dem Pult zur Hand. »Nummer einundzwanzig.«

An der Wand erscheint eine Aufnahme, die Drew bäuchlings auf einem Stahltisch im Autopsiesaal der Universität Tor Vergata zeigt. Scarpetta lässt den roten Laserpunkt über die durch *livor mortis* verursachten violetten und weißlichen Stellen gleiten. Auf die schrecklichen Wunden, die an dunkelrote Krater erinnern, wird sie später zu sprechen kommen.

»Wenn ich nun bitte das Foto sehen könnte, auf dem sie in den Leichensack gelegt wird«, fährt sie fort.

Wieder erscheint eine dreidimensionale Aufnahme des Fundorts an der Wand. Diesmal jedoch sind Ermittler mit weißen Schutzanzügen, Handschuhen und Schuhhüllen zu sehen, die Drews schlaffe, nackte Leiche in einen mit einem Laken ausgekleideten Leichensack legen, der auf einer Bahre ausgebreitet ist. Ringsherum halten andere Ermittler weitere Laken hoch, um den Gaffern und Paparazzi, die um die Baustelle herumstehen, die Sicht zu versperren.

»Vergleichen Sie dieses Foto mit dem von gerade eben. Als die Leiche etwa acht Stunden nach dem Auffinden obduziert wurde, hatte sich der *livor mortis* fast vollständig gesetzt«, sagt Scarpetta. »Doch schon hier ist er bereits in einem frühen Stadium zu erkennen.« Der rote Punkt gleitet über die rosigen Stellen auf Drews Rücken. »Auch die Leichenstarre befand sich in der Anfangsphase.«

»Können Sie ausschließen, dass die Leichenstarre, vielleicht wegen einer Muskelverkrampfung nach dem Tod, verfrüht eingetreten ist? Womöglich hat sie sich, kurz bevor sie starb, körperlich stark angestrengt und sich zum Beispiel gegen den Täter gewehrt. Dieses Phänomen haben Sie noch gar nicht erwähnt.« Wieder unterstreicht Capitano Poma etwas auf seinem Notizblock.

»Dafür gibt es keinen Grund«, entgegnet Scarpetta und kann sich die Frage kaum verkneifen, welche an den Haaren herbeigezogenen Einwände er wohl noch anführen möchte. »Ganz gleich, ob sie sich nun körperlich angestrengt hat oder nicht, war die Leichenstarre noch nicht vollständig ausgebildet, als man sie fand. Also kommt ein Muskelkrampf nicht in Frage.«

»Es sei denn, die Leichenstarre wäre schon wieder vorbei gewesen.«

»Unmöglich, da sie im Autopsiesaal vollständig eingetreten war. Eine Leichenstarre, die kommt, geht und dann wiederkommt, habe ich noch nie gesehen.«

Die Dolmetscherin muss sich beim Übersetzen ein Grinsen verkneifen, und einige Anwesende lachen.

»Hier erkennen Sie« - Scarpetta zeigt mit dem Pointer auf Drews Leiche, die gerade auf die Bahre gehoben wird -, »dass ihre Muskeln nicht versteift, sondern sogar ziemlich beweglich sind. Als sie gefunden wurde, war sie meiner Schätzung nach erst seit knapp sechs Stunden tot, vielleicht sogar weniger.«

»Wie können Sie als weltbekannte Expertin da so vage sein?«

»Weil wir nicht wissen, wo sie zuvor gewesen ist und welchen Temperaturen oder äußeren Bedingungen sie ausgesetzt war, ehe sie auf der Baustelle abgelegt wurde. Körpertemperatur, Leichenstarre, *livor mortis*, all diese Faktoren können von Fall zu Fall individuell stark variieren.«

»Also halten Sie es aufgrund des Zustands der Leiche für unmöglich, dass die Tote kurz nach dem Mittagessen mit ihren Freundinnen ermordet wurde? Vielleicht, während sie allein zur Piazza Navona ging, um sich mit ihnen zu treffen?«

»Ich glaube nicht, dass es sich so abgespielt hat.«

»Dann muss ich Sie leider noch einmal fragen: Wie erklären Sie sich das unverdaute Essen und die 2,0 Promille Alkohol im Blut? Das weist doch deutlich darauf hin, dass sie kurz nach dem Mittagessen gestorben ist, nicht erst fünfzehn oder sechzehn Stunden später.«

»Es ist möglich, dass sie noch mehr Alkohol konsumiert hat, nachdem sie sich von ihren Freundinnen verabschiedet hatte. Außerdem könnte ihre Verdauung ausgesetzt haben.«

»Was? Wollen Sie etwa andeuten, dass sie womöglich zehn, zwölf oder gar fünfzehn Stunden mit ihrem Mörder verbracht und sogar mit ihm getrunken hat?«

»Vielleicht hat er ihr den Alkohol eingeflößt, um sie betrunken und wehrlos zu machen. Als eine Art Betäubungsmittel.«

»Sie wurde demnach gezwungen, den ganzen Nachmittag und die Nacht hindurch bis in die frühen Morgenstunden Alkohol zu trinken, und hat vor lauter Angst ihr Essen nicht verdaut. Das soll eine plausible Erklärung sein?«

»Es wäre nicht das erste Mal«, erwidert Scarpetta.

Die Baustelle nach Einbruch der Dunkelheit.

Die umliegenden Läden, *pizzeria* und *ristoranti* sind erleuchtet und belebt. Autos und Motorroller stehen am Straßenrand und auf den Gehwegen. Verkehrslärm, Schritte und Stimmen sind zu hören.

Plötzlich erlöschen die Lichter hinter den Fenstern. Es wird still.

Motorengeräusch. Dann kommt ein Auto in Sicht. Ein viertüriger schwarzer Lancia parkt an der Ecke Via di Pasquino und dell'-Anima. Die Fahrertür geht auf, und eine computeranimierte Männergestalt steigt aus. Der Mann ist grau gekleidet und hat keine Gesichtszüge. Hände und Gesicht sind ebenfalls grau. Daraus sollen die Anwesenden schließen, dass man dem Mörder bis jetzt weder Alter, Hautfarbe noch irgendwelche körperlichen Merkmale zugeordnet hat. Der Einfachheit halber geht man von einem männlichen Täter aus. Der graue Mann öffnet den Kofferraum und holt eine Leiche heraus. Diese ist in einen blau, rot, golden und grün gemusterten Stoff eingewickelt.

»Das Aussehen des Lakens wurde aus den Seidenfasern rekonstruiert, die an der Leiche und im Morast sichergestellt wurden«, erklärt Capitano Poma.

»Die Fasern wurden überall am Körper gefunden«, ergänzt Benton Wesley. »Auch in den Haaren und an Händen und Füßen. Sehr viele davon klebten in den Wunden des Opfers. Daraus können wir schließen, dass die Tote von Kopf bis Fuß darin eingewickelt war. Also handelt es sich offenbar um ein großes Stück bunter Seide. Ein Bettlaken vielleicht. Oder ein Vorhang ...«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Auf zweierlei. Wir sollten nicht von einem Laken sprechen, weil das eine reine Mutmaßung ist. Außerdem könnte der Täter die Leiche in eine Stoffbahn gewickelt haben, die aus seiner Wohnung, von seinem Arbeitsplatz oder von dem Ort stammt, wo er sie festgehalten hat.«

»Ja, ja.« Capitano Poma betrachtet weiter den an die Wand projizierten Fundort. »Wir wissen auch, dass die Teppichfasern mit dem Teppich im Kofferraum eines Lancia Thesis, Baujahr 2005, übereinstimmen. Ein solcher Wagen wurde beobachtet, als er sich gegen sechs Uhr morgens vom Fundort entfernte. Die Zeugin, eine Anwohnerin, war aufgestanden, um nach ihrer Katze zu sehen, weil sie ... wie lautet das Wort?«

»Jaulte? Miaute?«, schlägt die Dolmetscherin vor.

»Sie stand auf, weil ihre Katze miaute, schaute dabei zufällig aus dem Fenster und bemerkte eine dunkle Luxuslimousine, die sich in gemächlichem Tempo von der Baustelle entfernte. Der Wagen sei nach rechts in die dell'Anima, eine Einbahnstraße, eingebogen. Bitte fahren Sie fort.«

Die Animation geht weiter. Der graue Mann hebt die bunt eingewickelte Leiche aus dem Kofferraum und trägt sie zu einem nahe gelegenen Steg aus Aluminium, der nur mit einem Seil abgesperrt ist. Der Mann steigt über das Seil und geht mit der Leiche eine Holzbohle hinunter, die zu der Baustelle führt. Nachdem er sie neben der Bohle auf den Boden gelegt hat, kniet er sich hin und wickelt die Tote rasch aus. Es ist Drew Martin, keine Animation, sondern ein dreidimensionales Foto. Man kann sie gut erkennen - ihr aus den Medien bekanntes Gesicht und die grausigen Wunden auf ihrem schlanken, durchtrainierten nackten Körper. Der graue Mann knüllt den bunten Stoff zusammen, kehrt zu seinem Wagen zurück und fährt mit vorschriftsmäßiger Geschwindigkeit davon.

»Wir glauben, dass er sein Opfer getragen, nicht geschleppt hat«, erklärt Capitano Poma. »Denn die Fasern wurden nur auf der Leiche und dem Boden unmittelbar darunter gefunden. Sonst gab es keine. Das ist zwar kein Beweis, deutet aber darauf hin, dass sie nicht mitgeschleift wurde. Wie ich Sie erinnern darf, wurde der Fundort per Laser kartographiert, sodass die Perspektive, die Sie hier sehen, sowie die Position der vorhandenen Gegenstände und der Leiche genau den tatsächlichen Umständen entsprechen. Selbstverständlich handelt es sich lediglich bei den Menschen und Gegenständen, die - so wie der Täter - nicht auf Video aufgenommen oder fotografiert wurden, um Animationen.«

»Wie schwer war sie?«, fragt der Innenminister aus der letzten Reihe.

Scarpetta erwidert, Drew Martin habe sechzig Kilo gewogen. »Der Täter muss ziemlich kräftig gewesen sein«, fügt sie hinzu.

Die Animation geht weiter. Die Baustelle liegt still im Morgengrauen. Es regnet. Die umliegenden Fenster bleiben dunkel, die Läden sind geschlossen. Kein Straßenverkehr. Dann das Geräusch eines Motorrads, das lauter wird. Auf der Via di Pasquino kommt eine rote Ducati in Sicht. Der Fahrer ist eine Trickfigur mit Regenkluft und Integralhelm. Auf der dell'Anima biegt er rechts ab und bleibt plötzlich stehen. Das Motorrad fällt polternd aufs Pflaster. Der Motor erstickt. Der erschrockene Fahrer steigt über sein Motorrad und geht zögernd über den Steg aus Aluminium. Seine Stiefel klacken auf dem Metall. Die Leiche unter ihm im Morast sieht jetzt besonders grausig aus, weil es sich um ein dreidimensionales Foto handelt, das einen scharfen Kontrast zu der sich ruckartig bewegenden Computeranimation des Motorradfahrers bildet.

»Inzwischen ist es kurz nach halb acht. Wie Sie sehen, ist es bewölkt und regnerisch«, erklärt Capitano Poma. »Bitte spulen Sie zu Professor Fiorani am Tatort vor, das wäre Bild vierzehn. Und nun, Dr. Scarpetta, können Sie sich in Begleitung des Professors, der heute Nachmittag verhindert ist, am Fundort umsehen. Leider wurde er in den Vatikan gerufen. Ein Kardinal ist gestorben.«

Benton starrt an Scarpetta vorbei auf die Leinwand. Ihr krampft sich der Magen zusammen, weil er so unglücklich ist und sie nicht ansehen mag.

Neue Bilder - Videoaufnahmen in 3-D - huschen über die Leinwand. Blaulichter zucken. Streifenwagen und ein dunkelblauer Kleinbus der Spurensicherungsexperten der Carabinieri sind zu sehen. Carabinieri mit Maschinenpistolen im Anschlag sind um die Baustelle gruppiert. Polizisten in Zivil machen sich hinter der Absperrung zu schaffen. Kameraverschlüsse klicken. Auf der Straße stehen Menschen und tuscheln. Der Rotor eines Polizeihubschraubers zerschneidet die Luft. Der Professor - der renommierteste Gerichtsmediziner von Rom - trägt einen mit Schlamm bespritzten weißen Schutzanzug. Eine Nahaufnahme von Drews Leiche aus seiner Perspektive. Durch die stereoskopische Brille wirkt sie so erschreckend real, dass Scarpetta fast glaubt, ihre Haut und die klaffenden Wunden berühren zu können, die mit Morast verschmiert sind und im Regen glänzen. Ihr langes blondes Haar klebt ihr nass im Gesicht. Ihre Augen sind geschlossen, die Augenlider stark nach außen gewölbt.

»Dr. Scarpetta«, sagt Capitano Poma. »Sehen Sie sich die Leiche gut an und sagen Sie uns, was Sie feststellen. Natürlich haben Sie Professor Fionaris Bericht gelesen. Doch nun hatten Sie Gelegenheit, die Leiche in dreidimensionaler Darstellung zu begutachten und den Fundort zu besichtigen. Nun würden wir uns für Ihre Meinung interessieren. Scheuen Sie sich nicht, von Professor Fionaris Ergebnissen abzuweichen.«

Allerdings hält man den guten Professor für unfehlbarer als den Papst, den er vor zwei Jahren einbalsamiert hat.

Der rote Laserpunkt des Pointers bewegt sich. »Die Stellung der Leiche«, sagt Scarpetta. »Auf der rechten Seite, die Hände unter dem Kinn gefaltet und die Beine leicht gebeugt. Diese Haltung ist doch bewusst arrangiert, oder, Dr. Wesley?« Sie betrachtet Bentons dicke Gläser, sein Blick ist an ihr vorbei auf die Leinwand gerichtet. »Wollen Sie uns etwas darüber sagen?«

»Die Leiche wurde vom Mörder mit einer bestimmten Absicht so hingelegt.«

»So als ob sie betet?«, hakt der Polizeichef nach.

»Welcher Konfession gehörte sie denn an?«, fragt der stellvertretende Direktor der Kriminalpolizei. Aus dem dämmrigen Vorführsaal hallen jede Menge weiterer Fragen.

»Römisch-katholisch.«

»Aber soweit ich weiß, war sie nicht fromm.«

»Nicht sehr.«

»Möglicherweise ein religiöses Motiv?«

»Ja, das habe ich mich auch schon gefragt. Von der Baustelle ist es schließlich nicht weit zu Sant'Agnese in Agone.«

»Für diejenigen, die nicht damit vertraut sind«, erklärt Capitano Poma. »Die heilige Agnes war eine Märtyrerin, die im Alter von zwölf Jahren gefoltert wurde, weil sie sich geweigert hat, einen Heiden wie mich zu heiraten.«

Gelächter. Eine kurze Debatte, ob es mit dem Mord eine religiöse Bewandnis hat. Aber Benton verneint.

»Es geht um sexuelle Erniedrigung«, sagt er. »Sie wird nackt zur Schau gestellt, in aller Öffentlichkeit und genau dort, wo sie ihre Freundinnen treffen sollte. Der Mörder wollte, dass sie gefunden wird, und es kam ihm darauf an, Menschen zu schockieren. Das hauptsächliche Motiv ist nicht Religiosität, sondern sexuelle Erregung.«

»Allerdings haben wir keine Hinweise auf Vergewaltigung gefunden«, sagt der Leiter des kriminaltechnischen Labors der Carabinieri. Mit Hilfe der Dolmetscherin erklärt er, der Täter habe weder Samenflüssigkeit noch Blut oder Speichel hinterlassen. Natürlich können diese Spuren auch vom Regen weggespült worden sein. Jedoch wurde DNA von zwei unterschiedlichen Quellen unter ihren Fingernägeln sichergestellt. Bis jetzt haben sich die Profile, wie er weiter erklärt, jedoch als wenig hilfreich erwiesen, denn die italienische Regierung gestattet es aus datenschutzrechtlichen Gründen nicht, Verdächtigen einen genetischen Fingerabdruck abzunehmen. In italienische Datenbanken können derzeit die Merkmale lediglich unter Gesichtspunkten eines Falles eingegeben werden, allerdings nicht namentlich sortiert nach Einzelpersonen.

»Also gibt es in Italien keine Ermittlungen auf der Basis von Datenbanken«, fügt Capitano Poma hinzu.

»Wir können nur feststellen, dass die unter Drews Fingernägeln festgestellte DNA nicht mit der einer in Italien oder den Vereinigten Staaten ansässigen Person übereinstimmt.«

»Ich nehme an, die DNA-Spuren unter den Fingernägeln des Opfers stammen von weißen Männern europäischer Herkunft«, sagt Benton.

»Ja«, erwidert der Leiter des Labors.

»Dr. Scarpetta«, sagt Capitano Poma. »Bitte fahren Sie fort.«

»Dürfte ich Autopsiefoto Nummer sechsundzwanzig sehen?«, beginnt sie. »Die Rückenansicht während der äußeren Untersuchung mit einer Nahaufnahme der Verletzungen.«

Die Bilder erscheinen auf der Leinwand. Zwei dunkel rote Krater mit schartigen Rändern. Der rote Punkt des Laserpointers gleitet über die schwere Wunde, wo sich die rechte Gesäßhälfte befunden hat. Dann wandert er zu der zweiten fehlenden Körperpartie am rechten Oberschenkel.

»Verursacht durch ein scharfes Schneideinstrument mit einer gezackten Klinge, das die Muskeln durchtrennt hat und bis zum Knochen vorgedrungen ist«, erläutert Scarpetta. »Da keine Reaktionen des Bindegewebes auf die Verletzungen erfolgt sind, ist davon auszugehen, dass es nach dem Tod geschah.«

»Verstümmelung nach dem Tod schließt Folter aus - zumindest was die Schnittverletzungen angeht«, ergänzt Benton.

»Aber welche Erklärung außer Folter gibt es dann?«, fragt Capitano Poma, und die beiden starren einander an wie zwei männliche Alphas beim Revierkampf. »Weshalb sollte ein Mensch einem anderen solch sadistische, entstellende Wunden zufügen? Sagen Sie, Dr. Wesley, haben Sie in all Ihren Berufsjahren vielleicht schon ähnliche Fälle erlebt? Schließlich waren Sie früher ein berühmter Profiler beim FBI.«

»Nein«, erwidert Benton barsch, denn er empfindet jegliche Anspielung auf seine Tätigkeit beim FBI als Seitenhieb. »Ich habe Verstümmelungen gesehen. Allerdings niemals solche. Insbesondere wenn man bedenkt, was er mit ihren Augen gemacht hat.«

Der Täter hat die Augäpfel des Opfers entfernt, die Augenhöhlen mit Sand gefüllt und die Lider anschließend zugeklebt.

Scarpetta erläutert das Vorgehen. Wieder läuft Benton ein Schauer den Rücken hinunter. Alles an diesem Fall bestürzt und fasziniert ihn gleichzeitig. Was haben die Symbole zu bedeuten? Augenausstechen ist für ihn nichts Neues. Doch Capitano Pomas Vermutungen sind an den Haaren herbeigezogen.

»Dieser alte griechische Sport, das Pankration, vielleicht haben Sie ja schon davon gehört?«, wendet sich Capitano Poma an die Runde. »Dabei darf man alle Mittel anwenden, um den Gegner schachmatt zu setzen. Damals war es üblich, dem Widersacher die Augen auszustechen oder ihn mit einem Messer oder durch Erwürgen zu töten. Drew wurden die Augen ausgestochen. Und sie wurde erwürgt.«

Der General der Carabinieri wendet sich mit Hilfe der Dolmetscherin an Benton: »Gibt es

möglicherweise einen Zusammenhang zum Pankration? Hat der Täter das Opfer vielleicht im Hinblick darauf erdrosselt und ihm die Augen ausgestochen?»

»Das glaube ich nicht«, erwidert Benton. »Beim Pankration war zwar nahezu jede Kampfmethod erlaubt und üblich, nicht aber, den Gegner zu beißen oder ihm die Augen einzudrücken beziehungsweise auszureißen.«

»Welche Erklärung kann es dann geben?«, hakt der General nach. Wie Capitano Poma trägt er eine prächtige Uniform mit noch mehr Silberknöpfen und Tressen an den Manschetten und dem hohen Kragen.

»Ich denke, das Motiv liegt nicht so offensichtlich auf der Hand. Vermutlich sind es persönliche Hintergründe«, sagt Benton.

»Ob er sich von Nachrichtenmeldungen inspirieren lässt?«, erkundigt sich der General. »Folter? Die Todeskommandos im Irak, die Menschen die Zähne ausreißen und ihnen die Augen ausstechen?«

»Ich kann nur betonen, dass die Tat einzig und allein Rückschlüsse auf die Psyche des Mörders zulässt. Mit anderen Worten: Ich glaube nicht, dass er auf ein aktuelles Ereignis oder sonst etwas anspielen will, das für uns nachvollziehbar ist. Die Wunden der Toten vermitteln uns einen Einblick in sein Innenleben«, sagt Benton.

»Alles nur Spekulation«, protestiert Capitano Poma. »Nein, psychologische Erkenntnisse auf der Basis jahrelanger Arbeit mit Gewaltverbrechern«, widerspricht Benton. »Aber dennoch nur Ihre Intuition.«

»Seine Intuition ignoriert man nur auf eigenes Risiko«, gibt Benton zurück.

»Könnten wir bitte die Autopsiefotos sehen, die das Opfer während der äußeren Untersuchung von vorn zeigen?«, unterbricht Scarpetta die Streithähne. »Eine Nahaufnahme vom Hals?« Sie wirft einen Blick auf die Liste. »Das wäre Nummer zwanzig.«

Ein dreidimensionales Bild erscheint auf der Leinwand: Drews Leiche auf einem Autopsietisch aus Edelstahl, Haut und Haare noch feucht vom Waschen.

»Wenn Sie hierher schauen« - Scarpetta deutet mit dem Pointer auf den Hals -, »erkennen Sie ein horizontal verlaufendes Würgemal.« Der rote Punkt wandert weiter die vordere Seite des Halses entlang. Doch ehe Scarpetta fortfahren kann, fällt ihr der Leiter des römischen Fremdenverkehrsamts ins Wort.

»Er hat ihr *danach* die Augen entfernt. *Nach* dem Tod«, sagt er. »Und nicht, als sie noch lebte. Das ist wichtig.«

»Ja«, erwidert Scarpetta. »Berichten zufolge sind Blutergüsse an den Knöcheln und die Würgemale die einzigen Verletzungen, die ihr zu Lebzeiten zugefügt wurden. Die Aufnahme von ihrem obduzierten Hals bitte. Nummer achtunddreißig.«

Kurz darauf ist das verlangte Bild zu sehen. Auf einem Schneidebrett erkennt man den Kehlkopf, Bindegewebe mit Spuren von Blutungen und die Zunge.

»Die Blutergüsse im Bindegewebe und der darunterliegenden Muskulatur sowie das gebrochene Zungenbein weisen deutlich darauf hin, dass sie erdrosselt wurde, während sie noch am Leben war.«

»Was ist mit Petechien?«

»Petechien, die punktförmigen Blutungen auf der Netzhaut, konnten wir nicht feststellen«, entgegnet Scarpetta. »Ihre Augen fehlten schließlich.«

»Was mag er damit gemacht haben? Ist Ihnen so etwas jemals untergekommen?«

»Ich habe Opfer mit ausgestochenen Augen gesehen, aber noch nie einen Täter erlebt, der die Augenhöhlen seines Opfers mit Sand füllt und ihm dann die Lider mit Zyanoacrylat verschließt.«

»Sekundenkleber«, ergänzt Capitano Poma.

»Mich interessiert vor allem der Sand«, fährt Scarpetta fort. »Er stammt offenbar nicht aus dieser Gegend. Außerdem wurden bei einer Untersuchung unter dem Rasterelektronenmikroskop mit Hilfe der Röntgen-Mikron-Analyse Spuren von Schießpulver gefunden: Blei, Antimon und Barium.«

»Von einem der hiesigen Strände kann der Sand also nicht sein«, folgert Capitano Poma. »Außer, es würde dort herumgeballert, ohne dass wir es wüssten.«

Gelächter.

»Sand aus Ostia würde Basalt enthalten«, fährt Scarpetta fort. »Außerdem andere Komponenten, die auf vulkanische Aktivitäten hinweisen. Ich glaube, Sie haben alle eine Kopie der Spektralanalyse des Sandes an der Leiche sowie einer Probe von einem Strand in Ostia vorliegen.«

Im Raum ist Papiergeraschel zu hören. Kleine Taschenlampen werden eingeschaltet.

»Beide Proben wurden mit Hilfe von Raman-Spektroskopie, und zwar mit einem 0,8-Milli watt-Infrarotlaser, untersucht. Wie Sie sehen können, weisen der Sand von den Stränden hier in Ostia und der in Drew Martins Augenhöhlen aufgefundene völlig unterschiedliche Spektralmerkmale auf. Im Rasterelektronenmikroskop sehen wir die Morphologie des Sandes, während die elektronische Abbildung die Schießpulverspuren zeigt, von denen hier die Rede ist.«

»Ostias Strände sind bei Touristen sehr beliebt«, merkt Capitano Poma an. »Allerdings nicht so sehr um diese Jahreszeit. Einheimische und Touristen warten meistens, bis es wärmer ist. Bis Ende Mai oder sogar bis Juni. Man trifft dort vor allem Römer, weil es mit dem Auto nur dreißig Minuten sind. Für mich ist das nichts«, fügt er hinzu, als würde sich jemand für seine persönliche Meinung über die Strände von Ostia interessieren. »Ich mag den schwarzen Sand nicht und würde niemals dort ins Wasser gehen.«

»Ich finde, dass die Herkunft dieses geheimnisvollen Sandes uns zu denken geben sollte«, sagt Benton. Inzwischen ist es später Nachmittag, und die Anwesenden werden allmählich unruhig.

»Warum eigentlich Sand? Offenbar hat der Sand - insbesondere dieser Sand - für den Täter eine ganz bestimmte Bedeutung. Er könnte uns einen Hinweis darauf geben, wo Drew ermordet wurde oder wo der Täter sich häufig aufhält.«

»Ja, schon gut«, erwidert Capitano Poma lapidar. »Die Sache mit den Augen und die schrecklichen Wunden sind für den Täter sicherlich auch ein Symbol. Zum Glück ist es uns gelungen, zu verhindern, dass diese Einzelheiten in den Medien bekannt werden. Die Öffentlichkeit weiß nichts davon. Falls es also zu

einer ähnlichen Tat kommt, steht fest, dass wir es nicht mit einem Trittbrettfahrer zu tun haben.«

Sie sitzen zu dritt bei Kerzenschein im *Tullio*, einer beliebten Trattoria mit Sandsteinfassade unweit der Theater, nur einen Katzensprung entfernt von der Spanischen Treppe.

Die Tische sind mit hellgelben Tüchern gedeckt. An der mit dunklem Holz vertäfelten Wand hinter ihnen befinden sich Weinregale. Aquarelle, die ländliche italienische Szenen darstellen, schmücken die Wände. Bis auf einen Tisch mit betrunkenen Amerikanern ist es ruhig im Lokal. Doch die sind voll und ganz mit sich selbst beschäftigt. Dasselbe gilt für den Kellner, der eine beigefarbene Jacke und eine schwarze Krawatte trägt. Keiner der Anwesenden interessiert sich für das, was Benton, Scarpetta und Capitano Poma gerade erörtern. Und wenn doch jemand in Hörweite kommt, wechseln sie rasch das Thema, reden über Belangloses und lassen Fotos und Berichte blitzschnell in ihren Mappen verschwinden.

Scarpetta trinkt einen Schluck von ihrem 1996er Biondi Santi Brunello, der sehr teuer, allerdings nicht der Wein ihrer Wahl ist, wenn man sie - wie es eigentlich üblich ist - gefragt hätte. Ohne den Blick von dem Foto neben ihrem Teller abzuwenden, stellt sie ihr Glas ab. Als Vorspeise isst sie Melone mit Parmaschinken. Danach hat sie gegrillten Barsch und Bohnen in Olivenöl bestellt. Vielleicht wird sie sich zum Nachschick Himbeeren gönnen, falls Bentons immer schlechter werdendes Benehmen ihr nicht endgültig den Appetit verdirbt. Das kann durchaus noch passieren.

»Auch wenn ich die Dinge vielleicht ein wenig zu sehr vereinfache«, sagt sie leise, »werde ich das Gefühl nicht los, dass wir etwas Wichtiges übersehen haben.« Mit dem Zeigefinger klopft sie auf ein Fundortfoto im Fall Drew Martin.

»Also stört es Sie jetzt plötzlich nicht mehr, ein Thema wieder und wieder durchzukauen?« Inzwischen lässt Capitano Poma keinen Zweifel mehr daran, dass er ihr den Hof macht. »Sehen Sie? Gutes Essen und Wein. Das hilft dem Verstand auf die Sprünge.« Er tippt sich an die Stirn, so wie Scarpetta gerade eben auf das Foto.

Mit nachdenklicher Miene fabuliert sie ins Blaue hinein: »Da ist etwas, das uns und allen anderen einfach nicht aufgefallen ist«, beharrt sie. »Häufig sieht man ja, wie es so schön heißt, den Wald vor lauter Bäumen nicht. Was ist es? Was will sie uns sagen?«

»Gut. Also machen wir nochmal die Augen auf«, beginnt Benton. Nur selten hat Scarpetta ihn in so feindseliger und abweisender Stimmung erlebt. Er macht kein Hehl aus seiner Verachtung für Capitano Poma, der nun einen eleganten Nadelstreifenanzug trägt. Die goldenen Manschettenknöpfe, versehen mit dem Emblem der Carabinieri, funkeln im Kerzenlicht.

»Ja, wir wollen jeden Zentimeter ihrer nackten Haut betrachten, wie sie war, bevor die Experten sich über sie hergemacht haben. Ganz unberührt. Genau so, wie der Täter sie liegen gelassen hat«, sagt Capitano Poma und blickt dabei Scarpetta an. »Denn das erzählt uns seine Geschichte, oder? Ach, und ehe ich es vergesse. Heute ist unser letzter Abend in Rom. Zumindest bis auf weiteres. Lassen Sie uns darauf anstoßen.«

Es wirkt unpassend, die Gläser zu erheben, während die nackte Leiche der jungen Frau auf den Fotos gewissermaßen dabei zusieht.

»Außerdem gebührt ein Toast dem FBI«, fährt Capitano Poma fort. »Das offenbar wild entschlossen ist, aus diesem Mordfall einen Terrorakt zu machen. Das beste weiche Ziel von allen: ein amerikanischer Tennisstar.«

»Es ist Zeitverschwendung, auch nur ein Wort darüber zu verlieren«, erwidert Benton und greift nach seinem Glas, allerdings nicht um anzustoßen, sondern um zu trinken.

»Dann sagen Sie Ihren Leuten, sie sollen diese ständigen Andeutungen lassen«, erwidert Capitano Poma. »Da wir jetzt allein sind, werde ich kein Blatt vor den Mund nehmen. Ihre Regierung verbreitet hinter den Kulissen derartige Gräuelmärchen, die wir vorhin einzig und allein deshalb nicht erörtert haben, weil wir Italiener nicht an diesen Unsinn glauben. Terroristen? Wie kann das FBI nur so ein dummes Zeug reden?«

»Sie sitzen hier nicht mit dem FBI am Tisch, sondern mit uns. Ich habe Ihre Anspielungen allmählich satt«, entgegnet Benton.

»Aber Sie haben doch den Großteil Ihrer beruflichen Laufbahn beim FBI verbracht. Bis Sie verschwunden sind und sich - aus irgendeinem Grund - tot gestellt haben.«

»Falls wir es hier mit einem Terrorakt zu tun hätten, wäre inzwischen ein Bekennerschreiben eingegangen«, antwortet Benton. »Außerdem wäre es mir lieber, wenn Sie das FBI oder meine Vergangenheit nicht mehr erwähnen würden.«

»Der einzige Grund ist die unersättliche Sensationsgier Ihres Landes, das es wohl einfach nicht lassen kann, Panikstimmung zu verbreiten und sich zur Weltmacht aufzuschwingen.« Capitano Poma füllt die Weingläser nach. »Ihr FBI befragt Zeugen hier in Rom und tritt Interpol auf den Schlips, obwohl es eigentlich mit dessen Vertretern vor Ort zusammenarbeiten sollte. Zu allem Überfluss hat man jetzt noch alle möglichen Schwachköpfe aus Washington eingeflogen, die keine blasse Ahnung von Italien haben, geschweige denn, dass sie einen derart komplizierten Mordfall ...«

»Inzwischen sollten Sie gelernt haben, Capitano Poma, dass politische Grabenkämpfe und Kompetenzgerangel in der Natur des Menschen liegen.«

»Warum nennen Sie mich nicht Otto, so wie alle meine Freunde?« Als er näher an Scarpetta heranrutscht, steigt ihr der Geruch seines Rasierwassers in die Nase. Er schiebt die Kerze beiseite, wirft einen angewiderten Blick auf den Tisch mit den schlecht erzogenen betrunkenen Amerikanern und sagt: »Sie wissen doch, dass wir uns wirklich Mühe geben, Sie zu mögen.«

»Das können Sie sich sparen. Sie sind nämlich der Einzige«, meint Benton.

»Ich werde nie verstehen, warum Amerikaner so laut sein müssen.«

»Weil wir einander nicht zuhören«, antwortet Scarpetta. »Deshalb haben wir ja auch George Bush.«

Capitano Poma nimmt das Foto, das neben ihrem Teller liegt, und betrachtet es, als wäre es ihm völlig neu. »Ich sehe mir an, was ich vor Augen habe«, meint er. »Und mehr kann ich beim besten Willen nicht erkennen.«

Mit versteinerter Miene beobachtet Benton, wie die beiden so dicht beisammen dasitzen.

»Besser, man geht gar nicht erst davon aus, dass es etwas Augenscheinliches gibt. Das ist nur ein Wort«, sagt Scarpetta und holt weitere Fotos aus einem Umschlag. »Es hängt einzig und allein von der persönlichen Wahrnehmung ab. Und meine unterscheidet sich vermutlich von Ihrer.«

»Ich denke, das haben Sie bereits heute Nachmittag klar unter Beweis gestellt«, erwidert Poma, während Benton ihn weiter anstarrt.

Scarpetta wirft Benton einen vielsagenden Blick zu, der ihm mitteilen soll, dass ihr sein Verhalten nicht entgangen ist und dass er keinen Grund zur Eifersucht hat. Schließlich hat sie nichts getan, um Poma zu ermutigen.

»Also, was sehe ich? Tja, warum fangen wir dann nicht bei ihren Zehen an?« Benton hat seinen Büffelmozzarella kaum angerührt und ist schon beim dritten Glas Wein.

»Eigentlich eine gute Idee.« Scarpetta mustert die Fotos von Drew, bis ihr Blick auf einer Nahaufnahme ihrer nackten Zehen hängen bleibt. »Ordentlich manikürt. Nägel frisch lackiert. Kurz vor ihrer Abreise aus New York war sie bei der Fußpflegerin«, wiederholt sie die bisher vorliegenden Erkenntnisse.

»Spielt das eine Rolle?« Beim Betrachten der Fotos rückt der Capitano so nah an Scarpetta heran, dass sein Arm ihren berührt. Sie spürt seine Hitze, und sein Geruch steigt ihr in die Nase. »Ich glaube nicht. Meiner Ansicht nach ist wichtiger, was sie anhatte: schwarze Jeans, weiße Seidenbluse, schwarze Lederjacke mit schwarzem Seidenfutter, Höschen und BH ebenfalls schwarz.« Er hält inne. »Seltsamerweise wurden an ihrem Körper keine Fasern von diesen Kleidungsstücken gefunden. Nur von dem Laken.«

»Wir wissen nicht, ob es ein Laken war«, verbessert Benton ihn in scharfem Ton.

»Außerdem fehlt von ihren Kleidern, der Uhr, den Lederarmbändern und den Ohrringen jede Spur«, fährt Poma, an Scarpetta gewandt, fort. »Also hat der Täter sie mitgenommen. Aber warum? Als Souvenirs vielleicht? Doch da Sie die Pediküre so wichtig finden, lassen Sie uns darüber reden. Gleich nach ihrer Ankunft in New York war Drew in einem Schönheitssalon am Central Park South. Das geht aus ihrer Kreditkartenrechnung hervor - genauer gesagt war es die Kreditkarte ihres Vaters. Soweit ich informiert bin, war er sehr großzügig zu ihr.«

»Ich denke, es ist allgemein bekannt, dass sie verwöhnt war«, wendet Benton ein.

»Meiner Ansicht nach sollten wir mit solchen Ausdrücken vorsichtig sein«, erwidert Scarpetta. »Sie hat ihr Geld ehrlich verdient, sechs Stunden täglich trainiert und sich wirklich ins Zeug gelegt. Schließlich hatte sie gerade den Family Circle Cup gewonnen, und man rechnete ihr gute Siegeschancen im nächsten Turnier aus.«

»Der Family Circle Cup wird doch dort ausgetragen, wo Sie wohnen«, sagt Capitano Poma zu ihr. »In Charleston, South Carolina. Seltsam, finden Sie nicht? Noch am selben Abend ist sie nach New York geflogen. Und von dort aus hierher. Und dann das.« Er deutet auf die Fotos.

»Ich wollte damit nur sagen, dass man sich mit Geld keine Turniersiege kaufen kann und dass

verwöhnte Menschen normalerweise nicht so hart arbeiten wie Drew«, fügt Scarpetta hinzu.

»Der Vater hat sie mit materiellen Dingen überhäuft, aber keine Lust gehabt, sich um sie zu kümmern«, beharrt Benton. »Dasselbe gilt für die Mutter.«

»Ja, ja«, stimmt Poma zu. »Was sind das nur für Eltern, die einer Sechzehnjährigen erlauben, mit zwei achtzehnjährigen Freundinnen ins Ausland zu reisen? Insbesondere, da das junge Mädchen in letzter Zeit recht launisch war und an Stimmungsschwankungen litt.«

»Wenn ein Kind bockt, ist es oft leichter, nachzugeben und sich die Debatten zu sparen«, sagt Scarpetta und muss dabei an ihre Nichte Lucy denken. Mein Gott, wie sie sich in Lucys Kindheit und Teenagerzeit gestritten haben! »Was ist mit ihrem Trainer? Wissen wir etwas über diese Beziehung?«

»Er heißt Gianni Lupano. Ich habe mit ihm gesprochen. Er war über ihre Reise hierher informiert, aber gar nicht glücklich darüber, da in den nächsten Monaten einige wichtige Turniere - wie zum Beispiel Wimbledon - anstanden. Außerdem war er nicht sehr auskunftsbereit und anscheinend über sie verärgert.«

»Und dann wären da noch die Italian Open hier in Rom im nächsten Monat«, ergänzt Scarpetta und findet es eigenartig, dass Poma dieses Turnier nicht erwähnt hat.

»Natürlich. Also hätte sie trainieren und sich nicht mit Freundinnen herumtreiben sollen. Allerdings interessiere ich mich nicht für Tennis.«

»Wo war Lupano zum Zeitpunkt des Mordes?«, erkundigt sich Scarpetta.

»In New York. Wir haben in dem Hotel angerufen, das er angegeben hat. Er war zum fraglichen Zeitpunkt tatsächlich dort registriert. Bei unserem Gespräch meinte er, Drew sei in letzter Zeit launisch gewesen. Einen Tag himmelhoch jauchzend, am nächsten zu Tode betrübt. Sehr stur, schwierig und unberechenbar. Ihre Zusammenarbeit hätte auf der Kippe gestanden, denn er hätte keine Lust mehr gehabt, länger den Blitzableiter zu spielen.«

»Mich würde interessieren, ob in ihrer Familie schon öfter krankhafte Stimmungsschwankungen vorgekommen sind«, sagt Benton. »Vermutlich haben Sie danach nicht gefragt.«

»Nein. Ich muss mich für meine mangelnde Geistesgegenwart entschuldigen.«

»Es wäre ausgesprochen hilfreich, zu wissen, ob sie vielleicht eine psychiatrische Krankengeschichte hatte, die ihre Familie verschweigt.«

»Dass sie an einer Essstörung litt, ist allgemein bekannt«, sagt Scarpetta. »Sie hat offen darüber gesprochen.«

»Ihre Eltern haben wirklich keine psychiatrische Erkrankung erwähnt?«, setzt Benton dem Capitano weiter zu.

»Nur eben das übliche Auf und Ab. Typisch Teenager eben.«

»Haben Sie Kinder?« Benton greift nach seinem Glas.

»Nicht dass ich wüsste.«

»Ein Auslöser«, meint Scarpetta. »Mit Drew stimmte etwas nicht, das alle uns verschweigen. Vielleicht ist es ja das, was wir einfach nicht sehen können. Ihr Verhalten war doch für alle offensichtlich. Ihr Alkoholkonsum ebenfalls. Warum? Ist etwas geschehen?«

»Das Turnier in Charleston«, wendet sich Capitano Poma an Scarpetta. »Dort, wo Sie Ihre Privatpraxis haben. Wie nennt man die Gegend noch einmal? *Lowcountry*? Was genau bedeutet *Low-country* eigentlich?« Langsam lässt er seinen Wein im Glas kreisen und verschlingt Scarpetta dabei mit Blicken.

»Dass es fast auf einer Höhe mit dem Meeresspiegel liegt. Tiefland im wahrsten Sinne des Wortes.«

»Und die Polizei bei Ihnen interessiert sich gar nicht für diesen Fall? Schließlich hat Drew nur zwei Tage vor ihrer Ermordung dort bei einem Turnier gespielt.«

»Man ist sicher neugierig ...«, beginnt Scarpetta.

»Der Mord geht die Polizei von Charleston nichts an«, fällt Benton ihr prompt ins Wort. »Sie ist nicht dafür zuständig.«

Poma beobachtet, wie Scarpetta Benton einen Blick zuwirft. Ihm ist nicht entgangen, dass zwischen den beiden schon den ganzen Nachmittag über eine gespannte Stimmung herrscht.

»Mangelnde Zuständigkeit hat noch niemanden daran gehindert, zu erscheinen und mit seiner Polizeimarke herumzuwedeln«, sagt er.

»Falls Sie damit wieder auf das FBI anspielen, war das wohl unmissverständlich«, entgegnet Benton. »Und wenn Sie weiter darauf herumhacken wollen, dass ich einmal beim FBI war, können Sie sich die Mühe sparen. Was Dr. Scarpetta und mich angeht, haben Sie selbst uns beide eingeladen. Wir haben nicht einfach auf der Matte gestanden, Otto - schließlich haben Sie uns ja gebeten, Sie so zu nennen.«

»Irre ich mich, oder fehlt diesem Wein etwas?« Poma hält sein Glas hoch und mustert es wie einen mit einem Makel behafteten Diamanten.

Den Wein hat Benton ausgesucht. Scarpetta kennt sich zwar besser mit italienischen Weinen aus als er, doch offenbar ist er gerade auf der Evolutionsleiter fünfzig Sprossen nach unten gerutscht und muss deshalb heute Abend unbedingt das Alphetier spielen. Während sie das nächste Foto betrachtet, kann sie spüren, dass Capitano Poma sich von ihr angezogen fühlt, und sie ist froh, dass der Kellner gerade voll und ganz mit den lauten Amerikanern am Nebentisch beschäftigt ist.

»Eine Nahaufnahme ihrer Beine«, sagt sie. »Blutergüsse an den Knöcheln.«

»Und zwar ziemlich frisch«, ergänzt Poma. »Ob er sie festgehalten hat?«

»Mag sein. Sie stammen jedenfalls nicht von Fesseln.«

Scarpetta wünschte sich, Capitano Poma würde nicht so dicht neben ihr sitzen, aber sie kann nicht mehr ausweichen, weil sie direkt an der Wand sitzt. Warum muss er sie ständig wie zufällig streifen, wenn er nach einem Foto greift?

»Sie hatte sich vor kurzem die Beine rasiert, ich würde sagen, innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden vor ihrem Tod. Kaum Stoppeln. Sie hat auf ihr Aussehen geachtet, obwohl sie mit anderen Frauen unterwegs war. Das könnte wichtig sein. Wollte sie sich vielleicht mit jemandem treffen?«

»Natürlich. Drei junge Frauen auf der Suche nach jungen Männern«, erwidert Poma.

Scarpetta sieht, dass Benton den Kellner heranwinkt, um noch eine Flasche Wein zu bestellen.

»Drew war prominent«, sagt sie. »Soweit ich informiert bin, verhielt sie sich Fremden gegenüber eher argwöhnisch und fühlte sich rasch bedrängt.«

»Dass sie so viel getrunken haben soll, ist mir unverständlich«, sagt Benton.

»Alkoholikerin war sie ganz sicher nicht«, antwortet Scarpetta. »Wenn du dir diese Fotos anschaust, siehst du, dass sie ausgesprochen gut in Form, schlank und durchtrainiert war. Falls sie also wirklich zu viel Alkohol konsumiert hat, dann sicher erst seit kurzer Zeit, was auch ihre Turniersiege belegen. Deshalb müssen wir uns wieder fragen, ob in den letzten Tagen und Wochen vielleicht etwas geschehen ist, das sie emotional aus der Bahn geworfen hat.«

»Depressiv. Nicht belastbar. Alkoholmissbrauch«, zählt Benton auf. »Alles Eigenschaften, die dazu beitragen, dass ein Verbrecher leichtes Spiel mit seinem Opfer hat.«

»Und genau so ist es sicher auch gewesen«, mischt sich Poma ein. »Eine Zufallstat. Ein wehrloses Mädchen. Allein auf der Piazza di Spagna, wo sie sich den golden geschminkten Pantomimen angeschaut hat.«

Der golden geschminkte Pantomime tat das, was Pantomimen gemeinhin so tun, und als Drew noch eine Münze in seinen Becher warf, gab er ihr sehr zu ihrer Freude eine Sondervorstellung.

Angeblich hatte sie keine Lust, mit ihren Freundinnen weiterzuschlendern. »Unter der goldenen Schminke verbirgt sich bestimmt ein hübscher Italiener«, lauteten ihre letzten Worte zu ihnen, worauf sie erwiderten: »Falls er überhaupt ein Italiener ist.« Ein guter Einwand, denn schließlich hatte der Pantomime bis jetzt kein Wort gesprochen.

Drew schlug ihren Freundinnen vor, sie sollten doch noch ein wenig spazieren gehen und sich vielleicht die Läden in der Via de Condotti ansehen, und versprach, sich auf der Piazza Navona am Brunnen mit ihnen zu treffen, wo sie dann warteten und warteten. Wie sie Capitano Poma berichteten, hatten sie die dort angebotenen knusprigen Waffeln aus Eiern, Mehl und Zucker gekostet und sich kichernd von jungen Italienern mit Wasserpistolen beschießen lassen, aber schließlich doch keine gekauft. Den Fake-Tattoos konnten sie jedoch nicht widerstehen. Und anschließend hatten sie eine Combo aus Straßenmusikanten animiert, ihnen auf Panflöten amerikanische Melodien vorzuspielen. Wie sie einräumten, hatten sie beim Mittagessen ein wenig zu tief ins Glas geschaut und waren in ziemlich ausgelassener Stimmung.

Drew beschrieben sie als »ein bisschen betrunken«, und sie meinten, sie sei sehr hübsch gewesen, ohne es zu wissen. Sie habe gedacht, dass die Leute sie nur anstarrten, weil sie sie wiedererkannten, obwohl es häufig eher an ihrem Äußeren lag.

»Sie war nur Tennisfans ein Begriff«, meinte eine ihrer Freundinnen zu Capitano Poma. »Sie ahnte

einfach nicht, wie schön sie war.«

Während des Hauptgangs redet Capitano Poma wie ein Wasserfall. Benton trinkt mehr, als er isst, und Scarpetta weiß genau, was in ihm vorgeht. Er hält es für ihre Pflicht, Pomas Annäherungsversuchen Einhalt zu gebieten und aus seiner Reichweite zu rutschen - auch wenn sie dazu vom Tisch aufstehen oder sogar die Trattoria verlassen müsste. In Bentons Augen ist der Capitano ein unerträglicher Angeber. Er findet es empörend, dass ein *medico legale* Zeugen befragt, als wäre er der leitende Kriminalbeamte. Außerdem erwähnt Poma niemals die Namen anderer an dem Fall beteiligter Kollegen. Offenbar hat Benton vergessen, dass der Capitano ja der »Sherlock Holmes von Rom« ist. Wahrscheinlicher jedoch ist, dass ihn einfach nur die Eifersucht plagt.

Scarpetta macht sich Aufzeichnungen, während Poma in allen Einzelheiten die ausführliche Vernehmung des golden geschminkten Pantomimen schildert, der übrigens ein wasserdichtes Alibi hat. Als Drews Freundinnen sie am späten Nachmittag suchten, stand er noch an derselben Stelle am Fuße der Spanischen Treppe und gab seine Vorstellung. Der Mann will sich zwar noch dunkel an das Mädchen erinnern, kenne es aber nicht namentlich. Sie sei betrunken gewesen und irgendwann weitergegangen. Eigentlich habe er kaum auf sie geachtet. Schließlich sei er Pantomime und die ganze Zeit über keinen Moment aus der Rolle gefallen. Im bürgerlichen Leben arbeitet er als Nachtportier im *Hassler*, wo Benton und Scarpetta wohnen. Das *Hassler* befindet sich oben an der Spanischen Treppe und ist eines der besten Hotels in Rom. Benton hat darauf bestanden, die Penthouse-Suite zu nehmen, und zwar aus Gründen, die er Scarpetta noch erklären muss.

Scarpetta hat ihren Fisch kaum angerührt. Stattdessen betrachtet sie weiter die Fotos, als sehe sie sie zum ersten Mal. An Bentons und Pomas Debatte zu dem Thema, warum einige Mörder ihre Opfer auf groteske Weise zur Schau stellen, beteiligt sie sich nicht. Sie fügt auch nichts hinzu, als Benton von der erregenden Wirkung von Zeitungsschlagzeilen auf Sexualstraftäter spricht. Für manche von ihnen steigert es das Vergnügen, sich in der Nähe des Tatorts oder zwischen den Gaffern herumzudrücken und das Drama um den Leichenfund und das wohlige Gruseln der Menge zu genießen. Scarpetta mustert Drews nackten, verstümmelten Körper, der auf der Seite liegt. Die Beine geschlossen, Knie und Ellenbogen angewinkelt, die Hände unterm Kinn.

Fast als schliefe sie.

»Ich bin nicht sicher, ob er sein Opfer verachtet«, sagt sie. Benton und Poma verstummen.

»Wenn man genau hinschaut« - sie schiebt ein Foto zu Benton hinüber -, »und zwar, ohne automatisch vorauszusetzen, dass es sich um einen Akt der sexuellen Demütigung handelt, könnte man sich fragen, ob da nicht etwas anderes im Spiel ist. Nichts Religiöses - sie betet ganz sicher nicht zur heiligen Agnes. Aber seht euch die Körperhaltung an.« Scarpetta beschreibt die Dinge in der Reihenfolge, wie sie ihr in den Sinn kommen. »Es wirkt fast zärtlich.«

»Zärtlich? Das soll wohl ein Scherz sein«, wundert sich Capitano Poma.

»Oder wie im Schlaf«, fährt Scarpetta fort. »Jedenfalls macht es auf mich nicht den Eindruck einer sexuell demütigenden Haltung. Typischerweise liegt das Opfer in diesen Fällen nämlich auf dem Rücken, Arme und Beine gespreizt, und so weiter und so fort. Je länger ich das Bild betrachte, desto sicherer bin ich mir.«

»Kann sein.« Benton greift nach dem Foto.

»Aber sie ist nackt. Ungeschützt den Blicken von Schaulustigen ausgeliefert«, wendet Poma ein.

»Schauen Sie sich die Körperhaltung an. Natürlich könnte ich mich auch irren. Ich versuche nur, auch für andere Deutungsmöglichkeiten offen zu sein, meine Vorurteile beiseitezuschieben und meinen Zorn zu vergessen, der mich dem Täter Hass unterstellen lässt. Es ist nur so ein Gefühl. Möglicherweise wollte er ja, dass sie gefunden wird, hatte allerdings nicht die Absicht, sie sexuell zu erniedrigen«, sagt sie.

»Sie erkennen darin wirklich weder Verachtung noch Wut?« Capitano Poma versteht offenbar die Welt nicht mehr.

»Ich glaube, die Tat hat in ihm ein Machtgefühl ausgelöst«, erwidert sie. »Er hat es genossen, dass das Opfer ihm ausgeliefert war. Doch seine weiteren Motive können wir nur vermuten. Eine sexuelle Komponente will ich auf gar keinen Fall ausschließen. Es soll auch nicht heißen, dass keine Wut im Spiel ist. Ich denke nur, dass das nicht seine wichtigsten Beweggründe waren.«

»In Charleston ist man sicher froh, Sie an Bord zu haben«, meint er.

»Ganz im Gegenteil«, antwortet sie. »Zumindest, was den dortigen Leichenbeschauer betrifft.«

Die betrunkenen Amerikaner werden immer lauter. Benton scheint von ihrem Gespräch abgelenkt.

»Ich an der Stelle des Leichenbeschauers würde mich glücklich schätzen, über eine Expertin wie Sie verfügen zu können. Oder macht er etwa keinen Gebrauch von Ihren Talenten?«, fragt Capitano Poma und streift Scarpetta wieder, als er nach einem Foto greift, das er eigentlich längst kennt.

»Der Leichenbeschauer von Charleston schickt seine Fälle lieber an die medizinische Fakultät der University of South Carolina. Offenbar ist ihm meine private pathologische Praxis nicht ganz geheuer. Daher arbeite ich nur für Leichenbeschauer in anderen Bezirken, die keinen Zugang zu einem gerichtsmedizinischen Institut oder Laboren haben«, erklärt sie mit einem Auge auf Benton.

Er signalisiert ihr, zuzuhören, was die betrunkenen Amerikaner sagen.

»... ich finde dieses ständige >Kein Kommentar< unseriös«, verkündet einer von ihnen gerade in selbstgerechtem Ton.

»Man kann es ihr nicht verdenken, dass sie es nicht an die große Glocke hängen will. Bei Oprah Winfrey oder bei Anna Nicole Smith sind die Schaulustigen doch auch sofort in Scharen erschienen.«

»Einfach fies! Stell dir mal vor, du lägst im Krankenhaus ...«

»Oder im Leichenschauhaus wie in Anna Nicole Smiths Fall. Oder sogar schon unter der Erde ...«

»... und Horden von fremden Menschen stehen auf der Straße und kreischen deinen Namen.«

»Wer die Hitze nicht aushält, muss sich von der Küche fernhalten. Das ist eben der Preis, wenn man reich und berühmt ist.«

»Worum geht es?«, will Scarpetta von Benton wissen.

»Anscheinend hatte unsere alte Freundin Dr. Seif heute einen Notfall und wird eine Weile nicht auf Sendung sein«, erwidert er.

Capitano Poma dreht sich um und betrachtet die feuchtfröhliche Runde am Nebentisch. »Kennen Sie sie persönlich?«, fragt er.

»Wir ... Kay hatte eine kleine Auseinandersetzung mit ihr«, erklärt Benton.

»Ich glaube, ich habe etwas dergleichen gelesen, als ich mich nach Ihnen erkundigt habe. Ein Skandal um einen ausgesprochen brutalen Mordfall in Florida, an dem Sie alle drei beteiligt waren.«

»Schön, zu wissen, dass Sie Nachforschungen über uns angestellt haben«, entgegnet Benton. »Wie überaus gewissenhaft von Ihnen.«

»Ich wollte mich nur im Voraus ein wenig mit Ihnen vertraut machen.« Poma blickt Scarpetta in die Augen. »Eine sehr schöne Frau, die ich kenne, schaut sich regelmäßig Dr. Selfs Sendung an. Sie hat mir erzählt, sie habe Drew letzten Herbst in der Show gesehen. Es hatte etwas mit ihrem Sieg in dem wichtigen Turnier in New York zu tun. Wie ich bereits erzählt habe, interessiere ich mich nicht für Tennis.«

»Die U.S. Open«, sagt Scarpetta.

»Ich wusste gar nicht, dass Drew in Dr. Selfs Sendung aufgetreten ist«, sagt Benton mit einem ungläubigen Stirnrunzeln.

»Ist sie aber. Ich habe das nachgeprüft. Wirklich sehr interessant. Und jetzt hat Dr. Seif also plötzlich einen familiären Notfall. Ich habe versucht, sie zu erreichen, um ihr ein paar Fragen zu stellen, aber sie hat sich noch nicht bei mir gemeldet. Vielleicht könnten Sie sich ja für mich verwenden«, fügt er, an Scarpetta gewandt, hinzu.

»Ich bezweifle sehr, dass das hilfreich wäre«, antwortet sie. »Für Dr. Seif bin ich ein rotes Tuch.«

Auf dem Weg zum Hotel schlendern sie die dunkle Via Due Macelli entlang.

Scarpetta stellt sich vor, wie Drew durch diese Straßen gegangen ist, und fragt sich, wen sie wohl getroffen haben mag. Wie sieht der Mann aus? Wie alt ist er? Wie hat er ihr Vertrauen gewonnen? Kannten Sie sich bereits? Obwohl es hellichter Tag gewesen ist und es auf den Straßen nur so von Menschen wimmelte, hat sich niemand gemeldet und ausgesagt, er habe im Anschluss an Drews Begegnung mit dem Pantomimen eine Person gesehen, auf die ihre Beschreibung passt. Wie kann das sein? Immerhin war Drew eine der berühmtesten Sportlerinnen der Welt. Und dennoch will sie niemand auf den Straßen von Rom erkannt haben?

»War es womöglich doch ein Zufallsverbrechen? Etwa so wahrscheinlich, als ob man vom Blitz getroffen wird. Aber das werden wir wohl nie erfahren«, sagt Scarpetta, als sie durch die milde Nacht spazieren. Ihre Schatten gleiten über alte Gemäuer. »Drew war allein und beschwipst. Vielleicht hatte sie sich in eine abgelegene Seitengasse verirrt - und da hat der Täter sich an sie rangemacht. Und dann? Hat

er sich erboten, ihr den Weg zu zeigen, und sie stattdessen an einen Ort gelockt, wo sie ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war? Vielleicht in seine Wohnung? Oder in sein Auto? Wenn ja, muss er zumindest ein paar Brocken Englisch können. Wie kommt es, dass sie keiner Menschenseele aufgefallen ist?«

Benton schweigt. Ihre Schuhe scharren auf dem Pflaster. Auf der Straße hallen die Stimmen von Menschen, die aus den Restaurants und Bars kommen. Dröhnende Motorroller und Autos zischen zentimeterdicht an ihnen vorbei.

»Angeblich sprach Drew nur ein paar Brocken Italienisch«, fügt Scarpetta hinzu.

Die Sterne sind verloschen. Weich bescheint das Mondlicht die Casina Rossa, das verputzte Haus, wo Keats im Alter von fünfundzwanzig Jahren an Tuberkulose gestorben ist.

»Vielleicht hat er sie ja auch schon seit längerer Zeit verfolgt«, spricht sie weiter. »Oder er kannte sie von früher. Das werden wir wohl ebenfalls nie wissen, falls er es nicht noch einmal tut und erwisch wird. Redest du nicht mehr mit mir, Benton? Soll ich hier etwa weiter Monologe halten?«

»Was zum Teufel läuft zwischen dir und diesem Kerl? Oder willst du mich für irgendetwas bestrafen?«, gibt er zurück.

»Wen meinst du?«

»Diesen verdammten Capitano, wen sonst?«

»Die erste Antwort lautet: Da läuft gar nichts, und es ist albern von dir, so etwas auch nur anzunehmen. Aber darauf kommen wir noch. Die Sache mit der Bestrafung interessiert mich viel mehr. Du tust, als wäre es mein Hobby, dich oder andere Leute zu bestrafen.«

Sie steigen die Spanische Treppe hinauf, was wegen ihrer verletzten Gefühle und der vielen Gläser Wein ziemlich anstrengend ist. Die eng umschlungenen Liebespaare und die lachenden Jugendlichen achten nicht auf sie. Das *Hassler* erhebt sich, scheinbar in weiter Ferne, hell erleuchtet wie ein Palast, über die Stadt.

»Meine Mitmenschen zu bestrafen ist in meinem Charakter einfach nicht angelegt«, fährt Scarpetta fort. »Ich versuche zwar, mich und andere zu schützen, aber ich bestrafe niemanden. Insbesondere nicht jemanden, der mir etwas bedeutet. Und vor allem nicht« - atemlos hält sie inne - »dich.«

»Ich kann es dir nicht zum Vorwurf machen, wenn du Lust hast, dich auch mit anderen Männern zu treffen. Aber sag es mir. Mehr verlange ich nicht. Spiel mir kein Theater vor wie heute den ganzen Tag. Wir sind hier nicht mehr auf der Highschool.«

»Spielen? Theater?«

»Der Bursche hat dich ja keinen Moment in Ruhe gelassen«, beschwert sich Benton.

»Und ich habe mein Möglichstes getan, um ihn auf Abstand zu halten.«

»Den ganzen Tag ging das schon so. Er konnte dir nicht nah genug sein und hat dich vor meinen Augen

mit Blicken ausgezogen und betatscht.«

»Benton ...«

»Ich weiß, dass er gut aussieht. Vielleicht fühlst du dich ja zu ihm hingezogen. Doch in meiner Gegenwart werde ich das nicht dulden, verdammt!«

»Benton ...«

»Dasselbe gilt für die Kerle in Charleston. Ich habe ja keine Ahnung, was du da treibst!«

»Benton!« Schweigen.

»Du redest dummes Zeug. Seit wann, um alles in der Welt, hast du dir je Sorgen machen müssen, dass ich dich mit Vorsatz betrüge?«

Bis auf ihre Schritte und ihre schweren Atemzüge ist es still.

»Mit Vorsatz«, wiederholt sie. »Denn ich war nur ein einziges Mal mit einem anderen zusammen, und zwar damals, als ich dachte ...«

»... ich wäre tot«, beendet er den Satz. »Ist ja toll. Man teilt dir also mit, ich sei tot. Und eine Minute später vögelst du mit einem Kerl, der jung genug ist, um dein Sohn zu sein!«

»Hör auf damit.« Allmählich reicht es ihr. »Lass das.«

Er ist still. Auch nach einer Flasche Wein ist Benton klug genug, nicht darauf herumzuhacken, dass er keine andere Wahl hatte, als seinen Tod vorzutäuschen und in einem Zeugenschutzprogramm unterzutauchen. Seinetwegen hat Scarpetta eine Menge ertragen müssen. Also ist er der Letzte, der das Recht hat, ihr Vorwürfe zu machen.

»Tut mir leid«, sagt er.

»Was ist wirklich los?«, fragt sie. »Herrje, diese Stufen.«

»Offenbar können wir es nicht ändern. Genauso wie das, was du über *livor mortis* und *rigor mortis* gesagt hast. Festgesetzt. Also sehen wir der Wirklichkeit ins Auge.«

»Da gibt es nichts, dem man ins Auge sehen müsste. Bei *livor mortis* und *rigor mortis* geht es um Menschen, die tot sind. Wir hingegen leben noch. Das hast du doch gerade selbst gesagt.«

Beide sind außer Atem. Scarpettas Herz klopft.

»Tut mir wirklich leid.« Damit meint er die Vergangenheit und seinen angeblichen Tod, mit dem er ihr Leben aus der Bahn geworfen hat.

»Warum ärgerst du dich so über diesen aufdringlichen Kerl?«, fragt sie.

Benton ist es gewohnt, dass andere Männer Interesse an ihr zeigen. Bis jetzt hat er sich noch nie darüber

aufgeregt, sondern es eher amüsant gefunden und Vertrauen in ihre Beziehung gehabt. Außerdem weiß er um seine eigene Anziehungskraft und kennt das Problem sehr wohl, mit dem Scarpetta sich auseinandersetzen muss: nämlich, dass Frauen ihn anstarren, ihn wie zufällig streifen und ihn schamlos begehren.

»Du hast in Charleston ein neues Leben angefangen«, erzählt er weiter. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass du so bald wieder die Zelte abbrechen willst. Warum bist du nur so weit fortgegangen?«

»Das fragst ausgerechnet du?« Die Treppe scheint endlos zu sein.

»Du hast genau gewusst, dass ich beruflich an Boston gebunden bin und nicht nach Belieben umziehen kann. Was wird jetzt aus uns, verdammt?«

»Du bist eifersüchtig. Du benutzt Kraftausdrücke, und das tust du sonst nie. Mein Gott, wie ich Treppen hasse!« Sie ringt nach Luft. »Du hast keinen Grund, dich plötzlich bedroht zu fühlen. Das passt so gar nicht zu dir. Was ist los?«

»Ich habe zu viel erwartet.«

»Was hast du denn erwartet, Benton?«

»Ach, egal.«

»Nein, ist es nicht.«

Weiter steigen sie die endlose Treppe hinauf und schweigen, weil ihnen ihre Beziehung zu wichtig ist, um sie keuchend zu besprechen. Scarpetta weiß, dass Bentons Wut Ausdruck seiner Angst ist. Rom ist nicht sein Revier, und er fühlt sich unterlegen. Er fürchtet um seinen Einfluss in ihrer Beziehung, weil er - mit Scarpettas Segen - nach Massachusetts gegangen ist. Die Gelegenheit, als forensischer Psychologe im der Universität Harvard angeschlossenen McLean Hospital zu arbeiten, war einfach zu verlockend.

»Was haben wir uns nur dabei gedacht?«, sagt sie. Sie haben das obere Ende der Treppe erreicht, und sie greift nach seiner Hand. »Wahrscheinlich waren wir wieder einmal zu idealistisch. Halt meine Hand, das gibt mir Kraft. Siebzehn Jahre lang haben wir es nicht geschafft, in derselben Stadt, geschweige denn im selben Haus zu wohnen.«

»Und du glaubst, daran lässt sich nichts ändern?« Er verschränkt die Finger mit ihren und holt tief Luft.

»Wie denn?«

»Wahrscheinlich habe ich insgeheim dem Wunschtraum nachgegeben, du könntest irgendwann umziehen. Vielleicht hättest du ja die Möglichkeit, in Harvard, am MIT oder in Tufts zu unterrichten. An der medizinischen Fakultät. Du könntest auch stundenweise als Beraterin im McLean arbeiten. Oder in Boston am Gerichtsmedizinischen Institut. Möglicherweise könntest du dort Chefpfathologin werden.«

»Ein solches Leben will ich nie wieder führen«, erwidert Scarpetta, als sie in die Hotelhalle treten. Sie ist im Stil der Belle Epoque gehalten und stammt aus einer schöneren Zeit. Allerdings würdigen sie den Marmor, das antike Muranoglas, die Seidenvorhänge und die Statuen keines Blickes und achten auch nicht auf Romeo - so heißt er wirklich -, der tagsüber golden geschminkter Pantomime und an den meisten

Abenden hier Nachtportier ist. Er ist ein attraktiver, ein wenig mürrisch wirkender junger Italiener, der die Verhöre wegen des Mordes an Drew Martin inzwischen gründlich satthat.

Romeo ist höflich, schaut jedoch in die andere Richtung und bleibt - ganz Pantomime - stumm.

»Ich will nur, dass es dir gutgeht«, sagt Benton. »Und deshalb habe ich auch keine Einwände erhoben, als du beschlossen hast, in Charleston eine eigene Praxis zu eröffnen. Trotzdem hat es mir zu schaffen gemacht.«

»Das hast du nie erwähnt.«

»Und zwar absichtlich nicht, weil ich weiß, dass du dich richtig entschieden hast. Seit Jahren schon hast du das Gefühl, nirgendwo hinzugehören und gewissermaßen heimatlos zu sein. Seit du Richmond - wo du, wie ich dich nur ungern erinnere, gefeuert wurdest - verlassen musstest, bist du unglücklich. Diese gottverdammte Erbsenzählerin von einer Gouverneurin! Doch obwohl dieses Leben momentan wahrscheinlich das Beste für dich ist, weiß ich nicht, ob ich das noch lange aushalte.« Sie betreten den Aufzug.

Sie versucht, die scheußliche Angst beiseitezuschieben. »Habe ich dich gerade richtig verstanden, Benton? Möchtest du, dass wir einen Schlusstrich ziehen?«

»Vielleicht meine ich ja genau das Gegenteil.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon du redest. Außerdem habe ich wirklich nicht mit diesem Menschen geflirtet«, erwidert sie, als sie auf ihrer Etage aussteigen. »Ich flirte nämlich nie. Außer mit dir.«

»Keine Ahnung, was du tust, wenn ich nicht dabei bin.«

»Du kannst absolut sicher sein.«

Benton öffnet die Tür ihrer Penthouse-Suite, die prächtig mit Antiquitäten und weißem Marmor ausgestattet ist. Die steinerne Terrasse ist groß genug, um ein kleines Dorf zu bewirten. Unter ihnen hebt sich die Altstadt vom Nachthimmel ab.

»Benton«, sagt sie. »Bitte, lass uns nicht streiten. Morgen fliegst du wieder nach Boston, und ich kehre nach Charleston zurück. Wir dürfen einander nicht wegstoßen, nur damit uns die Trennung leichterfällt.«

Benton zieht sein Sakko aus.

»Was? Ärgert es dich, dass ich endlich eine Stadt gefunden habe, die mir gut genug gefällt, um mich dort häuslich niederzulassen?«, fragt sie.

Er wirft das Sakko auf einen Sessel.

»Jetzt sei nicht ungerecht«, fährt sie fort. »Schließlich bin ich diejenige, die wieder von vorn anfangen und etwas aus dem Nichts aufbauen muss. Ich gehe selbst ans Telefon und putze eigenhändig den verdamnten Autopsiesaal. Ich bekomme nämlich kein festes Gehalt von Harvard. Ich habe keine mehrere Millionen Dollar teure Wohnung in Beacon Hill. Nur Rose, Marino und manchmal Lucy. Deshalb muss ich mich die Hälfte der Zeit persönlich mit den Anrufern herumschlagen: Lokalreportern. Anwälten.

Irgendwelchen Organisationen, die mich einladen, einen Vortrag zu halten. Dem Kammerjäger. Letztens hatte ich sogar die gottverdammte Handelskammer an der Strippe: Wie viele von ihren dämlichen Telefonbüchern ich denn bestellen wolle? Als ob ich im Telefonbuch der Handelskammer aufgeführt werden möchte! Bin ich vielleicht eine chemische Reinigung?«

»Warum denn das?«, wundert sich Benton. »Ich dachte, Rose stellt die Anrufe zu dir durch.«

»Sie wird allmählich alt und kann nicht mehr so richtig.«

»Und weshalb kümmert sich Marino nicht ums Telefon?«

»Warum? Wieso? Nichts ist mehr so wie früher. Dein vorgetäuschter Tod hat uns alle aus der Bahn geworfen. So, jetzt ist es auf dem Tisch. Alles hat sich deshalb verändert, einschließlich dir selbst.«

»Mir blieb nichts anderes übrig.«

»Das ist nun mal das Komische an alternativlosen Entscheidungen: Wenn man selbst keine Wahl hat, stellt man seine Mitmenschen auch vor vollendete Tatsachen.«

»Und du hast beschlossen, dich in Charleston niederzulassen und unabhängig von mir zu sein, weil ich jederzeit wieder sterben könnte.«

»Ich fühle mich, als stünde ich ganz allein mitten in einer gottverdammten Explosion und mir flögen die Scherben um die Ohren. Du hast mich kaputtgemacht. Du hast mich, verdammt nochmal, kaputtgemacht, Benton.«

»Wer benutzt denn jetzt Kraftausdrücke?«

Sie wischt sich die Tränen aus den Augen. »Jetzt bringst du mich auch noch zum Weinen.«

Er rutscht näher an sie heran, um sie zu berühren. Nebeneinander sitzen sie auf dem Sofa, blicken hinaus und betrachten die Zwillingstürme der Kirche Trinita dei Monti, die Villa Medici auf dem Pincio-Hügel und den Vatikan, der sich ein Stück weiter entfernt erhebt. Als Scarpetta sich zu Benton umdreht, ist sie wieder einmal begeistert von seinen markanten Gesichtszügen, seinem silbernen Haar und seiner tänzerischen Eleganz, die so gar nicht zu seinem Beruf passen will.

»Wie fühlst du dich jetzt, verglichen mit damals, ganz am Anfang?«, fragt sie.

»Anders.«

»>Anders< klingt nicht sehr vielversprechend.«

»Anders, weil wir so viele Jahre lang eine Menge miteinander durchgemacht haben. Inzwischen kann ich mich kaum noch daran erinnern, wie es ohne dich gewesen ist. Ich habe fast vergessen, dass ich vor dir schon einmal verheiratet war. Dass ich ein anderer Mensch war, ein FBI-Agent, der sich an die Spielregeln gehalten hat und keine Leidenschaft kannte. Der kein Privatleben hatte, bis zu diesem Moment, als ich in deinen Konferenzsaal spazierte. Ich, der große und wichtige Profiler, der hinzugezogen worden war, weil unsere kleine Stadt von einem Serienmörder heimgesucht wurde. Und da warst du, in deinem weißen Laborkittel, hast einen riesigen Aktenstapel weggelegt und mir die Hand geschüttelt. Ich

hielt dich für die bemerkenswerteste Frau, der ich je begegnet war, und konnte den Blick nicht mehr von dir abwenden. Und das kann ich bis heute nicht.«

»Anders«, wiederholt sie, um ihn zum ursprünglichen Thema zurückzubringen.

»Die Beziehung zwischen zwei Menschen verändert sich mit jedem Tag.«

»Das ist auch gut so - solange beide das Gleiche empfinden.“

»Tust du das?«, fragt er. »Empfindest du noch so? Denn wenn ...“

»Wenn was?«

»Würdest du den nächsten Schritt wagen? Für immer?« Er steht auf, kramt in seiner Sakkotasche und kehrt zum Sofa zurück.

»Für immer, auch in schlechten Zeiten«, sagt sie, abgelenkt von dem Gegenstand in seiner Hand.

»Das war kein Scherz. Ich meine es ernst.«

»Damit du mich nicht an einen albernen Casanova verlierst?« Sie zieht ihn an sich, umarmt ihn fest und fährt ihm mit den Fingern durchs Haar.

»Vielleicht«, antwortet er. »Bitte nimm das.«

Als er die Hand öffnet, liegt ein zusammengefaltetes Stück Papier darin.

»Wie Zettelweitergeben in der Schule«, sagt sie und wagt kaum, das Papier auseinanderzufalten. »Los, sei kein Feigling.«

Sie entfaltet das Papier und findet darin einen Ring. Er ist antik, aus Platin und mit Diamanten besetzt. Auf dem Zettel steht: *Willst Du?*

»Von meiner Urgroßmutter«, erklärt er, als er ihr den Ring an den Finger steckt. Sie küssen sich.

»Wenn du es nur aus Eifersucht tust, ist das ein scheußlicher Grund«, protestiert sie.

»Ich hatte ihn rein zufällig bei mir, nachdem er etwa fünfzig Jahre lang im Safe gelegen hat. Es ist mir wirklich ernst«, beteuert er. »Bitte sag ja.«

»Und wie sollen wir den Alltag hinkriegen? Schließlich bist du es ja, den es stört, dass wir nicht zusammenleben.«

»Verdammt, kannst du nicht einmal unvernünftig sein?«

»Der Ring ist sehr schön.« Sie bewundert das Schmuckstück. »Ich hoffe, dass du es wirklich ernst meinst. Du kriegst ihn nämlich nicht zurück.«

Neun Tage später. Draußen auf dem Meer klagt eine Schiffssirene.

Kirchtürme ragen in den bedeckten Himmel über Charleston, und eine einsame Glocke beginnt zu läuten. Kurz darauf stimmen andere ein, um in der ihnen eigenen Geheimsprache eine Botschaft zu verkünden, die auf der ganzen Welt gleich klingt. Die Glocken kündigen das Morgengrauen an, und Scarpetta macht sich in ihren »Gemächern« zu schaffen, wie sie ihre Wohnung im ersten Stock des Kutschhauses aus dem frühen neunzehnten Jahrhundert scherzhaft nennt. Verglichen mit den recht ansehnlichen Häusern, in denen sie in der Vergangenheit gewohnt hat, ist es ein ziemlicher Abstieg.

Obwohl sie die Wand zwischen Schlafzimmer und Arbeitszimmer herausgenommen hat, kann sie sich kaum bewegen, ohne gegen die antike Kommode, die Bücherregale oder den langen, mit einem schwarzen Tuch bedeckten Tisch zu stoßen, auf dem ein Mikroskop, Objektträger, Latexhandschuhe, Staubmasken, Kamerateile und verschiedene andere merkwürdige, zur Untersuchung von Tatortspuren notwendige Gegenstände liegen. Im Zimmer gibt es keinen Wandschrank, sodass sie sich mit Kleiderschränken aus Zedernholz behelfen muss. Einem entnimmt Scarpetta ein anthrazitfarbenes Kostüm, eine grau-weiß gestreifte Seidenbluse und flache schwarze Pumps.

So ausgestattet für einen Tag, der anstrengend zu werden verspricht, setzt sie sich an den Schreibtisch, blickt hinaus in den Garten und sieht zu, wie sich die Farben der Landschaft im Morgenlicht verändern. Dann ruft sie ihre E-Mails ab, um festzustellen, ob ihr Chefermittler Pete Marino etwas geschickt hat, das ihren Tagesablauf umwerfen könnte. Keine Nachrichten. Um auf Nummer sicher zu gehen, ruft sie ihn an.

»Ja.« Er klingt benommen. »Mist, wer ist denn das?«, beklagt sich eine unbekannte Frauenstimme im Hintergrund.

»Kommst du auf jeden Fall ins Büro?«, vergewissert sich Scarpetta. »Man hat mir gestern Abend mitgeteilt, eine Leiche wäre von Beaufort County unterwegs hierher, und ich gehe davon aus, dass du da sein wirst, um sie in Empfang zu nehmen. Außerdem haben wir heute Nachmittag eine Besprechung. Ich habe dir eine Nachricht hinterlassen, aber du hast nicht zurückgerufen.«

»Ja.«

»Was will sie denn jetzt schon wieder?«, quengelt die Frauenstimme.

»Du musst innerhalb der nächsten Stunde dort sein«, verkündet Scarpetta mit Nachdruck. »Wenn du jetzt nicht sofort losfährst, ist niemand da, der den Fahrer reinlässt. Bestattungsinstitut Meddick. Ich hatte noch nicht das Vergnügen.«

»Ja.«

»Ich bin gegen elf da und sehe, was ich bei dem kleinen Jungen noch feststellen kann.«

Als ob der Mord an Drew Martin nicht schon genug wäre! Gleich am ersten Tag nach ihrer Rückkehr aus Rom hat Scarpetta einen weiteren tragischen Fall auf den Tisch bekommen, einen ermordeten kleinen Jungen, von dem sie noch immer nicht weiß, wie er heißt. Heimatlos, wie er ist, hat er sich in ihren

Gedanken eingenistet, und so sieht sie immer wieder sein zartes Gesicht, den ausgemergelten Körper und die braunen Locken vor sich, wenn sie am allerwenigsten damit rechnet. Und auch alles andere. Zum Beispiel seinen Körper, als sie mit ihm fertig war. Nach all den Jahren und den Tausenden von Fällen fällt es ihr noch immer schwer, die Ruhe der Toten stören zu müssen, nur weil sich zuvor jemand an ihnen vergriffen hat.

»Ja.« Eine bessere Antwort fällt Marino offenbar nicht dazu ein.

»Trotzig und unhöflich ...«, murmelt Scarpetta auf dem Weg nach unten vor sich hin. »Ich habe es so verdammt satt!« Ein entnervtes Aufseufzen.

In der Küche klappern ihre Absätze laut auf dem Terrakottaboden, den sie vor ihrem Einzug ins Kutschhaus in tagelanger Arbeit eigenhändig im Fischgrätmuster verlegt hat. Die Wände hat sie weiß gestrichen, um das Licht vom Garten einzufangen, und auch die originalen Deckenbalken aus Zypressenholz hat sie selbst restauriert. Die ordentlich eingerichtete Küche - der wichtigste Raum im Haus - ist mit Edelstahlgeräten, stets blitzblank polierten Töpfen und Pfannen aus Kupfer, Schneidebrettern und handgefertigten deutschen Messern ausgestattet, die eines Profikochs würdig wären. Eigentlich müsste ihre Nichte Lucy jeden Moment hier sein. Scarpetta hat sich zwar über den Anruf gefreut, ist aber auch neugierig auf den Grund. Lucy lädt sich nämlich nur selten selbst zum Frühstück ein.

Scarpetta sucht die Zutaten für Omelettes aus Eiklar, gefüllt mit Ricotta-Käse und weißen, in Sherry und unfiltriertem Olivenöl gedünsteten Champignons, zusammen. Kein Brot. Nicht einmal die auf einer Terrakottaplatte - dem *testo* - selbst gebackenen Fladen. Das Gerät hat sie eigenhändig aus Bologna über den großen Teich gebracht, in einer Zeit, als die Sicherheitskräfte am Flughafen Kochutensilien noch nicht als Angriffswaffen eingestuft haben. Lucy hält nämlich streng Diät. *Warum*, lautet Scarpettas stets gleichbleibende Frage. *Für das Leben*, erwidert Lucy immer. Versunken in die Tätigkeit, das Eiklar mit einem Schneebesen aufzuschlagen, und in Gedanken bei den ihr heute bevorstehenden Aufgaben, schrickt Scarpetta zusammen, als plötzlich etwas gegen eine Fensterscheibe im oberen Stockwerk knallt.

»Bitte nicht!«, ruft sie, legt den Schneebesen weg und hastet zur Tür. Nachdem sie die Alarmanlage deaktiviert hat, läuft sie auf die Terrasse hinaus, wo ein gelber Fink hilflos flatternd auf den alten Backsteinen liegt. Als sie ihn vorsichtig aufhebt, sackt sein Köpflein zur Seite; seine Augen sind halb geschlossen. Beruhigend redet sie auf den Vogel ein und streicht ihm über das seidige Gefieder, während er versucht, sich aufzurichten und wegzufiegen. Aber sein Kopf kippt wieder zur Seite. Er ist bestimmt nur betäubt und wird sich sicher gleich erholen. Doch er fällt wieder um, flattert und kann den Kopf nicht gerade halten. Vielleicht wird er ja doch nicht sterben. Ein albernes Wunschdenken für jemanden, der es eigentlich besser wissen müsste. Scarpetta trägt den Vogel ins Haus. In der verschlossenen untersten Küchenschublade befindet sich eine ebenfalls verschlossene Eisenschatulle. Darin liegt eine Flasche Chloroform.

Scarpetta sitzt hinter dem Haus auf den Backsteinstufen und blickt nicht auf, als sie das unverkennbare Röhren von Lucys Ferrari hört.

Der Wagen biegt von der King Street ab und parkt in der Einfahrt, die Scarpetta mit ihren Nachbarn teilt. Im nächsten Moment erscheint Lucy, einen Umschlag in der Hand, auf der Terrasse.

»Das Frühstück ist noch nicht fertig, es gibt nicht einmal Kaffee«, verkündet sie. »Stattdessen sitzt du hier draußen und hast rote Augen.«

»Allergie«, antwortet Scarpetta.

»Als du das letzte Mal eine Allergie vorgeschützt hast - an der du übrigens gar nicht leidest -, war gerade ein Vogel gegen ein Fenster geflogen. Und auf dem Tisch lag eine schmutzige Schaufel, genau wie jetzt.« Lucy weist auf den alten Marmortisch im Garten, auf dem eine Gartenschaufel ruht. Daneben, unter einem Klebsamengewächs, befindet sich ein frischer Erdhaufen, bedeckt mit Tonscherben.

»Ein Fink«, erklärt Scarpetta.

Lucy setzt sich neben sie. »Offenbar kommt Benton nicht übers Wochenende«, sagt sie. »Denn sonst hast du immer eine ellenlange Einkaufsliste auf der Anrichte liegen.«

»Er kann sich nicht vom Krankenhaus loseisen.« In dem kleinen flachen Gartenteich schwimmen die Blütenblätter von chinesischem Jasmin und Kamelien wie Konfetti.

Lucy greift nach einem von einem kürzlichen Regenguss abgeknickten Wollmispelblatt und dreht es am Stiel hin und her. »Hoffentlich ist das der einzige Grund. Als ihr aus Rom zurückkamt, hattet ihr große Neuigkeiten - und was hat sich seitdem verändert? Nichts, soweit ich feststellen kann. Er ist dort, du bist hier. Und ihr plant auch nicht, etwas dagegen zu tun, richtig?«

»Seit wann bist du denn Beziehungsexpertin?«

»Zumindest mit gescheiterten Beziehungen kenne ich mich aus.«

»Inzwischen bereue ich, dass ich es überhaupt jemandem gesagt habe«, erwidert Scarpetta.

»Ich habe das auch schon mitgemacht, denn mit Janet war es ganz ähnlich. Endlich hatte man Perversen wie uns offiziell mehr Rechte zugebilligt als Hunden, und deshalb haben wir uns überlegt, ob wir uns nicht fest binden und heiraten sollten. Und siehe da, plötzlich kam sie nicht mehr damit zurecht, dass sie lesbisch ist. Es war aus, bevor es noch richtig angefangen hatte, und zwar auf ziemlich unschöne Weise.«

»Unschön? Unverzeihlich würde es besser treffen.«

»Ich bin diejenige, die ihr nicht verzeihen sollte, nicht du«, entgegnet Lucy. »Du warst nicht dabei und kannst auch nicht aus Erfahrung sprechen. Und jetzt Schluss damit.«

Eine kleine Engelsstatue wacht über den Teich. Was sie beschützen soll, muss Scarpetta erst noch ermitteln. Vögel offenbar nicht. Vielleicht ja gar nichts. Sie steht auf und klopft sich den Rock ab.

»Wolltest du deshalb mit mir sprechen?«, fragt sie. »Oder ist es dir spontan eingefallen, während ich dasaß und mich elend gefühlt habe, weil ich einen Vogel einschläfern musste?«

»Jedenfalls ist es nicht der Grund, warum ich dich gestern Abend angerufen habe und dich sehen wollte«, antwortet Lucy. Sie spielt immer noch an dem Blatt herum.

Ihr hinter die Ohren zurückgeschobenes Haar, kirschholzrot mit rotgoldenen Strähnen, ist frisch gewaschen und glänzt. Sie trägt ein schwarzes T-Shirt, das eine traumhafte Figur betont, hart erarbeitet durch gnadenloses Training, allerdings auch das Ergebnis guter Gene. Scarpetta hat eine Vermutung, was ihre Nichte von ihr wollen könnte, möchte aber nicht nachfragen. Also setzt sie sich wieder.

»Dr. Seif.« Lucy schaut in den Garten, und zwar mit dem starren Blick eines Menschen, der nur das sehen kann, was ihn momentan belastet.

Mit dieser Antwort hat Scarpetta nicht gerechnet. »Was soll mit ihr sein?«

»Ich habe dir doch immer geraten, deine Feinde im Auge zu behalten«, sagt Lucy. »Aber du hast auf Durchzug geschaltet und ignoriert, dass sie seit dem Prozess jede Gelegenheit nutzt, dir Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Sie bezeichnet dich öffentlich als Lügnerin und als unprofessionelle Luftnummer. Du solltest mal selbst im Internet googeln. Ich habe alles recherchiert und den Mist, den sie verzapft, an dich weitergeleitet. Doch du hast es kaum eines Blickes gewürdigt.«

»Woher willst du das so genau wissen?«

»Immerhin bin ich dein Systemadministrator. Also kann ich sehr gut erkennen, wie lange du eine Datei geöffnet hast. Du solltest dich wehren.«

»Wogegen?«

»Gegen die Anschuldigung, du hättest die Geschworenen beeinflusst.«

»Aber darum geht es doch vor Gericht - man beeinflusst die Geschworenen.«

»Bist du es, die da redet? Oder sitze ich neben einer Fremden?«

»Wenn man gefesselt ist und gefoltert wird, die Schreie mit anhören muss, während Menschen, die man liebt, im Nebenzimmer gequält und getötet werden, und wenn man sich dann selbst das Leben nimmt, um diesem Schicksal zu entinnen? Dann ist das, verdammt nochmal, kein Selbstmord, Lucy, sondern Mord.«

»Und wie sieht es juristisch aus?«

»Das ist mir eigentlich ganz egal.«

»Früher hat es dich einmal interessiert.«

»Eher nicht. Du hast ja keine Ahnung, was in mir all die Jahre vorging, als ich meine Fälle bearbeitet habe und dabei oft feststellen musste, dass ich die Einzige war, die auf der Seite des Opfers stand. Dr. Seif hat den Fehler gemacht, sich hinter dem Arztgeheimnis zu verschanzen und Informationen für sich zu behalten, mit deren Hilfe man großes Leid und Todesfälle hätte verhindern können. Also ist sie noch ziemlich glimpflich davongekommen. Warum reden wir überhaupt über diese Frau? Weshalb musst du mich so aufregen?«

Lucy blickt ihr in die Augen. »Wie lautet das alte Sprichwort? Rache genießt man am besten kalt. Sie hat wieder Kontakt zu Marino.«

»Oh, mein Gott! Als ob die vergangene Woche nicht schon schlimm genug gewesen wäre. Ist er denn völlig übergeschnappt?«

»Glaubst du, er hat Luftsprünge gemacht, als du aus Rom zurückkamst und deine frohe Nachricht überall herumposaunt hast? Wo lebst du denn, im Weltraum?«

»Offenbar.«

»Wie kannst du nur so blind sein? Plötzlich treibt er sich wieder jeden Abend in Kneipen herum, lässt sich volllaufen und legt sich eine prollige Freundin zu. Diesmal hat er sich wirklich die allerletzte Schlampe geangelt, oder wusstest du das etwa auch nicht? Shandy Snook - wie Snook's Flamin' Chips.«

»Flamin' was?«

»Fettige, versalzene Kartoffelchips mit scharfem Pepperoni-Aroma. Ihr Vater hat ein Vermögen damit gescheffelt. Vor etwa einem Jahr ist sie hierher gezogen und hat Marino am letzten Montagabend im *Kick 'N Horse* kennengelernt. Liebe auf den ersten Blick.«

»Das hat er dir alles erzählt?«

»Ich habe es von Jess.«

Scarpetta, die keine Ahnung hat, wer Jess ist, kann nur den Kopf schütteln.

»Die Wirtin des *Kick 'N Horse*, Marinos Motorradrocker-Kneipe. Bestimmt hat er den Laden dir gegenüber schon mal erwähnt. Jedenfalls hat Jess mich angerufen, weil sie sich wegen des billigen Flittchens Sorgen um ihn macht. Sie befürchtet, er könnte jetzt völlig ausflippen. Jess meint, sie hätte ihn noch nie so erlebt.«

»Woher kennt Dr. Seif denn Marinos E-Mail-Adresse, falls er sie ihr nicht selbst gegeben hat?«, wundert sich Scarpetta.

»Seit er in Florida ihr Patient war, hat sie ihre private Adresse nicht geändert. Er schon. Also können wir ziemlich sicher sein, wer wem zuerst geschrieben hat. Natürlich kann ich das noch genauer nachprüfen. Ich kenne zwar das Passwort für sein privates E-Mail-Konto zu Hause nicht, doch von solchen Kleinigkeiten habe ich mich schließlich noch nie abhalten lassen. Ich müsste nur ...«

»Ich weiß, was du meinst.«

»... tatsächlichen Zugriff auf das Gerät selbst haben.«

»Das ist mir klar, und ich möchte nicht, dass du so etwas tust. Lass es uns nicht noch schlimmer machen.«

»Wenigstens sind einige E-Mails, die er von ihr bekommen hat, hier auf seinem Bürocomputer, wo alle sie sehen können«, erwidert Lucy.

»Das ergibt doch keinen Sinn.«

»Aber natürlich: Du sollst dich ärgern und eifersüchtig werden. Rache.«

»Und du hast bemerkt, dass sie auf seinem Rechner waren, weil ...?«

»Ach, wegen des kleinen Notfalls von gestern Abend. Er rief mich an und meinte, er habe eine Fehlermeldung erhalten: Der Kühlschrank funktioniert nicht richtig. Da er zu weit weg vom Büro sei, bat

er mich, nach dem Rechten zu sehen. Falls ich die Sicherheitsfirma verständigen müsse, könne ich die Nummer auf der Liste an der Wand finden.«

»Eine Fehlermeldung?«, fragt Scarpetta erstaunt. »Mich hat niemand informiert.«

»Weil es keine gab. Als ich ankam, war alles bestens. Dem Kühlschrank ging es prima. Also bin ich in sein Büro, um mir die Nummer der Sicherheitsfirma zu holen und mich zu vergewissern, dass wirklich alles in Ordnung ist. Und dreimal darfst du raten, was auf seinem Computer zu sehen war.«

»Das ist doch albern. Er führt sich auf wie ein Kind.«

»Aber er ist kein Kind, Tante Kay. Früher oder später musst du ihn rauswerfen.«

»Und wie soll ich dann hier klarkommen? Ich schaffe es doch schon jetzt kaum. Mir fehlt das Personal, und nirgendwo ist auch nur ein einziger qualifizierter Mitarbeiter in Sicht, den ich einstellen könnte.«

»Das ist erst der Anfang. Es wird noch schlimmer mit ihm werden«, beharrt Lucy. »Er ist nicht mehr der Mensch, den du früher gekannt hast.«

»Das glaube ich nicht. Ich könnte ihn niemals vor die Tür setzen.«

»Da hast du recht«, stimmt ihr Lucy zu. »Das könntest du nicht. Es wäre wie eine Scheidung. Er ist dein Ehemann. Immerhin hast du inzwischen viel mehr Zeit mit ihm verbracht als mit Benton.«

»Marino ist ganz sicher nicht mein Ehemann. Bitte spar dir deine Scherze.«

Lucy nimmt den Umschlag, der auf der Stufe liegt, und reicht ihn Scarpetta. »Sechs Mails, alle von ihr. Zufällig traf die erste am vergangenen Montag ein, also einen Tag nach deiner Rückkehr aus Rom. An dem Tag, als wir alle deinen Ring bewundert und - detektivisch begabt, wie wir nun einmal sind - gefolgert haben, dass er nicht aus dem Kaugummiautomaten ist.«

»Gibt es auch Mails von Marino an Dr. Seif?«

»Offenbar sollst du nicht sehen, was er geschrieben hat. Und jetzt würde ich dir empfehlen, fest auf ein Stück Holz zu beißen.« Sie deutet auf den Inhalt des Umschlags. *»Wie es ihm gehe? Sie vermisse ihn. Denke an ihn. Du seist eine Tyrannin. Schnee von gestern. Sicher leide er schrecklich darunter, für dich arbeiten zu müssen. Was könne sie tun, um ihm zu helfen?«*

»Wird er es denn nie begreifen?« Es ist ein Trauerspiel.

»Du hättest ihm die Verlobung verheimlichen sollen. Wie konntest du nicht begreifen, was das bei ihm auslösen würde?«

Scarpetta beobachtet, dass die violetten mexikanischen Petunien wieder ein Stück weiter die nördliche Gartenmauer hinaufgekrochen sind. Sie stellt fest, dass das lavendelfarbene Wandelröschen ein bisschen vertrocknet aussieht.

»Nun, willst du die verdammten Dinger nicht lesen?« Lucy klopft auf den Umschlag.

»Diese Macht möchte ich den Briefen nicht zugestehen«, erwidert Scarpetta. »Ich habe Wichtigeres zu tun. Deshalb habe ich ja dieses dämliche Kostüm angezogen und fahre an einem gottverdammten Sonntag in mein gottverdammtes Büro, obwohl ich lieber etwas im Garten tun oder einen Spaziergang machen würde.«

»Ich habe Erkundigungen über den Kerl eingeholt, mit dem du dich heute Nachmittag treffen willst. Er ist vor kurzem Opfer eines Überfalls gewesen. Keine Verdächtigen. Außerdem wurde er wegen einer Ordnungswidrigkeit, sprich Marihuanabesitz, angezeigt. Doch man hat das Verfahren eingestellt. Ansonsten nicht mal ein Strafzettel. Dennoch finde ich, dass du nicht allein mit ihm sein solltest.«

»Was ist mit dem getöteten kleinen Jungen in meinem Autopsiesaal? Da du ihn noch nicht erwähnt hast, gehe ich davon aus, dass im Computer nichts über ihn zu finden war.«

»Es ist, als hätte es ihn nie gegeben.«

»Nun, es gibt ihn aber. Und ihm wurden Dinge angetan, wie ich sie so schrecklich nur selten gesehen habe. Vielleicht sollten wir mal etwas ganz Unkonventionelles tun.«

»Und das wäre?«

»Statistische Genetik.«

»Ich verstehe nicht, warum noch immer niemand dieses Verfahren einsetzt«, sagt Lucy. »Die technischen Voraussetzungen existieren, und ich bin mit ihnen vertraut. Eigentlich ist es ganz simpel. Menschen, die miteinander blutsverwandt sind, haben dieselben Allele. Der Rest ist nur eine Frage der Wahrscheinlichkeitsrechnung.«

»Vater, Mutter und Geschwister weisen einen höheren Grad von Übereinstimmung auf. Wenn wir diese Merkmale kennen, können wir in diese Richtung weiterforschen. Ich finde, wir sollten es versuchen.«

»Was geschieht, wenn sich herausstellt, dass der kleine Junge von einem Angehörigen getötet wurde? Dann hätten wir ein experimentelles Verfahren, eben statistische Genetik, in einem Kriminalfall angewendet. Was sagen die Gerichte dazu?«, fragt Lucy.

»Erst müssen wir wissen, wer er ist. Über die Gerichte können wir uns auch noch später den Kopf zerbrechen.«

Belmont, Massachusetts. Dr. Marilyn Self sitzt in ihrem Zimmer mit Aussicht am Fenster.

Sanft abschüssige Rasenflächen, Wälder, Obstbäume und alte Backsteingebäude zeugen von einer stilvollen Epoche, in der die Reichen und Berühmten einfach untertauchen konnten - für eine Weile, so lange wie nötig und, in einigen hoffnungslosen Fällen, für immer - und währenddessen stets mit dem gebührenden Respekt behandelt wurden. Im McLean Hospital begegnet man auf Schritt und Tritt bekannten Schauspielern, Musikern, Sportlern und Politikern, die über den von dem berühmten Landschaftsarchitekten Frederick Law Olmsted gestalteten offenen Campus schlendern. Olmstead haben wir übrigens auch Attraktionen wie den New Yorker Central Park, den Park des Kapitols, das Biltmore Estate und das Gelände der Weltausstellung 1893 in Chicago zu verdanken.

Dr. Marilyn Seif gehört eigentlich nicht hierher, doch sie hat auch nicht vor, lange zu bleiben. Wenn die Wahrheit erst an die Öffentlichkeit kommt, wird man ihre Gründe bestimmt verstehen. Sie braucht einen sicheren Rückzugsort und hat, wie schon immer in ihrem Leben, eine Mission, einen »Sinn ihrer Existenz«, wie sie selbst es bezeichnet. Dass Benton Wesley hier arbeitet, hatte sie ganz vergessen.

Schockierende Geheimexperimente: Frankenstein kehrt zurück. Lassen Sie uns einmal sehen. (Sie arbeitet gerade am Konzept für die erste Show, wenn sie nach der Pause wieder auf Sendung geht.) Während ich in Klausur war, um mein Leben zu schützen, wurde ich überraschend und gegen meinen Willen zur Augenzeugin, nein, schlimmer, zum Versuchskaninchen heimlicher Experimente und von Patientenmissbrauch. Und zwar im Namen der Wissenschaft! Wie es Kurtz in Joseph Conrads Herz der Finsternis ausdrückt, war es ein »unvorstellbares Grauen«! Man unterwarf mich der modernen Version von Methoden, wie man sie in den Verliesen des finstersten Mittelalters anwendete, als man in ihrer Handlungsfähigkeit eingeschränkte Personen als Untermenschen betrachtete und sie behandelte wie ... wie ... (Der richtige Vergleich wird ihr schon noch einfallen.)

Schmunzelnd erinnert sich Dr. Seif an Marinos begeisterte Reaktion, als er sah, dass sie ihm tatsächlich geantwortet hat. Wahrscheinlich glaubt er wirklich, dass sie (die berühmteste Psychiaterin der Welt) sich gefreut hat, von ihm zu hören. Er denkt immer noch, dass sie sich für ihn als Person interessiert. Doch weit gefehlt! Nicht einmal, als er damals in Florida ihr Patient gewesen ist, hat sie nur einen Gedanken an sein Schicksal verschwendet. Für sie war die Therapie eher ein Spiel und hatte, ja, sie gibt es zu, auch einen gewissen Reiz, denn seine Bewunderung für sie war fast genauso erbärmlich wie seine unerfüllte Sehnsucht nach Scarpetta.

Scarpetta kann einem inzwischen wirklich leidtun. Kaum zu fassen, was ein paar geschickt arrangierte Telefonate ausrichten können.

Dr. Selfs Gedanken überschlagen sich. Hier in ihrem Zimmer im Pavillon, wo die Mahlzeiten aus einem Restaurant geliefert werden und stets ein Pfortner bereitsteht, falls man ins Theater, zu einem Spiel der Red Sox oder in den Schönheitssalon zu gehen wünscht, arbeitet ihr Verstand unablässig. Den privilegierten Patienten im Pavillon liest man fast jeden Wunsch von den Augen ab, und zu Dr. Selfs Bedingungen gehörten ein eigenes E-Mail-Konto und das Zimmer, das bei ihrem Eintreffen vor neun Tagen leider noch von einer Patientin namens Karen belegt war.

Natürlich hat sich das Problem mit der nicht hinzunehmenden Zimmerverteilung bereits an Dr. Selfs erstem Tag mühelos und unbürokratisch gelöst. Dr. Seif trat noch vor Morgengrauen an Karens Bett und weckte sie sanft, indem sie ihr auf die Augen pustete.

»Oh!«, rief Karen erleichtert aus, als sie feststellte, dass es Dr. Seif und nicht etwa ein Vergewaltiger war, der da vor ihrem Bett stand. »Ich habe gerade etwas Merkwürdiges geträumt.«

»Hier. Ich habe Ihnen Kaffee gebracht. Sie haben geschlafen wie eine Tote. Ob Sie gestern Abend vielleicht zu lange in die Kristalllampe gestarrt haben?« Dr. Seif blickt zu der viktorianischen Lampe aus Kristallglas an der dämmrigen Decke empor.

»Was!«, rief Karen erschrocken und stellte ihre Kaffeetasse auf das antike Nachtkästchen.

»Mit Kristall muss man sehr vorsichtig sein. Hinzuschauen kann eine hypnotische Wirkung haben und einen in Trance versetzen. Was haben Sie denn geträumt?«

»Dr. Seif, es war so real! Jemand hat mir ins Gesicht geatmet, und ich hatte solche Angst.«

»Haben Sie eine Vermutung, wer das gewesen sein könnte? Vielleicht ein Familienmitglied oder ein Freund?«

»Als ich klein war, hat mein Vater seinen Bart an meinem Gesicht gerieben. Dann habe ich seinen Atem gespürt. Komisch! Das ist mir gerade erst eingefallen. Möglicherweise bilde ich es mir ja auch nur ein. Manchmal weiß ich selbst nicht, was wirklich stimmt.« Enttäuschung.

»Unterdrückte Erinnerungen, meine Liebe«, sagte Dr. Seif. »Zweifeln Sie nicht an Ihrem inneren Selbst. Das rate ich allen meinen Klienten. Woran sollen Sie nicht zweifeln, Karen?«

»An dem inneren Selbst.«

»Richtig. Ihr inneres Selbst kennt die Wahrheit. Ihr inneres Selbst weiß, was stimmt.«

»Ein wahres Ereignis, das mit meinem Vater zusammenhängt und an das ich mich nicht erinnere?«

»Eine unerträgliche Wahrheit, an die Sie nicht zu denken wagen und der Sie sich damals nicht stellen konnten. Sehen Sie, meine Liebe, im Grunde genommen geht es eigentlich immer um Sex. Ich kann Ihnen helfen.«

»Bitte helfen Sie mir!«

Geduldig führte Dr. Seif Karen in die Zeit zurück, als sie sieben Jahre alt war, und begleitete sie mit einfühlsamen Worten an den Schauplatz des Verbrechens gegen ihre Seele. Endlich - und zum ersten Mal in ihrem sinnlosen, verpfuschten Leben - erinnerte sich Karen daran, wie ihr Vater zu ihr ins Bett kroch und seinen nackten, erigierten Penis an ihrem Po rieb. Sie spürte seinen alkoholgeschwängerten Atem im Gesicht und kurz darauf etwas Warmes, Klebriges an ihrer Pyjamahose. Dann verhalf Dr. Seif der armen Karen zu der traumatischen Erkenntnis, dass es sich bei dem Geschehenen nicht um ein einmaliges Ereignis handelte, da sexueller Missbrauch sich in den meisten Fällen wiederholt. Nach dem Zustand des Pyjamas und der Bettwäsche der kleinen Karen zu urteilen, hat ihre Mutter sicher gewusst, was geschehen war, aber beschlossen zu ignorieren, was ihr Mann ihrer Tochter antat.

»Ich weiß noch, dass mein Vater mir heiße Schokolade ans Bett brachte und ich sie verschüttet habe«, gestand Karen schließlich. »Meine Pyjamahose war ganz warm und feucht. Vielleicht ist es ja das, woran ich mich erinnere, und nicht ...«

»Weil es weniger gefährlich war, an heiße Schokolade zu denken. Und was geschah dann?« Keine Antwort. »Wessen Schuld war es, dass die Schokolade verschüttet wurde?«

»Meine«, erwiderte Karen unter Tränen.

»Haben Sie deshalb seitdem Alkohol und Drogen konsumiert? Liegt es vielleicht daran, dass Sie sich die Schuld an dem Vorgefallenen geben?«

»Das war viel später. Ich habe mit dem Trinken und dem Marihuana erst mit vierzehn angefangen. Ach, ich weiß nicht! Ich will nicht mehr in Trance fallen, Dr. Seif! Ich kann die Erinnerungen nicht ertragen! Auch wenn es möglicherweise doch nicht stimmt, glaube ich jetzt, dass es wahr ist!«

»Genau so schildert es Pitres in *Legons cliniques sur l'hysterie et l'hypnotisme* aus dem Jahr 1891«, erklärte Dr. Seif, während idyllische Wälder und Rasenflächen langsam aus dem Morgengrauen hervortraten - eine Aussicht, die sie bald von ihrem eigenen Bett aus würde genießen können. Während sie ausführlich die Begriffe Delirium und Hysterie erklärte, blickte sie immer wieder hinauf zu der Lampe über Karens Bett.

»In diesem Zimmer kann ich auf keinen Fall bleiben!«, rief Karen schließlich. »Möchten Sie nicht mit mir tauschen?«, flehte sie.

Lucious Meddick lässt das Gummiband an seinem rechten Handgelenk schnalzen, während er den schimmernden schwarzen Leichenwagen in der Seitengasse hinter Dr. Scarpettas Haus parkt.

Die Einfahrt ist für Pferde, nicht für große Fahrzeuge gedacht. Eine Zumutung ist das! Lucious hat immer noch Herzklopfen und ist nervös. Ein Glück, dass er mit dem Wagen weder die Bäume noch die hohe Backsteinmauer gestreift hat, die die Seitengasse und die alten Häuser, die sie säumen, von einer öffentlichen Grünanlage trennt. Wie kann man so etwas von ihm verlangen? Er befürchtet, bei seinem nagelneuen Leichenwagen könnte sich bereits die Spur verzogen haben, denn die Lenkung hat beim Holpern über Pflastersteine und durch Haufen aus Erde und totem Laub zur Seite gezogen. Als er aussteigt und den Motor laufen lässt, bemerkt er eine Frau, die oben am Fenster steht und ihn beobachtet. Lucious lächelt ihr zwar zu, kann sich aber des Gedankens nicht erwehren, dass die alte Schachtel sicher bald seine Dienste in Anspruch nehmen muss.

Er drückt auf den Knopf der Gegensprechanlage an dem massiven Eisentor. »Meddick«, meldet er sich.

Nach einer langen Pause, in der er seine Ankündigung noch einmal wiederholt, ertönt eine kräftige Frauenstimme: »Wer ist da?«

»Bestattungsinstitut Meddick. Ich habe eine Lieferung.«

»Eine Lieferung *hierher!*«

»Ja, Ma'am.«

»Bleiben Sie im Wagen. Ich komme.«

Charmant wie General Patton, konstatiert Lucious ärgerlich und fühlt sich von oben herab abgefertigt, als er wieder in seinen Leichenwagen steigt. Er denkt an die Geschichten, die ihm in letzter Zeit so zu Ohren gekommen sind. Früher einmal soll Dr. Scarpetta ebenso berühmt gewesen sein wie Quincy. Allerdings ist in ihrer Zeit als Chefin der Gerichtsmedizin etwas vorgefallen ... Er weiß nicht mehr, wo das war. Sie ist gefeuert worden. Ein Skandal. Dann der Fall in Florida vor einigen Jahren, der durch alle Medien ging. Eine nackte Frau, die an einem Deckenbalken hing. Sie wurde gequält und gefoltert, bis sie es nicht mehr aushielt und sich selbst das Leben nahm.

Eine Patientin dieser Fernsehpsychologin. Lucious überlegt. Ob wohl noch mehr als eine Person gefoltert und getötet wurde? Er ist ziemlich sicher, dass Dr. Scarpetta vor Gericht ausgesagt hat. Hauptsächlich ihren Einlassungen ist es zu verdanken, dass die Geschworenen Dr. Self eine Teilschuld zugesprochen haben. In einigen Artikeln, die er seitdem gelesen hat, hat Dr. Seif Dr. Scarpetta als »inkompetent und betriebsblind«, »verkappte Lesbe« und »nicht mehr auf dem Stand der Zeit« bezeichnet.

Vermutlich hat sie recht. Die meisten einflussreichen Frauen sind wie Männer oder wären gern welche. Als Scarpetta damals anfang, gab es in ihrem Beruf sicher noch nicht viele Frauen. Inzwischen sind es bestimmt Tausende. Angebot und Nachfrage. Jetzt hat sie keine Sonderrolle mehr. Überall wimmelt es nur so von Frauen - viel jünger als sie, dazu hat das Fernsehen seinen Teil beigetragen -, die denselben Beruf ausüben. Dieser Umstand und die überall kursierenden Gerüchte sind doch mehr Grund als genug, sich hier in Lowcountry zu verkriechen und in einem winzigen Kutschhaus - einem ehemaligen Stall, wenn wir mal ehrlich sein wollen - ein Labor zu betreiben. Niemals würde Lucious in so einem Loch arbeiten.

Er wohnt über dem Bestattungsinstitut in Beaufort County, das sich nun schon seit mehr als hundert Jahren in Familienbesitz befindet. Die zweistöckige Villa, das ehemalige Haupthaus einer Plantage, verfügt noch über originale Sklavenhütten, ein himmelweiter Unterschied zu diesem schäbigen Kutschhaus in einer schmalen Seitengasse. Ein Skandal ist das! Wer seine Leichen in einem professionell eingerichteten Raum in einer Villa einbalsamiert und auf die Beerdigung vorbereitet, spielt doch in einer ganz anderen Liga als Leute, die in einem Kutschhaus Autopsien durchführen! Insbesondere, wenn man es mit Wasserleichen und anderen Exemplaren zu tun hat, bei denen man sich alle Mühe geben muss, um sie für die Familien einigermaßen vorzeigbar herzurichten. Manchmal kriegt man auch mit noch so viel Luftreiniger den Geruch nicht aus der Kapelle.

Hinter dem Doppeltor erscheint eine Frau. Er mustert sie durch das getönte Seitenfenster. Metall klappert, als sie das erste schwarze Tor öffnet und wieder hinter sich schließt. Dann ist das äußere an der Reihe. Sie trägt ein Karrierekostüm und hat blondes Haar. Er schätzt sie auf eins fünfundsechzig, Rockgröße achtunddreißig, Bluse vierzig. Wenn es darum geht, sich vorzustellen, wie ein Mensch nackt auf seinem Tisch aussehen würde, liegt Lucious niemals daneben, und er behauptet oft scherzhaft, er hätte einen Röntgenblick.

Als sie an die getönte Scheibe klopft, wird er nervös. Die Finger zucken auf seinem Schoß und fahren in Richtung Mund, als hätten sie ein Eigenleben, sodass er sie bewusst daran hindern muss. Also lässt er das Gummiband am Handgelenk kräftig schnalzen und sagt seinen Händen, dass sie damit aufhören sollen. Noch einmal schnalzt er mit dem Gummiband und umfasst fest das Lenkrad aus Wurzelholz, um seinen Händen Einhalt zu gebieten.

Sie klopft wieder.

Daraufhin öffnet er das Fenster. »Ein ungewöhnlicher Ort für eine Praxis«, sagt er mit einem professionellen Lächeln.

»Sie sind hier auch falsch«, entgegnet sie - und zwar, ohne diesem Satz ein »Guten Morgen« oder ein »Nett, Sie kennenzulernen« vorzuschicken. »Was um alles in der Welt tun Sie hier? Woher haben Sie diese Adresse?«, hakt sie in demselben unfreundlichen Ton nach. Offenbar hat sie es sehr eilig. »Das hier ist nicht mein Büro, und, wie Sie sicher sehen können, auch kein Autopsiesaal. Tut mir leid, dass ich Ihnen Umstände machen muss, aber Sie fahren jetzt besser wieder.«

»Ich bin Lucious Meddick vom Bestattungsinstitut Meddick in Beaufort, gleich hinter Hilton Head.« Er schüttelt ihr nicht die Hand, eine Geste, die er ohnehin möglichst vermeidet. »Wir sind sozusagen das erste Bestattungsinstitut am Platz. Familienbetrieb. Ich und meine beiden Brüder.« Er weist mit dem Daumen in den hinteren Teil des Leichenwagens. »Zu Hause gestorben. Vermutlich Herzinfarkt. Orientalin. Alt wie Methusalem. Wahrscheinlich haben Sie ihre Daten bereits. Arbeitet Ihre Nachbarin beim Geheimdienst?« Er blickt zum Fenster hinauf.

»Ich habe den Fall gestern Abend mit dem Leichenbeschauer erörtert«, entgegnet Scarpetta im selben knappen Ton wie vorhin. »Woher haben Sie diese Adresse?«

»Der Leichenbeschauer ...«

»Er hat Ihnen *diese* Adresse gegeben? Er weiß doch, wo meine Praxis ist.«

»Nein, Moment mal. Ich bin noch nicht lange im Außendienst. Es hat mich zu Tode gelangweilt, am Schreibtisch zu sitzen und mich mit den trauernden Familien herumzuschlagen. Also habe ich beschlossen, dass es an der Zeit ist, mich einmal selbst ans Steuer zu setzen.«

»Mr. Meddick, Ermittler Marino ist auf dem Weg zum Autopsiesaal. Ich habe ihn gerade angerufen. Bitte fahren Sie jetzt endlich los. Ich kann es mir nicht leisten, einen Leichenwagen hinter dem Haus stehen zu haben.«

Als er erneut das Gummiband schnalzen lässt, betrachtet sie ihn argwöhnisch. Dann fällt ihr Blick auf das Polizeifunkgerät in seinem Leichenwagen. Er fährt mit der Zunge über die durchsichtige Plastikschiene, die er über den Zähnen trägt, damit er nicht an den Nägeln kauen kann.

»Bitte fahren Sie jetzt in meine Praxis.« Sie schaut hinauf zu der Nachbarin, die sie noch immer beobachtet. »Ermittler Marino erwartet Sie.« Sie tritt einen Schritt zurück, bemerkt plötzlich etwas hinten am Leichenwagen und bückt sich, um es sich genauer anzuschauen. »Heute ist offenbar nicht Ihr Tag«, sagt sie kopfschüttelnd.

Er steigt aus und traut seinen Augen nicht. »Scheiße!«, flucht er. »Gottverdammte Scheiße!«

Die Firma Coastal Forensic Pathology Associates residiert unweit des College of Charleston. Sitz des Unternehmens ist ein zweistöckiges Backsteingebäude aus der Zeit vor dem Bürgerkrieg, das während des Erdbebens im Jahr 1886 auf seinen Fundamenten verschoben wurde und sich seitdem ein wenig zur Seite neigt. Das behauptete zumindest der Immobilienmakler, als Scarpetta das Haus - aus Gründen, die Pete Marino bis heute nicht versteht - gekauft hat.

Es waren hübschere Gebäude auf dem Markt, nagelneue, die sie sich ebenfalls hätte leisten können. Doch irgendein Teufel hat sie, Lucy und Rose geritten, sich für ein Haus zu entscheiden, das mehr Arbeit gemacht hat, als Marino es sich je hätte träumen lassen. Monatelang haben sie schichtenweise Farbe und Lack von den Wänden gekratzt, Wände eingerissen, Fenster ausgetauscht und das Dach neu mit Schieferpfannen gedeckt. Dann haben sie sich auf die Suche nach gebrauchten Einrichtungsgegenständen gemacht - das meiste gerettet aus Bestattungsunternehmen, Krankenhäusern und Restaurants -, bis sie schließlich einen ziemlich respektablen Autopsiesaal beisammenhatten. Dazu gehören eine spezielle Entlüftungsanlage, Abzugshauben für Chemikaliendämpfe, ein Notstromaggregat, begehbare Kühl- und Gefrierkammern, ein Raum für verwesende Leichen, Instrumentenwagen und rollbare Bahren. Wände und Böden sind mit wasserfestem Lack versiegelt. Außerdem hat Lucy auf einem drahtlosen Sicherheits- und Computersystem bestanden, das für Marino ebenso geheimnisvoll bleiben wird wie der Da-Vinci-Code.

»Wer zum Teufel könnte auf die Idee kommen, in diesen Laden einzubrechen?«, meint er zu Shandy Snook, während er eine Reihe von Ziffern eingibt, um die Alarmanlage an der Tür zwischen Laderampe und Autopsiesaal abzuschalten.

»Bestimmt eine Menge Leute«, erwidert sie. »Wir wollen uns mal umschauen.«

»Nein, kommt überhaupt nicht in Frage.« Er schiebt sie zu einer weiteren alarmgesicherten Tür.

»Ich möchte zu gern mal eine Leiche sehen.«

»Nein.«

»Wovor hast du Angst? Anscheinend fürchtest du dich wirklich vor ihr«, höhnt Shandy, während sie eine knarrende Stufe nach der anderen hinaufsteigt. »Du benimmst dich, als wärst du ihr Sklave.«

Schon wieder dieselbe alte Leier. Marino kann es langsam nicht mehr hören. »Wenn ich Angst vor ihr hätte, würde ich dich gar nicht hier reinlassen. Da könntest du mich löchern, so lange du willst. Hier wird alles mit Kameras überwacht. Wenn ich Angst vor ihr hätte, müsste ich blöd sein, dich hierher mitzunehmen.«

Sie schaut in eine Kamera, lächelt und winkt.

»Hör auf damit«, zischt er.

»Wer soll uns schon groß sehen? Ist doch niemand da außer uns. Aus welchem Grund sollte die große Chefin sich je die Bänder anschauen? Sonst wären wir ja nicht hier, oder? Du hast eine Scheißangst vor ihr. Ein starker Kerl wie du! Es kotzt mich an. Du hast mich doch nur reingelassen, weil dieser

bescheuerte Typ vom Bestattungsinstitut einen Platten hatte und die große Chefin deshalb erst später hier aufkreuzt. Kein Schwein wird sich diese Bänder ansehen.« Grinsend winkt sie in eine andere Kamera. »Ich bin sehr telegen. Warst du schon mal im Fernsehen? Mein Daddy war oft im Fernsehen. Er ist in seinen eigenen Werbespots aufgetreten. In manchen habe ich auch mitgespielt. Vielleicht hätte ich ja beim Fernsehen Karriere machen können. Aber wer will schon ständig von fremden Leuten angeglotzt werden?«

»Du meinst, wer außer dir?« Er klopft ihr auf den Hintern.

Die Büros liegen im Parterre. Marino hat noch nie ein so elegantes Büro gehabt. Kernholzparkett, Zierleisten an den Wänden, Stuck. »Im neunzehnten Jahrhundert war mein Büro vermutlich das Esszimmer«, erklärt er Shandy, als sie eintreten.

»Unser Esszimmer in Charlotte war zehnmal so groß.«

Shandy ist noch nie in diesem Gebäude, geschweige denn in seinem Büro gewesen. Marino würde es normalerweise nie wagen, Scarpetta um Erlaubnis zu fragen, weil er sich nicht in die Nesseln setzen will. Doch nach dieser wilden Nacht mit Shandy, als sie ihn wieder einmal damit gehänselt hatte, dass er ja nur Scarpettas Sklave sei, war sein fester Entschluss ins Wanken geraten. Zu allem Überfluss rief kurz darauf Scarpetta selbst an, um ihm mitzuteilen, der Bestattungsunternehmer Lucious Meddick habe eine Autopanne und würde sich deshalb verspäten. Natürlich musste Shandy ihn auch deswegen aufziehen. Immer weiter hat sie auf dem Thema herumgehackt, Marino würde für nichts und wieder nichts durch die Gegend gehetzt. Jetzt sei doch eigentlich der richtige Zeitpunkt, ihr alles zu zeigen, denn schließlich bettete sie ihn schon die ganze Woche an. Immerhin sei sie seine Freundin und habe deshalb das Recht, seinen Arbeitsplatz zu sehen. Und so hat er sich zu guter Letzt breitschlagen lassen.

»Das sind echte Antiquitäten«, prahlt er. »Aus Gebrauchtwarenläden. Doc Scarpetta hat sie eigenhändig restauriert. Toll, oder? Zum ersten Mal im Leben sitze ich an einem Schreibtisch, der älter ist als ich.«

Shandy lässt sich auf dem mit Leder bezogenen Bürostuhl hinter dem Schreibtisch nieder und beginnt, die Schubladen aufzuziehen.

»Rose und ich haben viel Zeit damit verbracht, das Haus zu erkunden und uns zu fragen, welcher Raum früher wozu gedient hat. Wir sind ziemlich sicher, dass ihr Büro einmal das Elternschlafzimmer gewesen ist. Und der größte Raum, Doc Scarpettas Büro, war damals das Wohnzimmer.«

»So ein Schwachsinn!« Shandy starrt in eine Schublade. »Wie kannst du hier etwas finden? Anscheinend stopfst du alles bloß in die Schubladen, weil du zu faul bist, die Papiere abzuheften.«

»Ich weiß genau, wo was ist, nämlich nach meinem eigenen System in Schubladen geordnet. Ungefähr so wie in der Arbeitslehre von John Dewey.«

»Und wo hast du dann deinen Karteikasten, du Held?«

»Da drin.« Er tippt sich an den kahlen, glänzenden Schädel.

»Hast du vielleicht einen spannenden Mordfall hier? Oder etwa ein paar Fotos?«

»Nein.«

Sie steht auf und zupft ihre Lederhose zurecht. »Also hat die große Chefin das Wohnzimmer gekriegt. Ich will es sehen.«

»Nein. Dort gibt es für dich sowieso nichts Interessantes. Nur Bücher und ein Mikroskop.«

»Wetten, dass sie in ihrem Wohnzimmer ein paar spannende Mordfälle hat?«

»Nein. Heikle Fälle werden bei uns weggeschlossen. Mit anderen Worten: die, die du wahrscheinlich spannend finden würdest.«

»In einem Haus sind doch alle Zimmer zum *Wohnen* da. Warum heißt es dann Wohnzimmer?« Shandy lässt einfach nicht locker. »So ein Blödsinn.«

»Früher unterschied man zwischen dem Wohnzimmer und dem Salon«, erklärt Marino, blickt sich stolz in seinem Büro um, betrachtet die Diplome an den vertäfelten Wänden, das dicke Wörterbuch, das er nie zu Rate zieht, und all die anderen unbenutzten Nachschlagewerke, die Scarpetta ihm vermacht hat, weil sie inzwischen die neueren, überarbeiteten Ausgaben besitzt. Natürlich sind da auch seine Bowling-Pokale, alle ordentlich aufgereiht und blitzblank auf den Einbauregalen. »Der Salon war der offizielle Empfangsraum gleich neben der Eingangstür, in den man die Leute bat, die man rasch wieder loswerden wollte. Für das Wohnzimmer galt das genaue Gegenteil.«

»Für mich hört es sich an, als wärst du froh, dass sie dieses Haus gekauft hat, auch wenn du dich noch so sehr darüber beklagst.«

»Für eine alte Hütte ist es gar nicht schlecht. Aber mir sind Neubauten lieber.«

»Bei dir scheint es ja trotz Alter noch ganz gut zu laufen.« Sie greift ihm kräftig zwischen die Beine. »Fühlt sich eigentlich noch ganz frisch an. Und jetzt zeig mir ihr Büro. Zeig mir, wo die große Chefin arbeitet.« Wieder greift sie zu. »Hast du den Ständer jetzt wegen mir oder ihretwegen?«

»Sei still.« Shandys Sprüche gehen ihm auf die Nerven, und er schiebt ihre Hand weg.

»Zeig mir, wo sie arbeitet.«

»Ich habe nein gesagt.«

»Dann zeig mir den Autopsiesaal.«

»Geht nicht.«

»Warum? Weil du so eine Scheißangst vor ihr hast? Was kann sie denn schon groß tun? Dich anzeigen? Ich will es sehen«, fordert sie.

Marino wirft einen Blick auf die winzige Kamera in einer Ecke des Flurs. Niemand wird sich die Bänder anschauen. Shandy hat recht. Wer würde sich die Mühe machen? Es gibt doch keinen Grund dafür. Wieder steigt das Gefühl in ihm hoch, eine Mischung aus Trotz, Wut und Rachsucht, die ihn treibt, etwas Schlimmes zu tun.

Die Tastatur klappert unter Dr. Seifs Fingern. Eine E-Mail nach der anderen wird abgefeuert: an Agenten, Anwälte, Finanzberater, die Intendanten von Fernsehsendern, Lieblingspatienten und ganz spezielle Fans.

Aber nichts Neues von *ihm*. Dem Sandman. Dr. Seif hält es kaum noch aus. Offenbar möchte er sie glauben machen, dass er das Unvorstellbare getan hat, um sie mit Todesangst zu quälen. Er will sie zwingen, das Udenkbare zu denken. Als sie an jenem verhängnisvollen Freitag während der Mittagspause im Studio seine letzte E-Mail geöffnet hat, hat seine Nachricht ihr Leben verändert. Zumindest vorübergehend.

Lass es nicht wahr sein.

Wie dumm und leichtgläubig sie gewesen ist, ihm zu antworten, als er im vergangenen Herbst die erste Mail an ihre Privatadresse schickte. Doch ihre Neugier war geweckt. Woher nur hatte er ihre wirklich sehr, sehr private E-Mail-Adresse? Das musste sie unbedingt in Erfahrung bringen. Also schrieb sie zurück und fragte ihn danach. Doch er verriet es ihr nicht. Und so begann ein Briefwechsel. Er ist ein sehr ungewöhnlicher, ein ganz besonderer Mensch. Irak-Veteran. Schweres Kriegstrauma. Dessen gewiss, dass er ein ausgesprochen interessanter Gast für ihre Sendung sein könnte, hat sie eine therapeutische Online-Beziehung mit ihm angefangen, allerdings ohne zu ahnen, dass er zum Udenkbaren fähig war. *Bitte, lass es nicht wahr sein.*

Wenn sie es nur wieder rückgängig machen könnte! Wenn sie ihm doch nie geantwortet hätte! Wenn sie doch nie versucht hätte, ihm zu helfen. Er ist wahnsinnig, ein Wort, das sie nur selten benutzt. Schließlich begründet sich ihr Ruhm darauf, dass jeder Mensch in der Lage ist, sich zu ändern. Er aber nicht. Nicht, wenn er das Udenkbare getan hat.

Bitte, lass es nicht wahr sein.

Falls es sich wirklich so verhält, hat sie es mit einem Ungeheuer in Menschengestalt zu tun, dem nicht mehr zu helfen ist. Warum nennt er sich Sandman? Und warum hat sie keine Erklärung dafür von ihm verlangt, nötigenfalls mit der Drohung, ansonsten den Kontakt zu ihm abubrechen?

Weil sie Psychiaterin ist und Psychiater ihren Patienten nicht drohen.

Bitte, lass das Udenkbare nicht wahr sein.

Ganz gleich, wer er auch sein mag: Weder sie noch sonst jemand auf der Welt kann ihm helfen. Und nun hat er womöglich getan, womit sie nie gerechnet hätte. Wenn ja, gibt es für Dr. Seif nur eine Möglichkeit, ihre Haut zu retten. Das hat sie im Studio entschieden, und zwar während jener Mittagspause, die sie nie wieder vergessen wird. Denn seit sie das Foto kennt, das er ihr geschickt hat, hat sie den Verdacht, dass sie aus einer Vielzahl von Gründen in Lebensgefahr schweben könnte. Und so hat sie den Produzenten gegenüber eine familiäre Krise vorgeschützt, die leider äußerste Diskretion verlange. Sie werde, hoffentlich nur für einige Wochen, eine Weile nicht auf Sendung sein. Der Sender müsse sich also bedauerlicherweise mit ihrem Stellvertreter begnügen (ein Psychologe, einigermaßen amüsant, aber keine Konkurrenz für sie, auch wenn er sich in diesem Irrglauben wiegt). Allerdings kann Dr. Seif sich keine längere Abwesenheit leisten, denn die Rivalen stehen bereits in den Startlöchern, um ihren Platz einzunehmen. Danach hat Dr. Seif Dr. Paolo Maroni angerufen (als sie eine Überweisung erwähnte, wurde sie sofort durchgestellt) und ist kurz darauf (verkleidet) in eine gemietete Limousine gestiegen

(einer ihrer eigenen Chauffeure kam nicht in Frage). Wenig später ist sie (immer noch in Verkleidung) an Bord eines Privatjets gegangen und hat sich heimlich ins McLean Hospital aufnehmen lassen, ein sicheres Versteck, wo sie hoffentlich bald herausfinden wird, dass das Undenkbare nie geschehen ist.

Es muss einfach ein krankes Spiel sein. Er hat es nicht getan. Verrückte legen oft falsche Geständnisse ab.

Und wenn nicht?

Dr. Seif muss vom Schlimmsten ausgehen: Man wird ihr die Schuld geben. Es wird heißen, der Wahnsinnige habe sich nur ihretwegen auf Drew Martin eingeschossen. Schließlich ist die Tennisspielerin, nachdem sie im letzten Herbst die U.S. Open gewonnen hatte, in einigen von Dr. Selfs Shows aufgetreten. Jene Folgen hatten unglaublich hohe Einschaltquoten. Und dann auch noch die Exklusivinterviews! Wie viele denkwürdige Stunden hat Dr. Seif mit Drew auf Sendung verbracht und mit ihr über das positive Denken gesprochen. Darüber, wie man mit Hilfe der richtigen Techniken das eigene Leben in den Griff bekommen und sich tatsächlich selbst entscheiden kann, ob man gewinnen oder verlieren will. Nur so hat Drew es mit knapp sechzehn Jahren geschafft, siegreich aus einem der wichtigsten Turniere der Tennisgeschichte hervorzugehen. Dr. Selfs preisgekrönte Serie mit dem Titel *Auch Sie können ein Sieger sein* war ein phänomenaler Erfolg.

Ihr Puls beschleunigt sich, als ihr die furchtbare E-Mail des Sandman wieder einfällt, und sie öffnet sie erneut, als ob sich etwas daran verändern würde, wenn sie sie ein ums andere Mal betrachtet. Sie enthält keinen Text, es ist nur eine angehängte Datei, ein grauenhaftes Foto von Drew, wie sie nackt in einer grauen, in einen Terrakottaboden eingelassenen Mosaikwanne sitzt. Das Wasser reicht ihr bis zur Taille, und wenn Dr. Seif das hochaufgelöste Bild vergrößert, erkennt sie die Gänsehaut auf Drews Armen und ihre blauen Lippen und Fingernägel, ein Hinweis darauf, dass das Wasser aus dem alten Messinghahn eiskalt ist. Drews Haar ist nass, den Ausdruck auf ihrem hübschen Gesicht kann man nur schwer beschreiben. Gequält? Benommen? Offenbar steht sie unter Drogen.

In seinen früheren Mails hat der Sandman Dr. Seif erklärt, im Irak sei es üblich gewesen, nackte Gefangene in Wasser zu tauchen, sie zu schlagen, zu erniedrigen und sie zu zwingen, aufeinander zu urinieren. Man hätte eben tun müssen, was nötig gewesen sei, schrieb er. Nach einer Weile habe er sich daran gewöhnt und kein Problem mehr damit gehabt, seine Fotos zu machen. Zumindest so lange, bis er *diese eine Sache* getan habe. Allerdings hat er ihr nie erzählt, was *diese eine Sache* war. Doch Dr. Seif ist überzeugt, dass seine Verwandlung in ein Ungeheuer von besagtem Ereignis in Gang gesetzt worden ist. Falls er das Undenkbare wirklich getan hat und es sich bei dem Bild nicht um eine Fotomontage handelt.

Doch selbst dann ist er ein Ungeheuer, weil er ihr so etwas antut.

Sie untersucht die Aufnahme auf Hinweise darauf, dass sie eine Fälschung vor sich haben könnte, vergrößert und verkleinert sie, wendet sie hin und her und starrt wie gebannt darauf. *Nein, nein, nein*, sagt sie sich. *Natürlich ist sie nicht echt. Und wenn doch?*

Ihre Gedanken drehen sich im Kreis. Wenn man sie für diese Tat verantwortlich macht, ist es aus und vorbei mit ihrer Karriere. Zumindest für absehbare Zeit. Ihre vielen Millionen Fans werden ihr die Schuld geben, da sie es hätte vorhersehen müssen. Niemals hätte sie Drew in ihren E-Mails an einen anonymen Patienten erwähnen dürfen, der sich selbst Sandman nennt. Angeblich habe er Drew im

Fernsehen gesehen, alles über sie gelesen und hielt sie für ein nettes Mädchen, das aber unbeschreiblich einsam sei. Wenn er sie nur kennenlernen könnte, würde sie sich sicher in ihn verlieben und nicht mehr so traurig sein.

Falls es an die Öffentlichkeit gelangt, wird es so kommen wie damals in Florida, nur mit viel drastischeren Folgen. Wieder wird man sie mit ungerechten Vorwürfen überhäufen, und es wird eine gute Zeit brauchen, bis Gras über die Sache gewachsen ist.

»Ich habe Drew gesehen und konnte ihr unermessliches Leid nachfühlen«, hat der Sandman geschrieben. »Sie wird mir dankbar sein.«

Dr. Seif betrachtet das Foto auf ihrem Bildschirm. Gewiss wird sie ins Kreuzfeuer der Kritik geraten, weil sie beim Eintreffen der E-Mail vor genau neun Tagen nicht sofort die Polizei verständigt hat. Niemand wird ihre Begründung verstehen, so logisch diese auch sein mag: Wenn die Aufnahme, die der Sandman ihr geschickt hat, tatsächlich echt ist, wäre es sowieso zu spät gewesen, um etwas zu unternehmen. Und falls es sich um einen kranken Scherz handelt (etwa um eine mit Hilfe eines dieser modernen Bildbearbeitungsprogramme hergestellte Montage), wäre es doch unklug gewesen, es an die große Glocke zu hängen und vielleicht einen anderen Geistesgestörten zur Nachahmung anzuregen.

Missmutig denkt Dr. Seif an Marino. Und an Benton.

An Scarpetta.

Scarpetta steht ihr deutlich vor Augen.

Schwarzes Kostüm mit breiten hellblauen Nadelstreifen und eine farblich darauf abgestimmte blaue Bluse, die ihre Augen noch blauer leuchten ließen. Das blonde Haar trug sie kurz geschnitten, und sie war nur sehr dezent geschminkt. Eine eindrucksvolle, starke Persönlichkeit. Hoch aufgerichtet, aber dennoch locker, saß sie im Zeugenstand und sah die Geschworenen an, die gebannt an ihren Lippen hingen. Sie brauchte nicht ein einziges Mal ihre Notizen zu Rate zu ziehen.

»Aber ist es nicht so, dass nahezu alle Todesfälle durch Erhängen als Selbstmorde einzustufen sind? Ist das nicht ein Hinweis darauf, dass sie sich möglicherweise doch selbst das Leben genommen hat?« Einer von Dr. Selfs Anwälten ging im Gerichtssaal auf und ab.

Obwohl Dr. Seif bereits als Zeugin entlassen worden war, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, den Prozess weiterzuverfolgen und Scarpetta zu beobachten. Gespannt wartete sie darauf, dass sie sich verhaspeln oder in Widersprüche verstricken würde.

»Heutzutage trifft es statistisch zu, dass wir es bei den meisten Todesfällen durch Erhängen - soweit uns bekannt - mit einem Suizid zu tun haben«, erwiderte Scarpetta, an die Geschworenen gewandt. Sie würdigte Dr. Selfs Anwalt keines Blickes und behandelte ihn, als müsse sie sich durch eine Gegensprechanlage aus einem Nebenzimmer mit ihm verständigen.

»Soweit uns bekannt? Soll das heißen, Mrs. Scarpetta, dass ...«

»Dr. Scarpetta.« Ein Lächeln an die Geschworenen.

Offenbar hingerissen von ihr, lächelten sie zurück. Sie lauschten fasziniert, wie Scarpetta gnadenlos Dr. Selfs Glaubwürdigkeit und ihren guten Ruf beschädigte, ohne zu bemerken, dass sie nur verdrehte Tatsachen und Unwahrheiten zu hören bekamen. Oh, ja, und natürlich auch Lügen! *Mord, kein Selbstmord.* Dr. Seif ist indirekt für einen Mord verantwortlich! Aber es ist doch nicht ihre Schuld! Woher hätte sie denn wissen sollen, dass diese Menschen umgebracht werden sollten? Nur weil jemand aus seinem Haus verschwindet, bedeutet das doch noch lange nicht, dass ihm etwas zugestoßen sein muss.

Und als Dr. Scarpetta sie anrief, um sich nach dem Tablettendöschen zu erkundigen, aus dessen Aufkleber hervorging, dass Dr. Seif das darin enthaltene Medikament verschrieben hatte - hat sie sich da nicht mit gutem Recht geweigert, Auskünfte über derzeitige oder ehemalige Patienten zu erteilen? Wie hätte sie ahnen können, dass jemand dabei zu Tode kommen würde? Und zwar auf unaussprechliche Art und Weise. Es ist nicht ihre Schuld. Anderenfalls hätte man doch ein Strafverfahren gegen sie eingeleitet, keinen Zivilprozess, von dem nur habgierige Hinterbliebene profitieren. Sie kann nichts dafür, auch wenn Scarpetta den Geschworenen etwas anderes weismachen wollte.

(Die Szene im Gerichtssaal steht ihr überdeutlich vor Augen.)

»Soll das bedeuten, dass Sie nicht in der Lage sind, festzustellen, ob es sich bei diesem Tod durch Erhängen um Selbstmord oder um Mord handelt?« Dr. Selfs Anwalt erhob anklagend die Stimme.

»Nicht ohne Zeugen oder äußere Umstände, die ein klareres Licht auf die Ereignisse werfen«, entgegnete Scarpetta.

»Und die wären?«

»Indizien dafür, dass der Betreffende sich ohne fremde Hilfe unmöglich so etwas hätte antun können.«

»Ein Beispiel bitte.«

»Nehmen wir einmal an, Sie finden eine Leiche vor, die Hände auf dem Rücken gefesselt und an einem hohen Laternenmast auf einem Parkplatz hängend, ohne dass irgendwo eine Leiter in Sicht wäre«, erwiderte sie.

»Ist das ein wahres Ereignis, oder haben Sie das gerade erfunden?«, bohrte der Anwalt hämisch nach.

»1962. Ein Lynchmord in Birmingham, Alabama«, wandte sich Scarpetta an die Geschworenen, von denen einige schwarz sind.

Dr. Seif reißt sich von diesen Schreckensbildern los und schließt die Datei auf ihrem Bildschirm. Dann greift sie zum Telefon und ruft Benton Wesley's Büro an. Ihr Instinkt verrät ihr sofort, dass die fremde Frau am Apparat noch jung ist und an Selbstüberschätzung und einem unrealistischen Anspruchsdenken leidet. Offenbar stammt sie aus reicher Familie, verdankt ihre Stelle guten Beziehungen und geht Benton ziemlich auf die Nerven.

»Und Ihr Vorname, Dr. Seif?«, fragt die Frau, als wüsste sie nicht genau, wer Dr. Seif ist. Schließlich kennt sie das ganze Krankenhaus.

»Hoffentlich ist Dr. Wesley jetzt endlich im Haus«, gibt Dr. Seif zurück. »Er erwartet meinen Anruf.«

»Er kommt erst gegen elf.« Als ob Dr. Seif eine x-beliebige Anruferin wäre. »Dürfte ich den Grund Ihres Anrufs erfahren?«

»Schon gut. Ihren Namen bitte. Ich glaube, wir sind uns noch nicht vorgestellt worden. Beim letzten Mal habe ich mit einer anderen Dame gesprochen.«

»Sie ist nicht mehr bei uns.«

»Ihr Name?«

»Jackie Minor. Dr. Wesleys neue Forschungsassistentin.« Ihr Tonfall wird selbstgefällig. Wahrscheinlich sitzt sie noch immer an ihrer Doktorarbeit, die wohl niemals fertig werden wird.

Dr. Seif lässt ihren Charme spielen. »Gut, dann danke ich Ihnen vielmals, Jackie. Wie ich annehme, besteht Ihre Aufgabe darin, Dr. Wesley bei seinem neuen Forschungsprojekt zu unterstützen. Wie heißt es noch einmal? Dorsolateral Aktivierung durch mütterliche Nörgelei? Abgekürzt DAMN? Das zeugt von Sinn für Humor. Wie sagte noch einmal ein großer Dichter ... mal sehen, ob ich das Zitat noch hinkriege: *Humor ist das Talent, etwas wahrzunehmen und es in ein Bild zu fassen*. Oder so ähnlich. Ich glaube, es stammt von Alexander Pope. Sicher werden wir uns sehr bald kennenlernen, Jackie. Wie Sie vielleicht wissen, nehme ich an dieser Studie teil.«

»Mir war gleich klar, dass es um etwas Wichtiges geht. Deshalb ist Dr. Wesley ja übers Wochenende geblieben und hat mich gebeten, ebenfalls zum Dienst zu kommen.«

»Sicher ist es eine große Herausforderung, für ihn zu arbeiten.«

»Ganz richtig.«

»Schließlich genießt er einen weltweiten Ruf.«

»Deshalb wollte ich ja als Forschungsassistentin bei ihm anfangen. Ich bin gerade im praktischen Jahr meiner Facharztausbildung zur forensischen Psychologin.«

»Ausgezeichnet! Wunderbar. Vielleicht lade ich Sie eines Tages in meine Sendung ein.«

»Daran hatte ich noch gar nicht gedacht.«

»Tja, das sollten Sie aber, Jackie. Ich arbeite gerade an einem neuen Konzept mit dem Titel *Die Geheimnisse des Schreckens*. Es behandelt die Aspekte des Verbrechen, die den meisten Menschen verborgen bleiben: Was geht im Kopf eines Straftäters vor?«

»Inzwischen interessiert sich die Öffentlichkeit für nichts anderes mehr«, stimmt Jackie zu. »Sie brauchen nur den Fernseher anzuschalten. Alles dreht sich um Verbrechen.«

»Und deswegen überlege ich mir, ob ich in meiner Produktionsfirma nicht besser Fachberater beschäftigen sollte.«

»Ich stelle mich gern und jederzeit für ein Gespräch über dieses Thema zur Verfügung.«

»Haben Sie schon einmal einen Gewaltverbrecher befragt oder einem von Dr. Wesleys Diagnosegesprächen beigewohnt?«

»Noch nicht. Aber ich bin schon ganz gespannt darauf.«

»Sicher werden wir uns bald persönlich kennenlernen, Dr. Minor. Sie haben doch schon promoviert, oder?«

»Sobald ich die nötigen Scheine beisammenhabe und die Zeit finde, mich um meine Dissertation zu kümmern. Die Abschlussfeier ist schon in Planung.«

»Das kann ich mir denken. Immerhin handelt es sich um einen der wichtigsten Augenblicke im Leben.«

Früher einmal waren in dem verputzten Anbau - heute das Computerlabor - hinter dem Backsteingebäude, das den Autopsiesaal beherbergt, die Pferde samt Stallburschen untergebracht.

Zum Glück hatte jemand den Einfall, ihn in eine Kombination aus Garage und Lagerraum zu verwandeln, bevor es Denkmalschutzbehörden gab, die Einspruch dagegen hätten erheben können, und so dient er Lucy nun als - wie sie es nennt - provisorische Zentrale. Das Gebäude ist klein und spartanisch ausgestattet. Am anderen Ufer des Cooper River, wo Land im Überfluss vorhanden ist und die Behörden mit Baugenehmigungen nur so um sich werfen, laufen die Arbeiten an dem neuen Großprojekt währenddessen auf Hochtouren. Dort entsteht Lucys neues kriminaltechnisches Labor, ausgerüstet mit allem, was das Herz eines Wissenschaftlers höher schlagen lässt. Fingerabdruckanalysen, Toxikologie und die Untersuchung von Feuerwaffen, Faserspuren und DNA können bereits durchgeführt werden. Bald wird das FBI Augen machen! Lucy wird es ihnen allen zeigen.

Das Computerlabor mit seinen Backsteinwänden und dem Dielenboden wird von kugelsicheren Fenstern vor der Außenwelt geschützt. Die Jalousien sind immer heruntergelassen. Lucy sitzt an ihrem Terminal, das mit einem Hochleistungsserver verbunden ist. Dieser ruht in einem Rahmen aus sechs U-förmigen Stützen. Das Betriebssystem hat sie selbst entworfen, und zwar auf der Basis der einfachsten Computersprache, damit sie selbst mit dem Motherboard kommunizieren kann, während sie ihre eigene Cyberwelt erschafft. Sie nennt dieses System Infinity of Inner Space (IIS) und hat den Prototyp für eine unanständig hohe Summe verkauft. Aber Lucy redet nicht gern über Geld.

An den Wänden hängen Flachbildschirme, die ununterbrochen jede Einstellung und jedes Geräusch wiedergeben, das von den drahtlosen Kameras und versteckten Mikrofonen eingefangen wird. Und das, was Lucy jetzt sieht, schlägt ihr die Sprache.

»Du blödes Arschloch!«, brüllt sie den Bildschirm vor sich an.

Marino führt Shandy Snook im Autopsiesaal herum. Die Monitore zeigen sie aus unterschiedlichen Winkeln, und ihre Stimmen sind so deutlich zu hören, als befände Lucy sich mit ihnen im selben Raum.

In Boston sitzt Benton an seinem Schreibtisch im vierten Stock eines Backsteingebäudes aus dem neunzehnten Jahrhundert in der Beacon Street. Er blickt aus dem Fenster und beobachtet einen Fesselballon, der über die Wiese und über die Wipfel der schottischen Ulmen hinwegschwebt, die so alt sind wie die Vereinigten Staaten von Amerika. Langsam erhebt sich der weiße Ballon in den Himmel und hängt wie ein riesiger Mond über den Dächern der Innenstadt.

Sein Mobiltelefon läutet. Wesley schaltet auf sein Bluetooth-Headset, meldet sich mit seinem Namen und hofft inständig, Dr. Seif möge nicht wieder irgendeinen Notfall provoziert haben, denn derzeit hält sie das ganze Krankenhaus auf Trab und könnte das Institut möglicherweise in große Schwierigkeiten bringen.

»Ich bin es«, hört er Lucys Stimme im Ohr. »Klick deinen Zugang zu unserem Überwachungssystem an. Ich stelle eine Konferenzschaltung her.«

Benton tut es, ohne nach dem Grund zu fragen. Lucys drahtloses Netzwerk überträgt Bild, Ton und Daten in Echtzeit. Auf dem Bildschirm seines Laptops sieht er ihr Gesicht. Sie wirkt genauso frisch, hübsch und strotzend von Tatendrang wie immer. Doch ihre Augen funkeln zornig.

»Ich probiere gerade etwas Neues aus«, erklärt sie, »nämlich, dich mit den Überwachungskameras zu vernetzen, damit du dasselbe siehst wie ich gerade. Einverstanden? Dein Bildschirm müsste sich jetzt in vier Quadranten aufteilen, damit du dir, abhängig davon, was ich auswähle, vier Aufnahmen gleichzeitig anschauen kannst. Das sollte dir einen guten Eindruck davon vermitteln, was unser sogenannter Freund Marino gerade so treibt.«

»Es funktioniert«, bestätigt Benton, auf dessen Monitor simultan vier Kameraeinstellungen, alles Ansichten aus Scarpettas Bürogebäude, zu erkennen sind.

Im Autopsiesaal gellt eine Sirene.

Oben links sind Marino und eine junge Frau - sexy, aber billig - in Motorradkluft im oberen Flur vor Scarpettas Büro zu sehen. »Du bleibst hier, bis die Leiche eingeliefert wurde«, sagt er gerade zu ihr.

»Warum kann ich nicht mitkommen? Ich habe keine Angst.« Ihre Stimme - heiser, starker Südstaatenakzent - hallt klar und deutlich aus den Lautsprechern auf Bentons Schreibtisch.

»Was zum Teufel soll das?«, fragt Benton Lucy am Telefon.

»Schau einfach nur zu«, erwidert sie. »Das ist seine neueste Zuckerpuppe.«

»Seit wann?«

»Ach, lass mich überlegen. Ich glaube, sie gehen seit Montag miteinander ins Bett. Das war der Abend, als sie sich kennengelernt und sich zusammen betrunken haben.«

Marino und Shandy treten in den Aufzug, und eine andere Kamera übernimmt, als er zu ihr sagt: »Okay. Aber falls er uns bei Doc Scarpetta verpetzt, kann ich einpacken.«

»Die Alte hat dich wohl mächtig an den Eiern«, spottet sie.

»Ich gebe dir einen Kittel, den du über die Lederkluft ziehen kannst. Du hältst den Mund und rührst dich nicht. Keinen Mucks, und das meine ich ernst.«

»Schließlich sehe ich nicht zum ersten Mal eine Leiche«, gibt sie zurück.

Die Aufzugtüren öffnen sich, und sie steigen aus dem Lift. »Mein Vater ist vor den Augen der ganzen Familie an einem Stück Steak erstickt«, sagt Shandy.

»Dahinten links ist die Umkleide.« Marino zeigt mit dem Finger. »Links? Von wo aus betrachtet?«

»Die erste Tür, wenn du um die Ecke biegst. Hol dir einen Kittel, und zwar flott.«

Shandy geht los. In einem Abschnitt des Monitors kann Benton sie in der Umkleide - Scarpettas Umkleide - sehen. Sie nimmt einen blauen Kittel - Scarpettas - aus einem Spind - ebenfalls Scarpettas - und streift ihn hastig über. Verkehrt herum. Marino wartet auf dem Flur. Mit offenem, flatterndem Kittel läuft sie auf ihn zu.

Wieder eine Tür. Sie führt auf die Rampe, wo Marinos und Shandys Motorräder in einer mit einem Pylon abgesperrten Ecke parken. Ein Leichenwagen steht da, und zwar mit laufendem Motor, dessen Geräusch sich an den alten Backsteinmauern bricht. Ein Mann steigt aus. In seinem Anzug und einer Krawatte, die so schwarz glänzt wie der Lack des Leichenwagens, wirkt er steif und unbeholfen. Seine magere Gestalt entfaltet er wie die ausklappbaren Beine einer Rollbahre. Offenbar wird er den Gerätschaften, mit denen er seinen Lebensunterhalt verdient, immer ähnlicher. Benton stellt fest, dass er die Hände merkwürdig verkrümmt wie Klauen.

»Ich bin Lucious Meddick.« Er öffnet die Heckklappe. »Wir haben uns letztens kennengelernt, als der tote kleine Junge aus dem Sumpf gefischt wurde.« Er streift ein Paar Latexhandschuhe über. Benton bemerkt, dass er eine Zahnschiene aus Plastik und am rechten Handgelenk ein Gummiband trägt.

»Näher auf seine Hände«, weist er Lucy an.

Sie holt das Bild dichter heran. »Ja, ich weiß«, sagt Marino währenddessen in einem Ton, als könnte er den Mann nicht ausstehen.

Benton sieht, dass Meddick wund Fingerspitzen hat. »Ein starker Nägelkauer«, sagt er zu Lucy. »Eine Form von Selbstverstümmelung.«

»Gibt es zu diesem Fall etwas Neues?«, erkundigt Lucious sich nach dem kleinen Jungen, der Bentons Wissen nach noch immer unidentifiziert im Autopsiesaal liegt.

»Das geht Sie nichts an«, entgegnet Marino. »Wenn es für die Öffentlichkeit bestimmt wäre, hätten die Nachrichten es gebracht.«

»Meine Herren«, kommentiert Lucy. »Er klingt ja wie Tony Soprano.«

»Offenbar haben Sie eine Radkappe verloren.« Marino weist auf das linke Hinterrad des Leichenwagens.

»Es ist ein Ersatzrad«, antwortet Lucious spitz.

»Verdirbt doch irgendwie den Effekt«, erwidert Marino. »So eine tolle Kiste, und dann ein Rad, wo man die hässlichen Schrauben sieht.«

Missmutig öffnet Lucious die Heckklappe und zieht die Bahre auf Rollen aus dem Leichenwagen. Faltbare Aluminiumbeine klappen herunter und rasten ein. Marino rührt keinen Finger, als Lucious die Bahre mit dem schwarzen Leichensack die Rampe hinaufschiebt, gegen den Türrahmen prallt und einen Fluch ausstößt.

Marino zwinkert Shandy zu. Diese gibt mit ihrem offenen Kittel und den schwarzen Motorradstiefeln ein ziemlich seltsames Bild ab. Ungeduldig lässt Lucious die Leiche in ihrem Sack mitten auf dem Flur stehen. Das Gummiband am Handgelenk schnalzt. Dann verkündet er laut und in gereiztem Ton: »Jetzt muss ich mich um den Papierkram kümmern.«

»Leise!«, mahnt Marino. »Sonst wecken Sie noch jemanden auf.«

»Keine Zeit für Scherze.« Lucious will gehen.

»Sie bleiben jetzt schön hier und helfen mir, die Leiche von Ihrer Bahre auf eine unserer Tragen zu hieven.«

»Er macht sich wichtig«, sagt Lucy zu Benton. »Offenbar will er bei seiner Kartoffelchip-Schlampe Eindruck schinden.«

Marino zieht einen Rollwagen aus der Kühlkammer. Er ist ziemlich zerkratzt und wackelig, und eines der Räder steht schief wie bei einem altersschwachen Einkaufswagen im Supermarkt. Dann heben er und ein sichtlich verärgelter Lucious die Leiche darauf.

»Ihre Chefin ist ziemlich anstrengend«, sagt Lucious. »Da fällt einem gleich ein Wort ein, das mit Z anfängt.«

»Niemand hat Sie nach Ihrer Meinung gefragt. Oder hast du vielleicht etwas gehört?« Der letzte Satz richtet sich an Shandy.

Sie starrt nur auf den Leichensack und achtet nicht auf ihn.

»Was kann ich denn dafür, wenn sie ihre Adresse nicht richtig angibt? Jedenfalls hat sie sich aufgeführt, als wäre es meine Schuld, als ich bei ihr aufgekreuzt bin. Ich wollte doch nur meine Arbeit machen. Außerdem komme ich normalerweise gut mit Menschen klar. Empfehlen Sie Ihrer Kundschaft eigentlich ein bestimmtes Bestattungsinstitut?«

»Schalten Sie doch eine Anzeige in den Gelben Seiten, Blödmann !«

Als Lucious steifbeinig auf das kleine Büro zueilt, erinnern seine hastigen Schritte Benton an das Auf- und Zuklappen einer Schere.

In einer Einstellung ist Lucious im Büro zu sehen, wo er mit Papieren hantiert und auf der Suche nach einem Stift in Schubladen kramt.

In dem anderen Quadranten fragt Marino Shandy: »Kannte sich bei euch denn niemand mit Erster Hilfe bei Erstickten aus?«

»Nein, aber ich bin lernfähig, Baby«, erwidert sie. »Ich helfe dir, so gut ich kann.«

»Jetzt mal im Ernst. Als dein Vater erstickt ist...«, hakt Marino nach.

»Wir dachten, er hätte einen Herzinfarkt oder einen Schlaganfall«, unterbricht sie ihn. »Es war schrecklich, wie er sich an den Hals gegriffen hat und umgefallen ist. Er hat sich den Kopf gestoßen und

wurde ganz blau im Gesicht. Wir wussten nicht, was wir tun sollten, und hatten keine Ahnung, dass er keine Luft mehr bekam. Aber auch dann hätten wir nichts unternehmen können, außer den Notarzt zu rufen.« Plötzlich sieht sie aus, als wäre sie den Tränen nah.

»Entschuldige, dass ich so hart sein muss, doch ihr hättet durchaus etwas tun können«, widerspricht Marino. »Ich zeige es dir. Komm, dreh dich um.«

Lucious ist mit den Formularen fertig, eilt aus dem Büro und marschiert an Marino und Shandy vorbei. Sie achten nicht auf ihn, als er allein den Autopsiesaal betritt. Stattdessen schlingt Marino seine mächtigen Arme um Shandys Taille, ballt die Faust und drückt den Daumen in ihren Bauch kurz oberhalb des Nabels. Mit der anderen Faust umfasst er ihre Hand und schiebt sie leicht nach oben, damit sie versteht, wie es funktioniert. Dann lässt er die Hände nach oben gleiten.

»Ich glaub es nicht«, sagt Lucy Benton ins Ohr. »Der Schwachkopf kriegt im Autopsiesaal einen Ständer.«

Im Autopsiesaal selbst nimmt die Kamera auf, wie Lucious zu dem großen schwarzen Buch auf dem Arbeitstisch - dem Totenbuch, wie Rose es beschönigend nennt - hinübergeht. Er trägt den Namen der Toten mit dem Stift ein, den er aus dem Büro mitgenommen hat.

»Das darf er doch gar nicht«, sagt Lucy zu Benton. »Nur Tante Kay fasst dieses Buch an. Es ist ein amtliches Dokument.«

»So aufregend ist es hier aber nun auch wieder nicht«, beschwert sich Shandy währenddessen bei Marino. »Oder vielleicht doch?« Sie greift hinter sich und berührt ihn zwischen den Beinen. »Du weißt, wie man ein Mädchen in Stimmung bringt.«

»Ich traue meinen Augen nicht«, sagt Benton in sein Headset.

Shandy dreht sich in Marinos Armen um und küsst ihn. Als sie so knutschend wie Teenager mitten im Autopsiesaal stehen, befürchtet Benton schon, sie könnten gleich an Ort und Stelle übereinander herfallen.

»Jetzt probier es mal an mir aus«, weist Marino sie dann an.

In einem anderen Quadranten kann Benton beobachten, wie Lucious das Totenbuch durchblättert.

Als Marino sich umdreht, ist seine Erektion nicht zu übersehen. Shandy gelingt es kaum, die Arme um ihn zu schlingen, und sie fängt an zu lachen. Er legt die riesigen Pranken auf ihre Hände, hilft ihr und sagt: »Das ist kein Scherz. Wenn du je mitkriegen solltest, dass ich erstarbe, musst du so drücken. Fest!« Er macht es vor. »Es geht darum, die Luft herauszupressen, damit der feststeckende Gegenstand dabei herausgeschleudert wird.« Ihre Hände wandern abwärts, und sie berührt ihn wieder. Marino schiebt sie weg und kehrt Lucious, der gerade aus dem Autopsiesaal kommt, den Rücken zu.

Lucious lässt das Gummiband schnalzen. »Offenbar hat sie noch nichts über den toten Jungen rausgekriegt, da er im Register als *nicht identifiziert* eingetragen ist.«

»Das war bei seiner Einlieferung. Was bilden Sie sich eigentlich ein, in dem Buch herumzuschnüffeln?« Dass Marino Lucious den Rücken zuwendet, sieht ein wenig lächerlich aus.

»Anscheinend ist sie mit diesem schwierigen Fall überfordert. Ein Jammer, dass ich ihn nicht eingeliefert habe. Vielleicht hätte ich ihr eine Hilfe sein können. Ich weiß mehr über den menschlichen Körper als jeder Arzt.« Lucious tritt zur Seite und mustert Marinos Schritt. »Ach, was haben wir denn da?«, spöttelt er.

»Sie haben doch von Tuten und Blasen keine Ahnung, und was den toten Jungen angeht, halten Sie besser den Mund«, zischt Marino. »Auch über Doc Scarpetta will ich kein Wort mehr hören. Und jetzt hauen Sie endlich ab.«

»Meinst du den kleinen Jungen, der letztens gefunden wurde?«, fragt Shandy.

Lucious schiebt seine klappernde Trage davon und lässt die gerade abgelieferte Leiche mitten auf dem Flur vor der Edelstahltür der Kühlkammer stehen. Marino öffnet die Tür und schiebt die störrische Bahre hinein. Seine Erektion ist noch immer unverkennbar.

»Du lieber Himmel!«, sagt Benton zu Lucy.

»Nimmt der Typ etwa Viagra?«, hallt ihre Stimme in sein Ohr.

»Warum zum Teufel kauft ihr euch keinen neuen Wagen oder wie man die Dinger sonst nennt?«, will Shandy wissen.

»Doc Scarpetta hält eben das Geld zusammen.«

»Ach, geizig ist sie auch noch! Ich wette, sie zahlt dir einen Hungerlohn.«

»Wenn wir etwas brauchen, schafft sie es an. Aber sie ist eben nicht verschwenderisch. Ganz anders als Lucy, die ganz China aufkaufen würde, wenn sie könnte.«

»Immer verteidigst du deine große Chefin. Doch nur mir hältst du richtig die Stange, was, Baby?« Shandy berührt ihn abermals.

»Ich muss gleich kotzen«, sagt Lucy.

Im nächsten Moment spaziert Shandy einfach in die Kühlkammer, um sich gründlich umzusehen. Benton kann das Kaltluftgebläse durch sein Headset hören.

Die Kamera an der Rampe nimmt auf, wie Lucious sich ans Steuer seines Leichenwagens setzt.

»Ist sie ein Mordopfer?«, erkundigt sich Shandy nach der letzten Einlieferung. Dann fällt ihr Blick auf einen anderen Leichensack in der Ecke. »Ich will alles über das Kind wissen.«

Lucious fährt in seinem Leichenwagen davon. Die Tür zur Rampe fällt so laut ins Schloss, dass es sich anhört wie eine Karambolage.

»Natürlicher Tod«, erklärt Marino. »Eine alte Orientalin. Etwa fünfundachtzig oder so.«

»Warum ist sie hier, wenn sie eines natürlichen Todes gestorben ist?«

»Der Leichenbeschauer wollte es so. Warum? Keine Ahnung. Doc Scarpetta hat mich angewiesen, sie in Empfang zu nehmen. Den Grund kenne ich nicht. Für mich klingt es nach einem ganz normalen Herzinfarkt. Hier riecht es.« Er verzieht das Gesicht.

»Lass uns schauen«, bettelt Shandy. »Nur ganz kurz.«

Benton beobachtet auf dem Monitor, wie Marino den Leichensack öffnet. Shandy fährt angewidert zurück und schlägt die Hände vor Nase und Mund.

»Das geschieht dir recht«, höhnt Lucy, während sie die Aufnahme der Leiche näher heranholt: Sie ist verwest, von Gasen aufgebläht, und der Leib verfärbt sich allmählich grün. Benton kennt den Geruch nur zu gut, ein süßlicher, unverwechselbarer Gestank, der in der Luft hängen bleibt und sich an den Gaumen heftet.

»Mist«, schimpft Marino und schließt den Leichensack wieder. »Wahrscheinlich hat sie schon ein paar Tage herumgelegen, und der dämliche Leichenbeschauer von Beaufort County hatte keine Lust, sich die Hände schmutzig zu machen. Hast du den Gestank mitgekriegt?« Er lacht Shandy aus. »Und du hast gedacht, ich schiebe in meinem Job eine ruhige Kugel!«

Shandy nähert sich dem kleinen Leichensack, der ganz allein in einer Ecke liegt, bleibt reglos davor stehen und betrachtet ihn.

»Tu es nicht.« Lucys Stimme hallt zwar in Bentons Ohr wider, doch sie meint Marinos Abbild auf dem Monitor.

»Ich wette, ich weiß, wer in diesem kleinen Sack ist«, sagt Shandy. Sie ist nur schwer zu verstehen.

Marino tritt aus der Kühlkammer. »Raus mit dir, Shandy! Aber ein bisschen plötzlich!«

»Und was passiert dann? Willst du mich etwa hier einsperren? Komm schon, Pete. Mach den kleinen Sack auf. Ich weiß, dass es der kleine Junge ist, über den du gerade mit dem Kerl vom Bestattungsinstitut geredet hast. Ich habe in den Nachrichten von dem Jungen gehört. Also liegt er immer noch hier. Warum? Der arme Kleine, ganz allein in dem kalten Kühlschranks.«

»Jetzt dreht er endgültig durch«, sagt Benton.

»So etwas willst du nicht sehen«, erwidert Marino und kehrt in die Kühlkammer zurück.

»Warum nicht? Im Fernsehen kommt doch ständig etwas über den kleinen Jungen, der auf Hilton Head gefunden wurde«, beharrt sie. »Das weiß ich genau. Warum ist er noch hier? Kennt man den Täter schon?« Sie macht keine Anstalten, auch nur einen Millimeter von dem kleinen schwarzen Leichensack auf der Bahre wegzurücken.

»Wir haben nicht die geringste Ahnung, verdammt. Deshalb liegt er ja noch bei uns. Und jetzt komm.« Er winkt sie zu sich. »Zeig ihn mir.«

»Nicht!«, sagt Lucy. »Reite dich nicht noch tiefer rein, Marino.«

»Du willst das nicht sehen«, antwortet er Shandy.

»Ich schaff das schon. Außerdem habe ich ein Recht darauf. Keine Geheimnisse. So lautet unsere Abmachung. Also beweise mir, dass du keine Geheimnisse vor mir hast.« Sie kann den Blick nicht von dem Leichensack abwenden.

»Nein. Bei solchen Sachen gilt die Abmachung nicht.«

»Oh, doch. Und beeil dich. Ich frier mir hier drin den Arsch ab.«

»Und wenn Doc Scarpetta es rauskriegt...«

»Jetzt fängst du schon wieder damit an. Du hast eine Scheißangst vor ihr und führst dich auf, als wärst du ihr Privateigentum. Was ist denn so schlimm, dass du glaubst, ich könnte es nicht aushalten?« Inzwischen überschlägt sich Shandys Stimme fast vor Wut, und sie hat wegen der Kälte die Arme um den Leib geschlungen. »Ich wette, dass er nicht so stinkt wie die alte Frau.«

»Er wurde gehäutet, und man hat ihm die Augäpfel entfernt«, erklärt Marino.

»Verarsch mich nicht!«, kreischt Shandy. »Lass mich mit deinen Witzen in Ruhe. Du zeigst ihn mir jetzt sofort! Es kotzt mich an, dass du ständig einknickst und nach ihrer Pfeife tanzt.«

»Das war kein Witz! Was hier passiert, ist bitterer Ernst. Das versuche ich dir schon die ganze Zeit klarzumachen. Du hast ja keine Ahnung, womit ich hier zu tun habe.«

»Ach, ist ja spitze! Allein bei der Vorstellung, dass deine tolle Chefin kleinen Kindern die Haut abzieht und ihnen die Augen rausschneidet, gruselt es mir. Du behauptest doch immer, dass sie so gut mit den Toten umgeht. Die Frau ist ja nicht besser als die Nazis. Die haben nämlich auch Menschen gehäutet und sie dann zu Lampenschirmen verarbeitet«, stößt Shandy hasserfüllt hervor.

»Manchmal kann man erst feststellen, ob es sich bei einer dunklen oder geröteten Stelle wirklich um einen Bluterguss handelt, wenn man sich die Haut von unten anschaut. Nur auf diese Weise kann man sichergehen, ob man ein geplatztes Blutgefäß - mit anderen Worten: einen Bluterguss - oder *livor mortis* vor sich hat«, erläutert Marino selbstgefällig.

»Ich traue meinen Ohren nicht«, sagt Lucy zu Benton. »Seit wann ist er denn der Chefpathologe?«

»Dafür gibt es eine ganz einfache Erklärung«, erwidert Benton. »Massive Verunsicherung. Bedrohungsgefühle. Abneigung. Überkompensation. Außerdem baut er von Tag zu Tag ab. Was mag nur mit ihm los sein?«

»Ich glaube, es liegt an dir und Tante Kay.«

»Ich verstehe kein Wort von dem Gelaber.« Shandy starrt auf den schwarzen Leichensack.

»Wenn der Blutkreislauf zum Erliegen kommt und das Blut stockt, führt das zu Hautrötungen, die man leicht mit einem frischen Bluterguss verwechseln kann. Es gibt auch eine Reihe weiterer Erscheinungen, die wie Verletzungen aussehen, aber meistens erst nach dem Tod eingetreten sind. Ziemlich kompliziert also«, antwortet Marino prahlerisch. »Um auf Nummer sicher zu gehen, klappt man die Haut deshalb mit einem Skalpell zurück« - er vollführt eine rasche Handbewegung - »und wirft einen Blick auf die Unterseite. In diesem Fall waren es tatsächlich Blutergüsse. Der kleine Junge war von oben bis unten

damit übersät.«

»Und warum entfernt man die Augäpfel?«

»Um sie eingehend zu untersuchen. Auf Blutungen zum Beispiel, wie beim Shaking-Baby-Syndrom. Mit dem Gehirn ist es dasselbe. Das wurde in einen Behälter mit Formalin eingelegt. Doch der steht nicht hier, sondern irgendwo in einer Uniklinik, wo spezielle Experimente durchgeführt werden.«

»Oh, mein Gott. Sein Gehirn ist in einem Behälter?«

»So wird das eben gemacht. Man muss es chemisch aufbereiten, damit es nicht verwest und gründlich untersucht werden kann. Das ist so ähnlich wie Einbalsamieren.«

»Du kennst dich wirklich gut aus. Du solltest hier der Arzt sein, nicht sie. Und jetzt lass mich mal schauen.«

Dieses Gespräch findet in der Kühlkammer bei weit geöffneter Tür statt.

»Als ich mit diesem Beruf angefangen habe, warst du wahrscheinlich noch gar nicht geboren«, sagt Marino. »Klar, ich hätte auch Arzt werden können, aber wer hat schon Lust, so lange zu studieren? Außerdem möchte ich nicht mit ihr tauschen. Sie hat kein Privatleben und gibt sich den ganzen Tag nur mit Toten ab.«

»Ich will ihn sehen.« Shandy ist unerbittlich.

»Keine Ahnung, woran es liegt, aber immer wenn ich in einer Kühlkammer bin, brauche ich unbedingt eine Zigarette«, antwortet Marino.

Sie kramt in der Tasche der Lederweste, die sie unter dem Kittel trägt, und fördert ein Zigarettenspäckchen und ein Feuerzeug zutage. »Ich kapiere nicht, wie man einem kleinen Kind so was antun kann. Ich muss ihn sehen. Da ich schon mal hier bin, kannst du ihn mir genauso gut zeigen.« Sie zündet zwei Zigaretten an. Die beiden rauchen.

»Manipulativ. Borderline«, stellt Benton fest. »Diesmal hat er sich ein richtiges Problem an Land gezogen.«

Marino schiebt die Bahre aus der Kühlkammer.

Als er den Leichensack öffnet, raschelt Plastik. Lucy holt die Aufnahme näher heran, wie Shandy Rauch auspustet und den kleinen Jungen mit weit aufgerissenen Augen ansieht.

Ein abgemagerter kleiner Körper, in geraden Linien vom Kinn bis zu den Genitalien, von den Schultern bis zu den Händen und von den Hüften bis zu den Zehen aufgeschlitzt. Seine Brust klafft auseinander wie eine ausgehöhlte Wassermelone. Die Organe wurden entfernt. Seine Haut ist zurückgeklappt, sodass zahlreiche dunkelviolette Blutergüsse, unterschiedlich in Alter und Schwere, sowie Risse und Brüche an Knorpeln und Knochen sichtbar sind. Seine Augenhöhlen sind leer und geben den Blick ins Schädelinnere frei.

Shandy schreit auf. »Ich hasse diese Frau! Ich hasse sie! Wie konnte sie ihm das antun? Ausgeweidet

und gehäutet wie ein erlegter Hirsch! Wie kannst du für so eine durchgeknallte Schlampe arbeiten?«

»Beruhig dich und hör auf, hier rumzubrüllen.« Marino verschließt den Leichensack, schiebt ihn zurück in die Kühlkammer und schließt die Tür. »Ich habe dich gewarnt. Es gibt eben Dinge, die man sich besser nicht ansehen sollte. Von so etwas kann man ein posttraumatisches Stresssyndrom kriegen.«

»Jetzt werde ich ihn für den Rest meines Lebens so vor Augen haben. Diese gottverdammte perverse Nazi-Nutte.«

»Wehe, wenn du es überall herumerzählst! Verstanden?«, sagt Marino.

»Wie kannst du für so jemanden arbeiten?«

»Halt den Mund, und das meine ich ernst«, erwidert Marino. »Ich habe bei der Autopsie mitgeholfen, und ich bin alles andere als ein Nazi. So ist es nun mal. Wenn man ermordet wird, wird man zweimal zum Opfer.« Er nimmt Shandy den Kittel ab und faltet ihn hastig zusammen. »Das Schicksal dieses kleinen Jungen war wahrscheinlich schon am Tag seiner Geburt besiegelt. Kein Mensch hat sich auch nur einen Dreck für ihn interessiert. Und das ist jetzt das Ergebnis.«

»Was weißt du schon über sein Leben? Leute wie du glauben, dass sie die Weisheit mit Löffeln gefressen haben. Und dabei seht ihr nur, was übrig ist, wenn ihr die Leichen zerstückelt habt wie die Metzger.«

»Du wolltest doch unbedingt herkommen.« Allmählich verliert Marino die Geduld. »Also sei jetzt still und bezeichne mich nicht als Metzger.«

Er lässt Shandy auf dem Flur stehen und bringt den Kittel zurück in Scarpettas Spind. Dann schaltet er die Alarmanlage ein. Die Kamera an der Rampe filmt die beiden. Dann fällt die große Tür quietschend ins Schloss und rastet mit einem Scheppern ein.

Währenddessen wendet sich Lucy an Benton: Es bleibe ihm überlassen, Scarpetta von Marinos Besichtigungstour und seinem Fehltritt in Kenntnis zu setzen, die ihr berufliches Ende bedeuten können, falls die Medien je Wind davon bekommen. Denn sie, Lucy, müsse nun dringend zum Flughafen und werde erst morgen am späten Abend zurück sein. Benton stellt keine Fragen. Er ist ziemlich sicher, dass sie bereits im Bilde ist, obwohl sie ihm nichts davon gesagt hat. Dann berichtet Lucy ihm von Dr. Seif und ihren E-Mails an Marino.

Benton schweigt. Auf dem Bildschirm steigen Marino und Shandy Snook auf ihre Motorräder und fahren davon.

Das Klappern von Metall rädern auf Fliesen.

Die Tür der Kühlkammer öffnet sich mit einem gequälten Schmatzen. Ohne auf die eiskalte Luft oder den gekühlten Verwesungsgeruch zu achten, rollt Scarpetta den Edelstahlwagen mit dem kleinen schwarzen Leichensack heraus. Am Reißverschluss ist ein mit schwarzer Tinte beschrifteter Zettel befestigt: *Unbekannt, 30. 04. 07* und dazu die Unterschrift des Bestatters, der die Leiche angeliefert hat. Ins Register hat Scarpetta *Unbekannt, männlich, Alter fünf bis sechs Jahre, Tötungsdelikt, Fundort Hilton Head Island* eingetragen. Das ist zwei Autostunden von Charleston entfernt. Der Junge ist ein Mischlingskind.

Sie ist hier die Einzige, die Eintragungen ins Register vornimmt, und deshalb ist sie empört, als sie bei ihrer Ankunft vor einigen Stunden feststellen musste, dass der Fall des heutigen Tages bereits vermerkt wurde. Vermutlich von Lucious Meddick. Aus unerklärlichen Gründen hat er sich angemaßt zu entscheiden, dass die von ihm eingelieferte Frau eines *natürlichen* Todes gestorben ist, und zwar an *Herz- und Atemstillstand*. Allerdings tritt der Tod immer dann ein, wenn Herz und Lungen den Dienst versagen, ganz gleich, ob man nun erschossen, von einem Auto überfahren oder von einem Baseballschläger getroffen wird. Eine unverschämte Überschreitung seiner Befugnisse, auf einen natürlichen Tod zu erkennen. Schließlich muss Scarpetta die Leiche erst noch obduzieren, während Lucious weder kompetent noch gesetzlich zuständig dafür ist, derartige Diagnosen zu stellen. Seit wann ist dieser Mensch denn Gerichtsmediziner? Außerdem sollte er gefälligst die Finger vom Register lassen. Es will Scarpetta nicht in den Kopf, warum Marino dem Bestatter Zutritt zum Autopsiesaal gewährt und ihn dort allein gelassen hat.

Ihr Atem bildet Wolken vor ihrem Mund, als sie ein Klemmbrett von einem Wagen nimmt und die Daten der unbekannten Kinderleiche sowie Uhrzeit und Datum einträgt. Die Ungeduld empfindet sie als ebenso beißend wie die Kälte. Obwohl sie sich abmüht wie eine Besessene, kommt sie einfach nicht dahinter, wo der kleine Junge gestorben ist, auch wenn sie den Verdacht hat, dass es nicht weit vom Fundort der Leiche entfernt gewesen sein kann. Sie kennt das genaue Alter des Toten nicht und weiß auch nicht, wie der Täter ihn transportiert hat. Jedoch vermutet sie, dass ein Boot verwendet wurde. Bis jetzt haben sich noch keine Zeugen gemeldet, und außer einigen weißen Baumwollfasern konnten keine Spuren sichergestellt werden. Scarpetta nimmt an, dass diese von dem Laken stammen, in das der Leichenbeschauer von Beaufort County den Körper gewickelt hat, bevor er in den Leichensack gelegt wurde.

Sand, Salz, Muschelscherben und Pflanzenstückchen in den Körperöffnungen und auf der Haut des Jungen stammen aus dem Sumpfgebiet, wo man die nackte, verwesende Leiche bäuchlings in Schlamm und Sägegras entdeckt hat. Obwohl Scarpetta tagelang versucht hat, den Toten unter Einsatz sämtlicher ihr bekannter Methoden dazu zu bringen, seine letzten Geheimnisse zu verraten, hat sie enttäuschend wenig erfahren. Der geschrumpfte Magen und die Auszehrung weisen darauf hin, dass der Junge wochen- oder sogar monatelang hungern musste. Die leicht deformierten Nägel lassen ein Nachwachsen in verschiedenen Altersphasen vermuten, ein Indiz dafür, dass seine Finger und Zehen Schlägen mit einem stumpfen Gegenstand oder anderen Misshandlungen ausgesetzt waren. Rötliche Striemen überall am Körper sagen Scarpetta, dass der Junge geprügelt wurde, und zwar erst vor kurzem mit einem breiten Gürtel, der über eine große viereckige Schnalle verfügte. Einschnitte, das Zurückklappen der Haut und eine mikroskopische Analyse haben Gewebeeinblutungen vom Scheitel bis zu den Sohlen seiner kleinen

Füße sichtbar gemacht. Er ist an inneren Blutungen gestorben - also verblutet, ohne dass äußerlich auch nur ein Tröpfchen zu sehen gewesen wäre. Scarpetta erscheint das wie der passende Abgesang für das Leben eines Menschen, dessen Leid nie jemand wahrgenommen hat.

Sie hat Proben seiner Organe und der verletzten Körperstellen in Formalin konserviert und sein Gehirn und die Augen in ein Speziallabor geschickt. Außerdem hat sie Hunderte von Fotos gemacht und auch Interpol verständigt, nur für den Fall, dass er irgendwo im Ausland als vermisst gemeldet worden ist. Seine Finger- und Fußabdrücke wurden mit der Fingerabdruck-Datenbank IAFIS und seine DNA mit dem DNA-Verzeichnis CODIS verglichen. Und zu guter Letzt hat man alle Informationen in die landesweite Datenbank für vermisste und misshandelte Kinder eingespeist. Natürlich durchforstet Lucy derzeit das Internet. Bis jetzt jedoch sind alle Bemühungen ergebnislos geblieben. Kein Hinweis darauf, dass der Junge entführt wurde, sich verirrt hat, davongelaufen oder einem Kinderschänder zum Opfer gefallen ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde er von einem Elternteil, einem anderen Verwandten, Sorgeberechtigten oder einer sogenannten Aufsichtsperson zu Tode gequält und an einem abgelegenen Ort zurückgelassen, um das Verbrechen zu vertuschen. So etwas geschieht häufiger, als man denkt.

Obwohl Scarpetta in medizinischer oder wissenschaftlicher Hinsicht nichts mehr für ihn tun kann, will sie ihn noch nicht verloren geben. Sie wird nicht zulassen, dass man seine Leiche entbeint und die Knochen - in einer Kiste - in einem Armengrab versenkt. Er wird hier bei ihr bleiben, bis er identifiziert werden kann. Von der Kühlkammer wird sie ihn in eine Art Zeitkapsel verlegen, einen isolierten Gefrierschrank aus Polyurethan, heruntergekühlt auf minus fünfundsechzig Grad. Wenn nötig, kann er jahrelang dort liegen. Scarpetta schließt die schwere Stahltür der Kühlkammer und tritt in den hellen, nach Lufterfrischer riechenden Flur hinaus. Dabei öffnet sie den Gürtel ihres blauen Kittels und streift die Handschuhe ab. Ihre Einweg-Schuhhüllen rascheln leise auf dem blitzblanken Fliesenboden.

Dr. Self sitzt in ihrem Zimmer mit Aussicht und telefoniert noch einmal mit Jackie Minor, denn inzwischen ist es fast zwei Uhr nachmittags, ohne dass Benton sich die Mühe gemacht hätte, sie zurückzurufen.

»Er weiß genau, dass wir die Sache hinter uns bringen müssen. Warum, glauben Sie, ist er sonst übers Wochenende hiergeblieben und hat Sie gebeten, zum Dienst zu erscheinen? Bekommen Sie die Überstunden eigentlich bezahlt?« Dr. Seif lässt sich nicht anmerken, wie verärgert sie ist.

»Ich weiß nur, dass da plötzlich VIP stand. Mehr verrät man uns nie, wenn ein Prominenter erwartet wird. Wir haben hier übrigens häufig berühmte Persönlichkeiten. Wie haben Sie denn eigentlich von der Studie erfahren?«, erkundigt sich Jackie. »Ich muss danach fragen und Buch darüber führen, weil es uns interessiert, welche Form von Werbung am besten wirkt - Zeitungsannoncen, Radiospots, Aushänge, Mundpropaganda.«

»Durch den Aushang am Empfang. Ich habe ihn gleich bei der Anmeldung bemerkt. *Warum nicht?*, habe ich mir da gedacht. Allerdings habe ich inzwischen beschlossen, so bald wie möglich abzureisen. Ein Jammer, dass man Ihnen das Wochenende verdorben hat«, sagt Dr. Seif.

»Offen gestanden ist es gut so. Es ist nämlich schwierig, Freiwillige zu finden, die die Bedingungen erfüllen, insbesondere bei den Normalen. Reine Zeitverschwendung. Mindestens zwei von dreien entpuppen sich nämlich als nicht normal. Aber wenn man es genauer bedenkt: Warum sollte jemand herkommen, wenn er normal ist, und ...«

»... an einem Forschungsprojekt teilnehmen«, beendet Dr. Seif Jackies Satz. Offenbar ist Jackie keine Intelligenzbestie. »Als *Normaler* kann man sich natürlich nicht bei Ihnen anmelden.«

»Oh, ich wollte damit natürlich nicht andeuten, dass Sie nicht...«

»Ich bin stets offen für neue Erfahrungen und habe außerdem einen ungewöhnlichen Grund dafür, dass ich hier bin«, erwidert Dr. Seif. »Sicher ist Ihnen klar, dass Sie das absolut vertraulich behandeln müssen.«

»Ich habe gehört, Sie seien aus Sicherheitsgründen hier untergebracht.«

»Haben Sie das von Dr. Wesley?«

»Nur ein Gerücht. Und Vertraulichkeit ist Ehrensache. Schließlich sind wir ja an das Datenschutzabkommen der amerikanischen Krankenversicherer gebunden. Also können Sie sich gefahrlos abmelden, wann immer sie wollen.«

»Hoffentlich.«

»Wissen Sie, worum es bei dieser Studie genau geht?«

»Nur das, was in dem Aushang stand«, antwortet Dr. Seif.

»Ist Dr. Wesley es nicht mit Ihnen durchgegangen?«

»Er wurde erst am Freitag informiert, als ich Dr. Maroni, der sich derzeit in Italien aufhält, mitgeteilt habe, dass ich gern an der Studie teilnehmen würde. Allerdings müsste es sofort sein, da ich beschlossen habe abzureisen. Sicher plant Dr. Wesley, mich eingehend zu instruieren, weshalb ich nicht verstehe, warum er sich noch nicht gemeldet hat. Hat er womöglich meine Nachricht nicht erhalten?«

»Ich habe es ihm ausgerichtet. Doch er ist ein vielbeschäftigter Mann. Soweit ich im Bilde bin, sollen heute die Tonbandaufnahmen mit der Mutter des VIP stattfinden. Wahrscheinlich wollte er das zuerst erledigen. Danach wird er sich bestimmt sofort mit Ihnen in Verbindung setzen.«

»Vermutlich schränkt es sein Privatleben stark ein, dass er seine Wochenenden wegen irgendwelcher Studien hier im Institut verbringen muss. Allerdings bin ich überzeugt, dass er eine Freundin hat. Ein so attraktiver und gebildeter Mann wie er bleibt sicher nicht lang allein.«

»Sie lebt irgendwo in den Südstaaten. Vor einem Monat war ihre Nichte hier.«

»Wie interessant«, bemerkt Dr. Seif.

»Sie hat eine Computertomographie durchführen lassen. Sicher ist diese Lucy so eine Art Geheimagentin. Jedenfalls gebärdet sie sich so. Ich weiß, dass sie eine Computerfirma hat und mit Josh befreundet ist.«

»Arbeitet in der Verbrechensbekämpfung«, ergänzt Dr. Seif. »Verdeckte Einsätze, ausgestattet mit allem technischen Know-how. Und, wie ich annehme, finanziell unabhängig. Faszinierend.«

»Sie hat kaum ein Wort mit mir gewechselt, sondern sich nur vorgestellt, mir die Hand geschüttelt und ein bisschen Smalltalk gemacht. Ansonsten hat sie nur mit Josh geredet und war ziemlich lange bei Dr. Wesley im Büro. Hinter geschlossener Tür.«

»Wie fanden Sie sie?«

»Ziemlich arrogant. Natürlich habe ich sie nicht richtig kennengelernt, weil sie fast ständig mit Dr. Wesley zusammen war. Hinter geschlossener Tür«, wiederholt sie spitz.

Eifersüchtig. Das trifft sich ja gut. »Wie nett«, sagt Dr. Seif. »Offenbar haben die beiden ein gutes Verhältnis. Sie scheint ein außergewöhnlicher Mensch zu sein. Ist sie denn hübsch?«

»Auf mich hat sie recht männlich gewirkt, wenn Sie verstehen, was ich meine. Ganz schwarz angezogen, viele Muskeln und ein Händedruck wie ein Kerl. Außerdem hat sie mir mit so einem durchdringenden Blick in die Augen geschaut wie mit grünen Laserstrahlen. Jedenfalls habe ich mich ausgesprochen unwohl gefühlt. Wenn ich es mir genauer überlege, wollte ich lieber nicht mit ihr allein sein. Solche Frauen ...«

»Wenn ich Sie richtig verstehe, war sie von Ihnen angezogen und wollte mit Ihnen schlafen, bevor sie wieder in ihren ... lassen Sie mich raten, es war sicher ein Privatflugzeug«, meint Dr. Seif. »Wo, sagten Sie, wohnt sie?«

»In Charleston, wie ihre Tante. Inzwischen glaube ich wirklich, dass sie mit mir ins Bett wollte. Mein Gott, warum ist mir das nicht gleich klar gewesen, als sie mir die Hand geschüttelt und mir in die Augen geschaut hat? Ach, und noch etwas: Sie hat mich gefragt, ob ich viele Überstunden machen müsste, so als wolle sie wissen, wann ich Feierabend habe. Und sie hat sich erkundigt, woher ich komme. Sie hat mich richtig ausgehorcht! Das habe ich damals nur nicht gemerkt.«

»Vielleicht, weil Sie es aus Angst nicht wahrhaben wollten, Jackie. Diese Lucy scheint eine sehr faszinierende und charismatische Person zu sein, die über die fast hypnotische Fähigkeit verfügt, heterosexuelle Frauen ins Bett zu locken. Und nach einer stark erotisch geprägten Erfahrung ...« Kurz hält Dr. Seif inne. »Ist Ihnen klar, warum es gar nicht so selten vorkommt, dass zwei Frauen Sex miteinander haben, selbst wenn eine von ihnen - oder sogar alle beide - heterosexuell ist?«

»Keine Ahnung.«

»Haben Sie Freud gelesen?«

»Ich habe mich noch nie zu einer anderen Frau hingezogen gefühlt. Nicht einmal zu meiner Zimmergenossin auf dem College, und dabei haben wir zusammengewohnt. Falls eine latente Neigung bestanden hätte, hätte doch etwas dergleichen geschehen müssen.«

»Es geht immer um Sex, Jackie. Das sexuelle Begehren lässt sich bis in die früheste Kindheit zurückverfolgen. Was ist es, das männliche und weibliche Kinder gleichermaßen bekommen und das der Frau später verweigert wird?«

»Ich weiß nicht.«

»Das Saugen an der Mutterbrust.«

»Darauf kann ich verzichten. Ich erinnere mich nicht daran, und für Brüste interessiere ich mich nur, weil Männer darauf stehen. Das ist ihre einzige Bedeutung, der Grund, warum ich sie überhaupt wahrnehme. Außerdem wurde ich, wie ich glaube, mit der Flasche gefüttert.«

»Da stimme ich Ihnen voll und ganz zu«, sagt Dr. Seif. »Trotzdem seltsam, dass sie wegen einer Computertomographie eine so weite Reise gemacht hat. Hoffentlich fehlt ihr nichts Ernsthaftes.«

»Ich weiß nur, dass sie mehrmals im Jahr herkommt.«

»Mehrmals?«

»Das hat einer der Techniker erzählt.«

»Ein Jammer, wenn sie schwer krank wäre. Schließlich wissen wir beide, dass es nicht normal ist, wenn sich jemand mehrmals im Jahr das Gehirn durchleuchten lässt. So etwas ist doch keine Routineuntersuchung. Was sollte ich denn eigentlich bei meiner eigenen Computertomographie beachten?«

»Sind Sie schon gefragt worden, ob es ein Problem für Sie ist, sich in die Röhre zu legen?«, erkundigt sich Jackie wichtiguerisch. »Ein Problem?«

»Manche Patienten haben damit Schwierigkeiten.«

»Solange ich anschließend noch Norden und Süden auseinanderhalten kann ... Allerdings hat Ihr Einwand etwas für sich. Ich frage mich wirklich, welche Auswirkungen so eine Untersuchung auf den Menschen hat, denn dazu gibt es noch keine aussagekräftigen Ergebnisse. Immerhin ist die Magnetresonanz-Tomographie noch nicht so lange im Einsatz.«

»In dieser Studie wird fMRI verwendet, funktionale Magnetresonanz, damit wir Ihre Gehirntätigkeit beobachten können, während Sie sich das Band anhören.«

»Ach, das Band. Meiner Mutter wird die Aufnahme sicher Spaß machen. Und was erwartet mich sonst noch?«

»Am Anfang steht das *Structured Clinical Interview* (SCID) - also das standardisierte klinische Diagnosegespräch - gemäß DSM-3-R.«

»Dieses Vorgehen ist mir bekannt. Allerdings bevorzuge ich DSM-4, das ist die aktuellste Version.«

»Manchmal lässt Dr. Wesley mich das SCID führen. Wir können das CT erst machen, wenn das abgehakt ist, und es dauert ziemlich lange, die vielen Fragen zu beantworten.«

»Das werde ich mit ihm besprechen, wenn ich ihn heute sehe. Falls sich die Gelegenheit ergibt, werde ich mich auch nach Lucy erkundigen. Nein, vielleicht besser nicht. Aber ich hoffe, dass ihr nichts fehlt, denn sie scheint ihm sehr wichtig zu sein.«

»Er hat Termine mit anderen Patienten. Doch ich könnte mir die Zeit nehmen, das SCID mit Ihnen durchzuarbeiten.«

»Danke, Jackie. Ich erörtere das mit ihm, sobald er mich anruft. Hat es auf diese faszinierende Studie eigentlich auch negative Reaktionen gegeben? Und wer finanziert denn das Projekt? Habe ich richtig verstanden, dass es Ihr Vater ist?«

»Einige Patienten waren klaustrophobisch, sodass wir sie nicht untersuchen konnten, nachdem wir so viel Zeit in sie investiert hatten. Nicht zu fassen«, erzählt Jackie. »Dann war all die Arbeit umsonst: das SCID, das Gespräch mit den Müttern der Versuchspersonen ...«

»Vermutlich führen Sie die Gespräche über das Telefon. In einer kurzen Woche hätten Sie sonst nie so viel zustande gebracht.«

»Auf diese Weise ist es billiger und weniger aufwendig. Ein persönliches Treffen erübrigt sich. Die Aussagen, die auf Band aufgezeichnet werden, werden nach einem feststehenden Katalog abgefragt. Über die Finanzierung des Projekts darf ich nicht sprechen. Ich kann nur so viel sagen, dass mein Vater viel für wissenschaftliche Zwecke spendet.«

»Jetzt zu der neuen Show, die ich gerade plane. Habe ich schon erwähnt, dass ich mit dem Gedanken spiele, professionelle Berater zu beschäftigen? Sie sagten doch, dass diese Lucy im Bereich Verbrechensbekämpfung tätig ist. Ist sie womöglich beim FBI? Sie käme dann vielleicht auch als Beraterin in Frage, sofern sie nicht gesundheitlich eingeschränkt ist. Wie oft hat sie ihr Gehirn denn durchleuchten lassen?«

»Leider muss ich zugeben, dass ich Ihre Sendung kaum kenne. Wegen meiner Arbeitszeiten kann ich nur spätnachts fernsehen.«

»Meine Shows werden wiederholt, und zwar vormittags, mittags und abends.«

»Eine wissenschaftliche Untersuchung des Verbrechergehirns und des Verhaltens von Straftätern und dazu Interviews mit Menschen, die von Berufs wegen Waffen tragen und diese Leute festnehmen. Das ist wirklich eine gute Idee. Die Zuschauer wären begeistert«, sagt Jackie. »Sicher wäre das Konzept erfolgreicher als die meisten der Talkshows, die heute so im Fernsehen laufen. Wenn sie einen gewalttätigen psychopathischen Sexualmörder vor laufenden Kameras von einem Experten befragen ließen, wäre das bestimmt toll für Ihre Einschaltquote.«

»Woraus man wiederum den Schluss ziehen könnte, dass ein Psychopath, der andere Menschen vergewaltigt, sexuell missbraucht oder tötet, nicht zwangsläufig gewalttätig sein muss. Ein ausgesprochen originelles Konzept, Jackie. Außerdem führt es zu der Überlegung, ob beispielsweise nur soziopathische Sexualmörder außerdem auch gewalttätig sind. Und was müssen wir uns anhand dieser Hypothese fragen?«

»Tja ...«

»Nun, wie wir den triebgesteuerten Sexualmord in diesem Zusammenhang einordnen. Oder geht es nur um Sprachregelungen? Darum, wie man eine Sache nennt?«

»Tja ...«

»Wie viele von Freuds Werken haben Sie gelesen? Achten Sie auf Ihre Träume? Sie sollten sich ein

Notizbuch neben das Bett legen und sie aufschreiben.«

»Natürlich kenne ich Freud aus den Seminaren«, antwortet Jackie. »Nun, das mit dem Notizbuch und den Träumen vielleicht nicht. Das wurde an der Uni nicht durchgenommen. Im wirklichen Leben interessiert sich kein Mensch mehr für Freud.«

Halb neun Uhr abends in Rom. Möwen segeln kreischend durch die Dämmerung. Sie sehen aus wie große weiße Fledermäuse.

In anderen Städten nahe der Küste sind die Möwen nur tagsüber eine Plage und verschwinden bei Einbruch der Dunkelheit. Jedenfalls trifft das in Amerika zu, wo Capitano Poma eine beträchtliche Zeit verbracht hat. Als kleiner Junge ist er mit seinen Eltern häufig ins Ausland gereist. Ziel war es, ihn zu einem Mann von Welt zu erziehen, mehrsprachig, mit ausgezeichneten Umgangsformen und hoch gebildet. Aus ihm sollte einmal etwas Besseres werden, lautete der Wahlspruch seiner Eltern. Nun beobachtet er zwei dicke schneeweiße Möwen, die auf einem Sims dicht neben seinem Tisch sitzen und ihn beäugen. Vielleicht haben sie es auf den Beluga-Kaviar abgesehen.

»Ich frage dich, wo sie ist«, sagt er auf Italienisch. »Und du antwortest mir mit einem Hinweis auf einen Mann, über den ich im Bilde sein müsste, ohne mir Einzelheiten zu verraten? Ich finde das ziemlich enttäuschend.«

»Ich meinte damit Folgendes«, erwidert Dr. Paolo Maroni, der den Capitano schon seit Jahren kennt. »Dr. Seif hatte Drew Martin, wie du weißt, in ihre Show eingeladen. Einige Wochen später erhielt Dr. Seif E-Mails von einer schwer gestörten Person. Darüber bin ich informiert, weil sie den Betreffenden an mich überwiesen hat.«

»Paolo, bitte, ich brauche weitere Details über diese gestörte Person.«

»Ich habe gehofft, du hättest sie bereits.«

»Habe *ich* vielleicht das Thema angeschnitten?«

»Du ermittelst in diesem Fall«, erwidert Dr. Maroni. »Und dennoch bin ich offenbar besser informiert als du. Das ist jammerschade. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.«

»Ich würde es zwar öffentlich nicht zugeben, aber wir treten auf der Stelle. Deshalb musst du mir unbedingt mehr über diese gestörte Person verraten. Außerdem kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass du mich an der Nase herumführen willst.«

»Wenn du mehr wissen möchtest, musst du selbst mit ihr sprechen. Da er nicht ihr Patient ist, kann sie offen über ihn reden - vorausgesetzt, dass sie dazu bereit ist.« Er greift nach der Silberplatte mit den Blini. »Aber das sind alles nichts weiter als Spekulationen.«

»Dann hilf mir, sie zu finden«, drängt Capitano Poma. »Ich habe nämlich so ein Gefühl, dass du weißt, wo sie ist. Deshalb hast du mich aus heiterem Himmel angerufen und dich selbst zu diesem teuren Abendessen eingeladen.«

Dr. Maroni lacht. Er könnte sich ganze Wagenladungen von diesem ausgezeichneten russischen Kaviar

leisten, hat also keinen Grund, beim Capitano ein Abendessen zu schnorren. Doch er hat nicht nur Informationen, sondern - wie immer - eine ganze Reihe von komplizierten Hintergedanken und Plänen. Dr. Maroni besitzt das Talent, die Schwächen und Beweggründe seiner Mitmenschen zu durchschauen, und ist vermutlich der klügste Mann, den der Capitano je kennengelernt hat. Allerdings bleibt er ihm weiterhin ein Rätsel, ein Mensch, der sich anmaßt, die Wahrheit nach seinem Gutdünken auszulegen.

»Ich kann dir nicht sagen, wo sie ist«, erklärt Dr. Maroni.

»Was jedoch nicht bedeutet, dass du es nicht weißt. Verschon mich mit deinen Wortspielen, Paolo. Schließlich war ich nicht faul und habe Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um sie aufzuspüren. Seit ich erfahren habe, dass sie Drew kannte, habe ich mit ihren Mitarbeitern gesprochen, die immer nur gebetsmühlenartig wiederholen, was schon in den Nachrichten kam: In ihrer Familie gab es einen geheimnisvollen Notfall. Niemand weiß, wo sie steckt.«

»Auch wenn *niemand* schon allein nach den Gesetzen der Logik nicht stimmen kann.«

»Richtig«, erwidert der Capitano, bedeckt ein Blini mit Kaviar und reicht es ihm. »Und ich habe so ein Gefühl, dass du mir bei der Suche helfen wirst. Denn wie ich bereits festgestellt habe, bist du im Bilde und hast mich aus diesem Grund angerufen. Warum also die Wortklaubereien?«

»Haben ihre Mitarbeiter deine E-Mails weitergeleitet, in denen du sie um ein Treffen oder zumindest um ein Telefonat bittest?«, erkundigt sich Dr. Maroni.

»Angeblich.« Offenbar an einem anderen Tisch interessiert, fliegen die Möwen weiter. »Auf gewöhnlichem Wege kann ich sie nicht erreichen. Vermutlich antwortet sie nicht, weil es ihr gerade noch gefehlt hat, in die Ermittlungen hineingezogen zu werden. Man könnte ihr nämlich einen Teil der Schuld zuweisen.«

»Was wahrscheinlich auch richtig wäre. Sie verhält sich nämlich verantwortungslos«, antwortet Dr. Maroni.

Der Weinkellner füllt ihre Gläser nach. Das Dachgartenrestaurant des Hotels *Hassler* gehört zu Capitano Pomas Lieblingslokalen, denn er kann von der wundervollen Aussicht nicht genug bekommen. Nun denkt er an Kay Scarpetta und Benton Wesley und fragt sich, ob sie wohl je hier gegessen haben. Sicher nicht. Sie waren viel zu beschäftigt. In seinen Augen sind sie Menschen, die nie Zeit für das haben, was im Leben wirklich zählt.

»Siehst du? Je länger sie mir aus dem Weg geht, desto größer wird mein Verdacht, dass es dafür einen bestimmten Grund gibt«, fügt der Capitano hinzu. »Vielleicht liegt es an diesem Geisteskranken, den sie an dich überwiesen hat. Bitte verrate mir, wo ich sie finde. Ich bin sicher, dass du es weißt.«

»Habe ich schon erwähnt, dass wir in den Vereinigten Staaten Gesetze und Vorschriften haben?«, entgegnet Dr. Maroni. »Und dass es bei uns ein Volkssport ist, seine Mitmenschen vor den Kadi zu zerren?«

»Ihre Mitarbeiter haben mir nicht verraten, ob sie Patientin in deinem Krankenhaus ist.«

»Von mir erfährst du es auch nicht.«

»Natürlich nicht.« Der Capitano schmunzelt. Jetzt ist er im Bilde. Zweifel ausgeschlossen.

»Ich bin so froh, dass ich zurzeit nicht dort bin«, fügt Dr. Maroni hinzu. »Momentan ist im Pavillon eine sehr schwierige VIP-Patientin untergebracht. Hoffentlich kommt Benton Wesley mit ihr zurecht.«

»Ich muss mit ihr sprechen. Was kann ich tun, damit sie keinen Verdacht schöpft, dass die Information von dir stammt?«

»Von mir weißt du gar nichts.«

»Irgendwoher muss ich es aber wissen. Sie wird Antworten fordern.«

»Jedenfalls nicht von mir. Du hast es gerade selbst ausgesprochen. Und ich habe es dir nicht bestätigt.«

»Können wir das Thema nicht rein hypothetisch erörtern?«

Dr. Maroni trinkt einen Schluck Wein. »Der Barbaresco vom letzten Mal hat mir besser geschmeckt.«

»Kein Wunder. Er kostet dreihundert Euro die Flasche.«

»Ein voller Körper, aber dennoch erfrischend.«

»Der Wein oder die Frau, mit der du die letzte Nacht verbracht hast?«

Für einen Mann seines Alters, der sich beim Essen und Trinken nicht eben selbst kasteit, sieht Dr. Maroni sehr gut aus und ist nie ohne weibliche Begleitung. Die Frauen werfen sich ihm zu Füßen, als wäre er der Gott Priapus persönlich, und der *dottore* ist kein Kostverächter. Für gewöhnlich lässt er seine Ehefrau in Massachusetts zurück, wenn er nach Rom reist. Es scheint sie nicht weiter zu stören. Sie ist gut versorgt und bleibt von seinen sexuellen Ansprüchen verschont, weil er sie nicht mehr begehrt und seine Liebe zu ihr erkaltet ist. Niemals könnte der Capitano eine solche Ehe führen. Er ist und bleibt ein Romantiker. Nun ertappt er sich wieder dabei, wie er an Scarpetta denkt. Sie braucht keinen Ernährer und würde sich niemals aushalten lassen. Ständig geistert sie durch seine Gedanken wie der flackernde Schein der Kerzen auf den Tischen und die Lichter der Stadt jenseits des Fensters. Sie rührt etwas in ihm an.

»Ich kann sie im Krankenhaus kontaktieren. Doch dann wird sie wissen wollen, wie ich ihren Aufenthaltsort ermittelt habe«, sagt der Capitano.

»Du meinst den VIP.« Dr. Maroni taucht einen Perlmutterlöffel in den Kaviar und schöpft genug für zwei Blinis heraus. Nachdem er den Kaviar flächendeckend verteilt hat, steckt er ein Blini in den Mund. »Du darfst dich mit niemandem im Krankenhaus in Verbindung setzen.«

»Was ist, wenn ich Benton Wesley als Quelle nenne? Er war vor kurzem hier und ist an den Ermittlungen beteiligt. Jetzt ist sie seine Patientin. Ich bin verärgert über ihn. Erst letzts haben wir über Dr. Seif gesprochen, und er hat uns verschwiegen, dass sie seine Patientin ist.«

»Du meinst den VIP. Benton ist kein Psychiater, und somit ist der VIP auch nicht offiziell sein Patient, sondern meiner.«

Der Capitano hält inne, als der Kellner die *primi piatti* serviert: Risotto mit Pilzen und Parmesan und

Minestrone mit Basilikum und *quadrucci pasta*.

»Benton würde niemals gegen das Arztgeheimnis verstoßen. Da könnte man genauso gut einen Stein fragen«, fährt Dr. Maroni fort, nachdem der Kellner gegangen ist. »Meiner Vermutung nach wird der VIP bald abreisen. Aber wohin? So lautet die Frage, die dich interessieren sollte. Wo sie davor gewesen ist, hat nur in Zusammenhang mit dem Motiv eine Bedeutung.«

»Dr. Selfs Show wird in New York aufgezeichnet.«

»VIPs genießen absolute Bewegungsfreiheit. Wenn du herausfindest, wo sie ist, und auch den Grund dafür ermittelst, könntest du ihr nächstes Reiseziel in Erfahrung bringen. Vielleicht wäre Lucy Farinelli eine gute Quelle.«

»Lucy Farinelli?« Der Capitano versteht kein Wort.

»Dr. Scarpettas Nichte. Ich tue ihr einen Gefallen, weshalb sie ziemlich häufig ins Krankenhaus kommt. Also hätte sie Gerüchte von den Mitarbeitern aufschnappen können.«

»Und dann? Sie hat es Kay erzählt, und die hat es wiederum mir verraten?«

»Kay?« Dr. Maroni nimmt eine Gabel von seinem Risotto. »Seid ihr euch also schon nähergekommen?«

»Ich hoffe. Aber mit *ihm* werde ich nicht so richtig warm. Ich glaube, er mag mich nicht.«

»Die meisten Männer - mal abgesehen von Homosexuellen - können dich nicht leiden, Otto. Aber du verstehst sicher, worauf ich hinauswill. Rein hypothetisch natürlich. Falls die Information von einer außenstehenden Person kommt - zum Beispiel auf dem Weg von Lucy über Dr. Scarpetta an dich -, bestehen keine ethischen oder juristischen Bedenken.« Dr. Maroni verspeist genüsslich sein Risotto. »Dann kannst du die Spur verfolgen.«

»Und der VIP weiß, dass Kay in diesem Fall mit mir zusammenarbeitet. Schließlich war sie vor kurzem hier in Rom, was auch in den Nachrichten kam. Also wird der VIP glauben, dass Kay indirekt die Quelle ist. Keine schlechte Idee. Ausgezeichnet. Geradezu perfekt.«

»Das *risotto ai funghi* ist köstlich. Was ist mit der Minestrone? Die habe ich letztens hier gegessen«, bemerkt Dr. Maroni.

»Wunderbar. Kannst du mir, ohne gegen das Arztgeheimnis zu verstoßen, erklären, warum dieser VIP als Patient im McLean Hospital ist?«

»Meinst du meine Gründe oder ihre? Ihr geht es um ihre persönliche Sicherheit. Ich hingegen möchte, dass sie mich in meiner Rolle als Arzt konsultiert. Sie leidet an einer bipolaren Störung der Achsen eins und zwei. Schnell wechselnde Schübe, die sie allerdings nicht wahrhaben will. Sie verweigert auch stabilisierende Medikamente. Welche ihrer Persönlichkeitsstörungen soll ich zuerst erörtern? Sie hat nämlich eine ganze Menge. Leider muss ich hinzufügen, dass sich Menschen mit einer Persönlichkeitsstörung nur selten ändern.«

»Also gibt es einen Auslöser für den Zusammenbruch. Handelt es sich um den ersten Aufenthalt des VIP in einer psychiatrischen Klinik? Ich habe mich kundig gemacht. Sie lehnt Medikamente grundsätzlich ab

und vertritt die Ansicht, alle Probleme dieser Welt wären lösbar, wenn man sich nur an ihre Ratschläge hält und ihre sogenannten Werkzeuge einsetzt.«

»Soweit bekannt ist, hat der VIP keine einschlägige Krankengeschichte. Jetzt hast du übrigens die eigentliche Frage gestellt, nämlich nicht, wo sie ist, sondern die nach dem Grund. Ihren Aufenthaltsort kann ich dir nicht verraten - dafür aber den des VIP.«

»Hat dein VIP ein traumatisches Erlebnis hinter sich?«

»Der VIP hat eine E-Mail von einem Verrückten erhalten. Zufällig handelt es sich um denselben Verrückten, von dem Dr. Seif mir im vergangenen Herbst berichtet hat.«

»Ich muss mit ihr reden.«

»Mit wem?«

»Ja, schon gut. Können wir über Dr. Seif sprechen?«

»Gut, dann wechseln wir das Thema: vom VIP zu Dr. Seif.«

»Erzähl mir mehr über den Verrückten.«

»Wie ich schon sagte, ist es jemand, den ich mehrmals in meiner hiesigen Praxis empfangen habe.«

»Ich werde dich nicht nach dem Namen dieses Patienten fragen.«

»Gut, denn ich kenne ihn auch nicht. Er hat bar bezahlt. Und mich belogen.«

»Also hast du keine Ahnung, wie er wirklich heißt?«

»Anders als du habe ich keine Möglichkeit, Erkundigungen über die Vergangenheit eines Patienten einzuholen oder einen Identitätsnachweis von ihm zu fordern«, erwidert Dr. Maroni.

»Und wie lautete sein falscher Name?«

»Das darf ich nicht sagen.«

»Warum hat Dr. Seif sich wegen dieses Mannes an dich gewandt? Und wann?«

»Anfang Oktober. Wie bereits erwähnt, erklärte sie mir, er schicke ihr E-Mails, weshalb sie es für ratsam hielte, ihn an einen Kollegen zu überweisen.«

»Dann trägt sie zumindest einen Teil der Verantwortung, denn schließlich hat sie eingeräumt, von der Situation überfordert gewesen zu sein«, stellt Capitano Poma fest.

»Daran merkt man, dass du sie nicht kennst. Dr. Seif würde niemals auch nur auf den Gedanken kommen, dass sie einer Aufgabe nicht gewachsen sein könnte. Der Patient war ihr einfach nur lästig, und es streichelte ihr manisches Ego, ihn an einen Psychiater zu überweisen, der Nobelpreisträger ist und dem Lehrkörper der medizinischen Fakultät von Harvard angehört. Außerdem belästigt sie mich gern, was sie

schon öfter unter Beweis gestellt hat. Jedenfalls hatte sie ihre Gründe dafür - und wenn es nur die Gewissheit war, dass ich an diesem Fall scheitern würde. Der Mann ist nicht heilbar.« Dr. Maroni blickt in sein Weinglas, als erhoffe er sich von dort die Antwort.

»Verrate mir eines«, bittet ihn Capitano Poma. »Wenn er wirklich unheilbar ist, stimmst du mir dann nicht zu? Dieser Mann ist schwer gestört und könnte eine Gefahr bedeuten. Er schickt ihr E-Mails. Vielleicht sogar die Mail, die sie bei ihrer Aufnahme ins McLean Hospital dir gegenüber erwähnt hat.«

»Du meinst den VIP. Ich habe niemals behauptet, dass Dr. Seif sich im McLean Hospital aufhält. Doch falls es sich so verhält, solltest du der Sache unbedingt auf den Grund gehen. Offenbar ist das der springende Punkt. Ich wiederhole mich wie eine Schallplatte mit einem Sprung.«

»Möglicherweise war diese E-Mail der Anlass, warum der VIP voller Angst in deinem Krankenhaus Zuflucht gesucht hat. Wir müssen den Mann aufspüren, um zumindest sicherzugehen, dass er kein Mörder ist.«

»Keine Ahnung, wie ich das anstellen soll. Wie bereits gesagt, darf ich dir seine Identität nicht preisgeben. Nur so viel, dass er Amerikaner ist und im Irak gedient hat.«

»Und warum hat er dich hier in Rom aufgesucht? Das ist doch eine ziemlich weite Reise für einen Arzttermin.«

»Er litt an einem posttraumatischen Stresssyndrom und hat offenbar Verwandtschaft in Italien. Außerdem erzählte er mir eine ziemlich beunruhigende Geschichte über eine junge Frau, mit der er im vergangenen Sommer einen Tag verbracht hatte. Unweit von Bari wurde eine Leiche aufgefunden. Sichererinnerst du dich an den Fall.«

»Die kanadische Touristin?«, fragt der Capitano. »Mist!«

»Genau die. Allerdings konnte sie erst später identifiziert werden.«

»Die Leiche war nackt und stark verstümmelt.«

»Nicht so wie Drew Martin, nach dem, wie du es mir geschildert hast. Ihre Augen waren unversehrt.«

»Aber ihr fehlten ebenfalls größere Körperpartien.«

»Ja. Anfangs hielten wir sie für eine Prostituierte, die aus einem fahrenden Wagen geworfen oder von einem Auto überrollt worden war, und erklärten uns so die Wunden«, erwidert Dr. Maroni. »Doch die Autopsie erbrachte ein anderes Ergebnis, denn sie wurde sehr fachkundig, obwohl unter spartanischen Bedingungen, durchgeführt. Du weißt ja, wie es in der Provinz ist. Überall fehlt es an Geld.«

»Insbesondere wenn es um eine Prostituierte geht. Man hat sie auf dem Friedhof obduziert. Wenn nicht um diese Zeit eine kanadische Touristin als vermisst gemeldet worden wäre, hätte man sie vermutlich anonym beigesetzt«, ergänzt Capitano Poma.

»Man kam zu dem Schluss, dass die Körperpartien mit einem Messer oder einer Säge herausgeschnitten wurden.«

»Und trotzdem willst du mir nicht alles sagen, was du über diesen Patienten weißt, der bar bezahlt und einen falschen Namen angegeben hat!«, protestiert der Capitano. »Du musst doch irgendwelche Aufzeichnungen haben, die du mir zeigen kannst.«

»Unmöglich. Für das, was er mir erzählt hat, gibt es keine Beweise.«

»Was, wenn er der Mörder ist, Paolo?«

»Wenn ich Beweise hätte, würde ich mit dir darüber sprechen. Doch ich kann nur sagen, dass er wirres Zeug geredet hat und dass ich ein unbehagliches Gefühl bekam, als man sich mit mir wegen der ermordeten Prostituierten in Verbindung setzte, die sich später als die vermisste Kanadierin entpuppte.«

»Man hat sich mit dir in Verbindung gesetzt? Warum? In deiner Funktion als Experte? Das ist mir aber neu.«

»Die Staatspolizei hat in der Sache ermittelt. Nicht die Carabinieri. Ich werde häufig um Rat gefragt. Kurz zusammengefasst: Der Patient hat mich nie wieder aufgesucht, weshalb ich keine Auskunft darüber geben kann, wo er sich aufhält«, erwidert Dr. Maroni.

»Kann oder will?«

»Kann.«

»Begreifst du denn nicht, dass dieser Mensch möglicherweise Drew Martin umgebracht hat? Er wurde von Dr. Seif an dich überwiesen. Und die versteckt sich plötzlich in deinem Krankenhaus, weil ein Verrückter ihr E-Mails schickt.«

»Du verrennst dich da in etwas. Wir haben nur von einem VIP gesprochen. Dr. Selfs Name ist nie gefallen. Allerdings ist der Grund, sich zu verstecken, wichtiger als das Versteck an sich.«

»Wenn ich nur mit einer Schaufel dein Gehirn umgraben könnte, Paolo. Ich bin neugierig, was ich da finden würde.«

»Risotto und Wein.«

»Falls dir Einzelheiten bekannt sind, die uns bei unseren Ermittlungen weiterhelfen würden, finde ich es nicht richtig von dir, dass du schweigst«, fährt der Capitano fort und verstummt dann, weil der Kellner sich dem Tisch nähert.

Dr. Maroni verlangt noch einmal die Speisekarte, obwohl er sie bereits von oben bis unten auswendig kennt, weil er häufig hier diniert. Der Capitano, der ebenfalls keine Speisekarte braucht, empfiehlt gegrillte Garnelen mit Salat, gefolgt von einer Käseauswahl. Die Möwe kehrt allein zurück, starrt durchs Fenster und sträubt das leuchtend weiße Gefieder. Unter ihnen schimmern die Lichter der Stadt. Die goldene Kuppel des Petersdoms erinnert an eine Krone.

»Otto, wenn ich bei einer derart dünnen Beweislage das Arztgeheimnis verletze und sich das Ganze zu guter Letzt als Irrtum herausstellt, kann ich beruflich einpacken«, erklärt Dr. Maroni schließlich. »Es besteht von der Gesetzeslage her kein Grund, warum ich der Polizei weitere Einzelheiten über ihn preisgeben sollte. Also wäre es sehr unklug von mir.«

»Du ergehst dich in Andeutungen, wer vielleicht der Mörder sein könnte, und schlägst mir dann die Tür vor der Nase zu?«, seufzt Capitano Poma verzweifelt und beugt sich über den Tisch.

»Nicht *ich* habe diese Tür geöffnet«, entgegnet Dr. Maroni. »Ich habe dich nur auf ihre Existenz hingewiesen.«

Scarpetta ist so in ihre Arbeit versunken, dass sie zusammenzuckt, als um Viertel vor drei der Wecker an ihrer Armbanduhr piept.

Sie näht den Y-förmigen Einschnitt in der Brust der verwesenden Leiche der alten Dame zu, deren Autopsie sich als völlig überflüssig erwiesen hat: Todesursache wie erwartet arteriosklerotische Verengungen der Herzkranzgefäße. Scarpetta zieht die Handschuhe aus und wirft sie in den grellroten Eimer für infektiösen Klinikmüll. Dann ruft sie Rose an.

»Ich bin in einer Minute oben«, teilt Scarpetta ihr mit. »Könnten Sie bitte bei Meddicks Bescheid geben, dass sie die Leiche abholen können.«

»Gerade wollte ich nach Ihnen sehen«, erwidert Rose. »Ich hatte schon Angst, Sie hätten sich versehentlich in die Kühlkammer eingeschlossen.« Ein alter Scherz. »Benton hat versucht, Sie zu erreichen. Sie sollen Ihre E-Mails durchsehen, und zwar, wenn Sie, ich zitiere, *allein und in guter Stimmung* sind.«

»Sie klingen ja noch schlimmer als gestern. Ihre Nase ist ganz verstopft.«

»Ich habe eine leichte Erkältung.«

»Vor einer Weile habe ich Marinos Motorrad gehört. Außerdem hat jemand hier unten in der Kühlkammer geraucht. Sogar mein Kittel stinkt danach.«

»Seltsam.«

»Wo steckt er? Wäre nett gewesen, wenn er sich die Zeit genommen hätte, mir zu helfen.«

»In der Küche«, antwortet Rose.

Nachdem Scarpetta frische Handschuhe angezogen hat, wuchtet sie die Leiche der alten Frau vom Autopsietisch in den stabilen, mit einem Laken ausgekleideten Vinylsack, der auf einer Bahre liegt, und schiebt diese in die Kühlkammer. Dann spritzt sie ihren Arbeitsplatz mit dem Schlauch ab und stellt die Röhrchen mit Körperflüssigkeit, Urin, Galle und Blut sowie einen Karton, der verschiedene Organe enthält, für eine spätere toxikologische und histologische Untersuchung in den Kühlschrank. Die mit Blut getränkten Karten - DNA-Proben, die zu jeder Fallakte gehören - kommen zum Trocknen unter eine Haube. Schließlich wischt sie den Boden, reinigt die chirurgischen Instrumente und die Waschbecken und ordnet die Papiere, die sie für ihr Diktat braucht. Zu guter Letzt ist die eigene Körperhygiene an der Reihe.

Im hinteren Teil des Autopsiesaals befinden sich mit HEPA- und Kohlefilter ausgestattete Trockenschränke für blutige und schmutzige Kleidungsstücke, bevor diese als Beweisstücke verpackt und an die Labors geschickt werden können. Daneben liegen ein Lagerraum und ein Wäscheraum und ganz

zum Schluss die von einer Wand aus Glasbausteinen abgeteilten und nach Geschlechtern getrennten Umkleiden. Da ihre Praxis in Charleston noch in den Kinderschuhen steckt, ist Marino ihr einziger Gehilfe im Autopsiesaal. Eine Seite der Umkleide gehört ihm, die andere ihr, und sie hat immer ein merkwürdiges Gefühl, wenn sie beide gleichzeitig duschen. Dann kann sie ihn hören und sieht durch das dicke grüne, durchscheinende Glas seinen Schatten, wenn er sich bewegt. Sie betritt ihre Seite der Umkleide und schließt ab. Schuhhüllen, Schürze, Kappe und Gesichtsmaske sind zum einmaligen Gebrauch bestimmt und landen in einem Eimer für infektiösen Müll. Ihren Kittel wirft sie in den Wäschekorb. Danach duscht sie, schrubbt sich mit antibakterieller Seife ab, föhnt sich die Haare und schlüpft wieder in Kostüm und Pumps. Als sie fertig ist, geht sie den Flur entlang bis zu einer Tür, hinter der sich eine abgetretene Eichentreppe verbirgt. Diese führt geradewegs in die Küche, wo Marino gerade eine Dose Pepsi light öffnet.

Er mustert sie von Kopf bis Fuß. »Was sind wir heute wieder schick«, sagt er. »Hast du vergessen, dass wir Sonntag haben und du nicht zum Gericht musst? Also kann ich meinen Ausflug nach Myrtle Beach wohl vergessen.« Seinem bartstoppeligen und geröteten Gesicht ist die durchzechte Nacht deutlich anzumerken.

»Betrachte es als Geschenk. Wieder ein Tag, an dem du dich nicht in Lebensgefahr bringst.« Scarpetta verabscheut Motorräder. »Außerdem ist das Wetter miserabel und soll sogar noch schlechter werden.«

»Irgendwann kriege ich dich schon noch auf den Sozius meiner Indian Chief Roadmaster. Danach wirst du auch süchtig sein und mich anflehen, weiter mitfahren zu dürfen.«

Die Vorstellung, rittlings auf seiner dicken Maschine zu sitzen, die Arme um ihn zu schlingen und sich an ihn zu pressen, empfindet Scarpetta als ausgesprochen abstoßend. Er weiß das. Außerdem ist sie seine Chefin, und zwar in der einen oder anderen Konstellation schon seit fast zwanzig Jahren, eine Situation, die ihm allmählich unpassend erscheint. Ja, sie haben sich beide verändert. Ja, sie haben gute und schwere Zeiten durchgemacht. Doch in den letzten Wochen - insbesondere seit kurzem - verliert er offenbar den Respekt vor ihr und ihrem Beruf. Scarpetta denkt an Dr. Selfs E-Mails und fragt sich, ob er annimmt, dass sie sie gelesen hat. Was für ein Spielchen Dr. Seif wohl mit ihm treiben mag? Jedenfalls eines, das er nicht versteht und deshalb zwangsläufig verlieren wird.

»Ich habe dich kommen gehört. Offenbar hast du dein Motorrad schon wieder an der Rampe geparkt«, sagt sie. »Wenn es von einem Leichenwagen oder einem Laster beschädigt wird, ist das ganz allein deine Schuld. Erwarte also kein Mitleid von mir«, fügt sie hinzu.

»In diesem Fall kriegst du eine neue Leiche auf den Tisch, und zwar die von dem dämlichen Schwachkopf von einem Bestatter, der nicht weiß, wo er hinfährt.«

Marinos Motorrad, dessen Auspuffrohre ein Getöse von Überschall-Qualität verursachen, hat sich inzwischen zu einem weiteren Stein des Anstoßes entwickelt. Er fährt damit zu Tatorten, zum Gericht, in Krankenhäuser und Anwaltskanzleien und auch zu Zeugen nach Hause. Außerdem weigert er sich, es auf dem Büroparkplatz abzustellen, und zwingt es stattdessen in die Ladezone, die für Leichenwagen, nicht für Privatfahrzeuge, gedacht ist.

»Ist Mr. Grant schon da?«, erkundigt sich Scarpetta.

»Er ist in einer Schrottlaube von einem Pick-up vorgefahren, und zwar mit einem vergammelten

Fischerboot, Krabbennetzen, Eimern und anderem Müll auf der Ladefläche. Der Typ ist gebaut wie ein Kleiderschrank und außerdem so schwarz wie die Nacht. Noch nie habe ich Schwarze gesehen, die so schwarz sind wie die Schwarzen hier. Kein Tröpfchen Sahne im Kaffee. Nicht wie in unserer alten Heimat Virginia, wo Thomas Jefferson die Hausmädchen gevögelt hat.«

Scarpetta hat keine Lust auf seine schlechten Scherze. »Ist er in meinem Büro? Ich möchte ihn nämlich nicht warten lassen.«

»Ich kapiere nicht, warum du dich für ihn in Schale wirfst, als hättest du eine Verabredung mit einem Anwalt oder einem Richter oder wolltest in die Kirche«, sagt Marino, und sie fragt sich, ob er in Wirklichkeit hofft, dass sie sich für ihn schick gemacht hat - in der Annahme, dass sie Dr. Selfs E-Mails kennt und eifersüchtig ist.

»Der Termin mit ihm ist genauso wichtig wie alle anderen«, entgegnet sie. »Immer respektvoll sein, schon vergessen?«

Marino riecht nach Zigaretten und Alkohol. Und wenn er »nicht ganz er selbst ist«, wie Scarpetta es - inzwischen viel zu häufig - beschönigend ausdrückt, sorgt seine tief in ihm verwurzelte Unsicherheit dafür, dass sich sein prahlerisches Gebaren verschlimmert. Seine hünenhafte Gestalt lässt ihn noch bedrohlicher wirken. Marino ist Mitte fünfzig, rasiert sich den schütterten Schädel und trägt meistens eine schwarze Motorradkluft mit schweren Stiefeln und in letzter Zeit auch noch eine protzige Kette, an der ein Silberdollar baumelt. Da er Gewichtheben trainiert wie ein Besessener, hat er eine breite Brust, und er prahlt gern damit, dass man seine Lunge gegebenenfalls in zwei Etappen röntgen müsste, weil sie nicht auf einmal auf einen Röntgenfilm passt. Nach seinen Jugendfotos zu urteilen, war er früher einmal auf männliche und raubeinige Weise attraktiv. Und das könnte er auch heute noch sein, hätte er nicht solchen Raubbau an seiner Gesundheit getrieben, sich selbst vernachlässigt und sich außerdem eine proletenhafte Art zugelegt, die er inzwischen nicht mehr auf seine schwere Kindheit in einem Arbeiterviertel in New Jersey schieben kann.

»Keine Ahnung, warum du dich immer noch in der Illusion wiegst, mich täuschen zu können«, erwidert Scarpetta mit einer unüberhörbaren Schärfe in ihrer Stimme, um von dem absolut nebensächlichen Thema Kleidung abzulenken. »Gestern Abend. Und ganz eindeutig im Autopsiesaal.«

»Was soll ich getan haben?« Wieder ein großer Schluck aus der Dose.

»Wenn du dich mit Rasierwasser überschüttest, um den Zigarettengeruch zu tarnen, erreichst du damit nur, dass ich Kopfschmerzen kriege.«

»Hä?« Er rülpst leise.

»Lass mich raten - du warst gestern Abend im *Kick 'N Horse*. «

»Der Schuppen ist total verqualmt.« Er zuckt die mächtigen Schultern.

»Und du hast ganz sicher nicht dazu beigetragen. Du hast nämlich im Autopsiesaal geraucht. In der Kühlkammer. Sogar mein Kittel hat heute nach Zigaretten gestunken. Hast du etwa auch in meiner Umkleide gequalmt?«

»Wahrscheinlich ist er von meiner Seite rübergeweht. Der Rauch, meine ich. Vielleicht bin ich mit einer Zigarette in meine Umkleide. Ich weiß nicht mehr genau.«

»Du hast doch sicher keine Lust auf Lungenkrebs.«

Er weicht ihrem Blick aus, wie immer, wenn ihm ein Thema ganz besonders unangenehm ist und er lieber über etwas anderes reden möchte. »Hast du was Neues rausgekriegt? Das heißt, nicht bei der alten Dame, die man nur deshalb zu uns geschickt hat, weil der Leichenbeschauer sich nicht an einer nach Verwesung stinkenden Leiche die Hände schmutzig machen wollte. Ich meine den Jungen.«

»Ich habe ihn in den Gefrierschrank gelegt. Mehr können wir momentan nicht für ihn tun.«

»Ich kapiere nicht, wie man ein Kind umbringen kann. Wenn ich den erwische, der den kleinen Jungen kaltgemacht hat, reiße ich ihn mit bloßen Händen in Stücke.«

»Bitte keine Morddrohungen.« Rose steht, einen eigenartigen Ausdruck auf dem Gesicht, in der Tür. Scarpetta weiß nicht, wie lange sie schon dort wartet.

»Das ist keine Drohung«, erwidert Marino.

»Genau deshalb habe ich es ja angesprochen.« Rose tritt ein. Wie immer ist sie - mit ihren eigenen Worten - tipptopp und trägt ein blaues Kostüm und das weiße Haar zu einem französischen Knoten hochgesteckt. Allerdings macht sie einen erschöpften Eindruck, und ihre Pupillen sind verengt.

»Halten Sie mir schon wieder Vorträge?« Marino zwinkert ihr zu.

»Hin und wieder haben Sie eine Gardinenpredigt bitter nötig. Oder auch mehrere«, entgegnet Rose und schenkt sich eine Tasse starken schwarzen Kaffee ein, eine »schlechte Angewohnheit«, die sie eigentlich vor etwa einem Jahr abgelegt, nun aber offenbar wieder aufgegriffen hat. »Und falls Sie es vergessen haben sollten« - sie betrachtet ihn über den Rand ihrer Kaffeetasse hinweg-, »Sie haben bereits einige Menschen auf dem Gewissen. Also sollten Sie keine Drohungen ausstoßen.« Sie lehnt sich an die Anrichte und holt tief Luft.

»Ich habe doch gesagt, dass es keine Drohung ist.«

»Fühlen Sie sich auch wirklich wohl?«, wendet sich Scarpetta an Rose. »Vielleicht ist es ja mehr als eine kleine Erkältung. Sie hätten nicht zur Arbeit kommen sollen.«

»Ich habe ein wenig mit Lucy geplaudert«, antwortet Rose. »Und deshalb möchte ich nicht, dass Dr. Scarpetta auch nur eine Sekunde mit diesem Mr. Grant allein ist.«

»Hat sie erwähnt, dass er die Personenüberprüfung bestanden hat?«, fragt Scarpetta.

»Haben Sie mich verstanden, Marino? Sie lassen Dr. Scarpetta nicht mit diesem Mann allein. Die Personenüberprüfung ist mir schnurzegal. Er ist größer als Sie«, sagt die wie immer überbehütende Rose, offenbar vorgewarnt von der noch misstrauischeren Lucy.

Rose ist nun schon seit fast zwanzig Jahren Scarpettas Sekretärin und ihr von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz - oder mit ihren eigenen Worten »durch dick und dünn« - gefolgt. Die attraktive, energische

Dreundsiebzigjährige gibt mit ihrer aufrechten Haltung ein beeindruckendes Bild ab. Tagein, tagaus kommt sie, bewaffnet mit Telefonnotizen, Berichten, die sofort unterzeichnet werden müssen, und anderen wichtigen geschäftlichen Anliegen in den Autopsiesaal. Außerdem erinnert sie Scarpetta - mit sanftem Nachdruck - daran, dass sie den ganzen Tag noch nichts gegessen hat, und weist sie darauf hin, dass oben in der Küche - natürlich gesunde - Gerichte vom Heimservice darauf warten, verzehrt zu werden. Und, nein, noch eine Tasse Kaffee kommt überhaupt nicht in Frage, denn Scarpetta hatte für heute schon genug.

»Offenbar war er in eine Messerstecherei verwickelt«, fährt Rose besorgt fort.

»Das stand in dem Bericht über die Personenüberprüfung. Er war das Opfer«, entgegnet Scarpetta.

»Der Kerl wirkt aggressiv und gefährlich und ist gebaut wie ein Frachtkahn. Es gefällt mir gar nicht, dass er an einem Sonntagnachmittag herkommen wollte. Wahrscheinlich hat er gehofft, Sie allein anzutreffen«, sagt Rose zu Scarpetta. »Woher wollen Sie wissen, dass er nicht der Mörder des Kindes ist?«

»Ich möchte ihn mir wenigstens anhören.«

»Früher hätten wir so etwas nie getan. Wir hätten die Polizei eingeschaltet«, beharrt Rose.

»Jetzt ist aber nicht früher«, erwidert Scarpetta, bemüht, nicht oberlehrerhaft zu klingen. »Das hier ist eine Privatpraxis, was heißt, dass wir einerseits flexibler sind, in anderen Dingen aber weniger Spielraum haben. Allerdings hat es schon immer zu unseren Aufgaben gehört, mit jedem zu sprechen, der uns vielleicht hilfreiche Hinweise geben kann, ganz gleich, ob nun ein Polizist dabei ist oder nicht.«

»Passen Sie bloß auf«, wendet Rose sich an Marino. »Der Mensch, der sich an dem armen kleinen Jungen vergriffen hat, weiß genau, dass wir die Leiche hier haben und dass Dr. Scarpetta an dem Fall arbeitet. Und wenn sie in einer Sache ermittelt, klärt sie das Verbrechen normalerweise auf. Es könnte also durchaus sein, dass dieser Kerl sie schon seit einiger Zeit heimlich beobachtet.«

Normalerweise ist Rose nicht so ängstlich.

»Sie haben geraucht«, wendet sich Rose dann tadelnd an Marino.

Wieder nimmt er einen großen Schluck Pepsi light. »Da hätten Sie mich erst gestern Abend sehen sollen. Zehn Zigaretten im Mund und zwei im Hintern, während ich Harmonika gespielt und es gleichzeitig meiner neuen Braut besorgt habe.«

»Offenbar wieder einmal ein Erweckungserlebnis in dieser Rockerkneipe, und zwar mit einer Frau, deren IQ vermutlich der Temperatur in meinem Gefrierschrank entspricht. Bitte lassen Sie die Finger von den Zigaretten. Ich will nicht, dass Sie sterben.« Mit besorgter Miene geht Rose zur Kaffeemaschine und setzt eine frische Kanne auf. »Mr. Grant hätte gern eine Tasse Kaffee«, sagt sie. »Und nein, Dr. Scarpetta, Sie kriegen keinen.«

Bulrush Ulysses S. Grant, schon seit früher Kindheit Bull genannt, fängt unaufgefordert an zu erläutern, woher er seinen Namen hat.

»Wahrscheinlich fragen Sie sich, was das S. bedeutet. Es ist wirklich nur ein S mit einem Punkt dahinter.« Er sitzt auf einem Stuhl neben der geschlossenen Tür von Scarpettas Büro. »Natürlich wusste meine Mama, dass das S. in General Grants Namen für Simpson steht. Aber sie wollte nicht, dass ich später mal so viel schreiben muss, und hat sich deshalb mit dem S. begnügt. Doch wenn Sie mich fragen, dauert das Erklären länger, als wenn ich es schreiben würde.«

Er ist sauber und ordentlich angezogen und trägt gebügelte graue Arbeitskleidung. Seine Turnschuhe sehen aus, als kämen sie frisch aus der Waschmaschine. Auf seinem Schoß liegt eine abgewetzte gelbe Baseballkappe mit einem aufgedruckten Fisch. Die Hände hat er höflich darauf gefaltet. Ansonsten sieht er ziemlich zum Fürchten aus, denn sein Gesicht, sein Hals und seine Kopfhaut sind von langen, rosigen Narben übersät. Falls er jemals bei einem plastischen Chirurgen war, muss der Kerl ein Stümper gewesen sein. Nun ist Bull für den Rest seines Lebens entstellt, ein Zickzackmuster aus keloiden Narben, die Scarpetta an Queequeg in *Moby Dick* erinnern.

»Ich weiß, dass Sie erst vor kurzem hergezogen sind«, sagt Bull zu Scarpettas Überraschung. »In das alte Kutschhaus, dessen Rückseite auf die Gasse zwischen Meeting Street und King Street hinausgeht.«

»Woher zum Teufel haben Sie ihre angebliche Adresse, und was geht Sie das überhaupt an?«, braust Marino auf.

»Ich habe früher bei einer Ihrer Nachbarinnen gearbeitet.« Bull richtet seine Antwort an Scarpetta. »Sie ist vor langer Zeit gestorben. Insgesamt war ich etwa fünfzehn Jahre bei ihr beschäftigt, doch vor vier Jahren, nach dem Tod ihres Mannes, hat sie den Großteil ihres Personals entlassen. Ich glaube, sie war finanziell klamm. Also musste ich mir eine andere Stelle suchen. Dann starb diese Frau auch. Damit wollte ich Ihnen nur erklären, warum ich Ihr Stadtviertel kenne wie meine Westentasche.«

Sie betrachtet die rosigen Narben auf seinen Handrücken.

»Ich kenne auch Ihr Haus ...«, fährt er fort.

»Wie ich schon sagte ...«, fällt Marino ihm wieder ins Wort.

»Lass ihn doch ausreden«, sagt Scarpetta.

»Ich kenne Ihren Garten sehr gut, weil ich den Gartenteich ausgehoben, den Beton gegossen und auch die Engelsstatue gepflegt habe, die am Rand steht. Ich habe dafür gesorgt, dass sie immer hübsch sauber war. Außerdem habe ich den weißen Lattenzaun am anderen Ende gebaut. Aber die Backsteinsäulen und die schmiedeeisernen Gitter gegenüber sind nicht von mir. Das war vor meiner Zeit. Als Sie das Haus gekauft haben, war alles vermutlich so von Myrte und Bambus überwuchert, dass man es gar nicht mehr sehen konnte. Ich habe Rosen, Europäerreben, kalifornischen Mohn und chinesischen Jasmin gepflanzt und im Haus nach dem Rechten gesehen.«

Scarpetta fällt aus allen Wolken.

»Aber egal«, fährt Bull fort. »Ich habe für die Hälfte der Anwohner in Ihrer Gasse und in der King Street, Meeting Street und Church Street gearbeitet, und zwar seit meiner Kindheit. Sicher haben Sie noch nichts davon gehört, weil ich mich lieber im Hintergrund halte. Das ist das Beste, wenn man sich bei den Leuten nicht unbeliebt machen will.«

»Wohl ganz im Gegensatz zu mir«, erwidert sie.

Marino wirft ihr einen warnenden Blick zu: Sie ist zu offen.

»Ja, Ma'am. So sind die Leute hier nun mal«, antwortet Bull. »Außerdem haben Sie lauter Spinnweben-Abziehbilder an Ihren Fensterscheiben angebracht. Das macht auch keinen guten Eindruck, insbesondere wenn man an Ihren Beruf denkt. Darf ich ehrlich sein? Eine Ihrer Nachbarinnen nennt Sie *Mrs. Halloween*.«

»Lassen Sie mich raten. Das ist bestimmt Mrs. Grimball.«

»Ich würde das nicht weiter ernst nehmen«, spricht Bull weiter. »Wenn sie mich sieht, ruft sie immer *ole*, weil mein Spitzname Bull ist.«

»Die Aufkleber sollen verhindern, dass Vögel gegen die Scheiben fliegen.«

»Aha. Allerdings habe ich nie ganz kapiert, woher wir wissen wollen, was Vögel tatsächlich sehen. Verstehen Sie wirklich, dass die Dinger ein Spinnennetz darstellen sollen, und drehen dann ab? Und ich habe auch noch nie erlebt, dass ein Vogel in einem Spinnennetz hängen geblieben wäre wie ein Käfer. Dasselbe ist es mit der Behauptung, dass Hunde farbenblind sind und kein Zeitgefühl haben. Wie kommen wir bloß darauf?«

»Was hatten Sie in der Nähe ihres Hauses verloren?«, fragt Marino.

»Ich habe Arbeit gesucht. Als Junge war ich auch bei Mrs. Whaley beschäftigt«, sagt Bull zu Scarpetta. »Sie haben doch sicher schon gehört, dass Mrs. Waleys Garten drüben an der Church Street der berühmteste von ganz Charleston ist.« Als Bull stolz lächelnd in die entsprechende Richtung zeigt, leuchten seine Narben rosig auf.

Er hat auch Narben an den Handflächen. *Abwehrverletzungen*, denkt Scarpetta.

»Es war ein echtes Privileg, für Mrs. Whaley zu arbeiten, und sie war wirklich nett zu mir. Wussten Sie, dass sie ein Buch geschrieben hat? Es ist im Schaufenster des Buchladens im *Charleston Hotel* ausgestellt. Für mich hat sie ein Exemplar signiert. Das habe ich heute noch.«

»Was soll dieser Mist?«, mischt sich Marino wieder ein. »Sind Sie gekommen, um uns etwas über den toten kleinen Jungen zu erzählen? Oder wollen Sie sich um einen Job bewerben und in Erinnerungen schwelgen?«

»Manchmal passen die Dinge auf geheimnisvolle Weise zusammen«, entgegnet Bull. »Wenigstens sagt das meine Mom immer.

Vielleicht entsteht aus etwas Schlechtem etwas Gutes. Möglicherweise hat das Ereignis - so schrecklich es auch gewesen sein mag - auch positive Folgen. In meinem Kopf spult es immer wieder ab wie ein Film. Der kleine Junge, tot im Schlamm. Die Krabben und Fliegen, die auf ihm herumkriechen.« Mit einem zernarbten Zeigefinger berührt Bull seine entstellte Stirn. »Ich sehe ihn da oben, wenn ich die Augen schließe. Die Polizei in Beaufort County sagt, Sie müssten sich hier erst noch einrichten.« Er blickt sich in Scarpettas Büro um und betrachtet eingehend die Bücher und die eingerahmten Diplome. »Für mich sieht es schon recht fertig aus, auch wenn ich es sicher besser hingekriegt hätte.« Seine Augen wandern zu den vor kurzem eingebauten Schränken, in denen Scarpetta vertrauliche Unterlagen und solche zu Fällen, die erst noch vor Gericht verhandelt werden müssen, aufbewahrt. »Die schwarze Walnusstür schließt zum Beispiel nicht richtig an die daneben an. Sie ist schief eingehängt. Das könnte ich sofort in Ordnung bringen. Oder haben Sie im Kutschhaus vielleicht schiefe Türen gesehen? Nein, Ma'am, haben Sie nicht. Denn die habe ich eigenhändig eingehängt, als ich dort ausgeholfen habe. Handwerklich kann ich fast alles, und wenn nicht, bin ich bereit, es zu lernen. Und deshalb habe ich mir gesagt, dass es ja nicht schadet, mal nachzufragen.«

»Jetzt habe erst mal ich eine Frage«, unterbricht ihn Marino. »Haben Sie den kleinen Jungen umgebracht? Ist doch ein komischer Zufall, dass Sie ihn gefunden haben.«

»Nein, Sir.« Bull sieht ihm direkt in die Augen. Seine Kiefermuskeln mahlen. »Ich bin oft dort, um Gras zu schneiden, Krabben zu fischen, Venusmuscheln auszugraben und Austern zu suchen. Also eine Gegenfrage.« Er hält Marinos Blick stand. »Warum sollte ich zugeben, dass ich den Jungen gefunden habe, und die Polizei verständigen, wenn ich der Mörder bin?«

»Das müssen Sie mir schon verraten.«

»So etwas würde ich ganz sicher nicht tun.«

»Da fällt mir noch etwas ein. Wie haben Sie überhaupt telefoniert?« Marino beugt sich vor und stützt die gewaltigen Pranken auf die Knie. »Besitzen Sie etwa ein Mobiltelefon?« Als ob ein mittelloser Schwarzer kein Mobiltelefon haben könnte.

»Ich habe die Notrufnummer gewählt. Wie ich schon sagte: Warum hätte ich die Polizei rufen sollen, wenn ich selbst der Mörder bin?«

Das ist wirklich sehr unwahrscheinlich, auch wenn Scarpetta nicht vorhat, ihm das zu bestätigen. In ihren Augen ist der Junge ein Missbrauchsopfer, denn seine Leiche weist alte Knochenbrüche, Narben und eindeutige Symptome von Nahrungsentzug auf. Wenn Bulrush Ulysses S. Grant also weder der Sorgeberechtigte noch der Pflegevater des Jungen war und ihn auch nicht entführt und monate- oder gar jahrelang gefangen gehalten hat, kann er ganz klar nicht der Mörder sein.

»Sie haben uns angerufen, weil Sie uns etwas über die Vorfälle am vergangenen Montagmorgen, also fast auf den Tag genau vor einer Woche, mitzuteilen hatten. Doch zuerst möchte ich noch etwas wissen. Wo wohnen Sie? Denn soweit ich informiert bin, leben Sie nicht auf Hilton Head.«

»Oh, nein, Sir, natürlich nicht.« Bull lacht laut. »Ich glaube, das würde meine Möglichkeiten ein bisschen übersteigen. Meine Familie und ich haben ein kleines Häuschen nordwestlich von hier am Highway 526. Allerdings bin ich oft dort, um zu fischen oder sonst etwas zu erledigen. Ich lade mein Boot hinten auf meinen Pick-up und fahre es zum Wasser. Wie gesagt, je nach Saison fange ich Shrimps, angle

oder sammle Austern. Dazu habe ich mir ein Boot mit flachem Kiel besorgt, das kaum etwas wiegt und auch für seichtere Seitenarme geeignet ist, solange ich auf die Gezeiten achte, damit ich nicht etwa dort draußen hängen bleibe. Da wimmelt es nämlich von Kriechtieren, Moskitos, Mokassinschlangen und Klapperschlangen. Alligatoren gibt's dort auch, aber hauptsächlich in den Kanälen und Seitenarmen mit ihren Bäumen und dem abgestandenen Wasser.«

»Meinen Sie das Boot hinten auf dem Pick-up, der auf dem Parkplatz steht?«, hakt Marino nach.

»Genau.«

»Aluminium mit einem Fünf-PS-Motor?«

»Richtig.«

»Das würde ich mir gern einmal ansehen, bevor Sie fahren. Haben Sie etwas dagegen, dass ich mich in Ihrem Pick-up und Ihrem Boot umschaue? Ich nehme an, dass die Polizei das bereits getan hat.«

»Nein, Sir, hat sie nicht. Als die Beamten ankamen, habe ich meine Aussage gemacht und durfte gehen. Also bin ich zurück zu meinem Wagen. Allerdings waren inzwischen viele Leute dort. Aber tun Sie sich keinen Zwang an. Ich habe nichts zu verbergen.«

»Danke, aber das ist nicht nötig.« Scarpetta wirft Marino einen strafenden Blick zu. Er weiß genau, dass sie nicht dazu befugt sind, Mr. Grants Pick-up, sein Boot oder sonst etwas, das ihm gehört, zu durchsuchen. Das ist Aufgabe der Polizei, und die hat es für überflüssig gehalten.

»Wo haben Sie das Boot vor sechs Tagen zu Wasser gelassen?«, erkundigt sich Marino bei Bull.

»Am Old House Creek. Dort gibt es eine Anlegestelle und einen kleinen Laden, wo ich einen Teil meines Fangs verkaufen kann, falls es gut gelaufen ist. Insbesondere wenn ich Glück habe und Krabben und Austern erwische.«

»Haben Sie jemand Verdächtigen bemerkt, als sie am Montagvormittag Ihren Wagen geparkt haben?«

»Kann ich nicht behaupten. Aber warum sollte ich auch? Schließlich lag der kleine Junge schon seit Tagen dort, wo ich ihn gefunden habe.«

»Wer sagt das?«, hakt Scarpetta nach.

»Der Mann vom Bestattungsunternehmen, den ich auf dem Parkplatz getroffen habe.«

»Der, der die Leiche hierher gebracht hat?«

»Nein, Ma'am, der andere. Er war mit einem großen Leichenwagen da. Keine Ahnung, was er wollte. Außer reden.«

»Lucious Meddick?«, fragt Scarpetta.

»Von Meddicks Bestattungsinstitut. Ja, Ma'am. Seiner Schätzung nach war der kleine Junge schon seit zwei oder drei Tagen tot, als ich ihn gefunden habe.«

Dieser verdammte Lucious Meddick. So von sich selbst eingenommen und trotzdem immer schief gewickelt. Am 29. und 30. April war es zwischen fünfundzwanzig und dreißig Grad warm. Hätte die Leiche auch nur einen einzigen Tag im Sumpf gelegen, dann hätte der Verwesungsprozess sicher schon eingesetzt. Außerdem wären Raubtiere und Fische bereits darüber hergefallen. Fliegen sind zwar nicht nachtaktiv. Doch bei Tagesanbruch hätten sie sicher damit begonnen, Eier zu legen, sodass die Leiche von Maden gewimmelt hätte. Bei der Einlieferung der Leiche in die Autopsie war die Leichenstarre bereits weit fortgeschritten, allerdings noch nicht komplett, auch wenn sie aufgrund der durch Unterernährung verkümmerten Muskulatur vermutlich nur in abgeschwächter Form eintrat. *Livor mortis* war festzustellen, jedoch noch nicht fixiert. Außerdem fehlten Verfärbungen durch Verwesung. Krabben, Shrimps und ähnliches Getier hatten sich gerade erst über Ohren, Nase und Lippen hergemacht. Nach Scarpettas Schätzung lag der Tod des Jungen höchstens vierundzwanzig Stunden, vielleicht auch weniger, zurück.

»Sprechen Sie weiter«, fordert Marino Bull auf. »Schildern Sie uns genau, wie Sie die Leiche gefunden haben.«

»Ich habe Anker geworfen und bin ausgestiegen. Ich hatte Gummistiefel und Handschuhe an und einen Korb und einen Hammer bei mir ...«

»Einen Hammer?«

»Um die Klumpen auseinanderzuschlagen.«

»Klumpen?«, fragt Marino mit einem abfälligen Grinsen.

»Austern kleben in Klumpen zusammen, sodass man sie auseinanderbrechen und die leeren Schalen beseitigen muss. Die meisten klumpen zusammen, einzelne Exemplare findet man nur selten.« Kurz hält er inne. »Offenbar kennen Sie sich nicht gut mit Austern aus. Jedenfalls habe ich gegen Mittag mit der Suche angefangen. Das Wasser stand ziemlich niedrig, und da habe ich im Gras etwas bemerkt, das wie schlammige Haare aussah. Und als ich näher rankam, lag er da.«

»Haben Sie ihn angefasst oder bewegt?«, erkundigt sich Scarpetta.

»Nein, Ma'am.« Er schüttelt den Kopf. »Als mir klar wurde, was ich da vor mir hatte, bin ich sofort zurück zum Boot und habe die Polizei angerufen.«

»Die Ebbe fing gegen ein Uhr morgens an«, sagt sie.

»Richtig. Und um sieben hatten wir wieder Flut. Höher stieg das Wasser nicht. Als ich rausfuhr, stand es wieder ziemlich niedrig.«

»Wenn Sie eine Leiche beseitigen wollten«, meint Marino, »würden Sie das dann bei Ebbe oder bei Flut tun?«

»Der Täter hat den Toten wahrscheinlich bei Niedrigwasser im Schlamm und Gras am Ufer des kleinen Bachs abgelegt. Ansonsten wäre die Leiche bei Flut von der Strömung davongetragen worden. Aber dort, wo ich den Jungen gefunden habe, wäre er vermutlich liegen geblieben bis zum nächsten Frühjahrshochwasser bei Vollmond, wenn das Wasser auf bis zu dreieinhalb Meter steigt. In diesem Fall hätte er irgendwo hingschwemmt werden können.«

Scarpetta hat Nachforschungen angestellt. In der Nacht vor dem Auffinden der Leiche war der Mond nur zu einem knappen Drittel voll. Der Himmel war leicht bewölkt.

»Ein guter Platz, um eine Leiche loszuwerden. In einer Woche wären nur noch ein paar Knochen übrig gewesen«, stellt Marino fest. »Ein Wunder, dass sie dennoch entdeckt wurde, oder?«

»Stimmt, da haben Sie recht. Die Wahrscheinlichkeit, ihn zu finden, war sehr gering«, pflichtet Bull ihm bei.

»Als ich gerade von Ebbe und Flut gesprochen habe, wollte ich eigentlich nicht wissen, was irgendein X-Beliebiger in diesem Fall getan hätte, sondern Sie ganz persönlich.« Marino lässt nicht locker.

»In einem kleinen Boot mit wenig Tiefgang kann man bei Ebbe auch auf Kanälen fahren, die weniger als dreißig Zentimeter tief sind. So hätte ich es jedenfalls gemacht. Aber ich war es nicht.« Wieder blickt er Marino in die Augen. »Ich habe mit dem kleinen Jungen nichts weiter zu tun, als dass ich ihn gefunden habe.«

Wieder sieht Scarpetta Marino tadelnd an. Sie hat genug davon, dass er Bull verhöhrt und einschüchtert. »Erinnern Sie sich sonst noch an etwas?«, fragt sie. »Haben Sie jemanden beobachtet, der Ihnen vielleicht seltsam vorgekommen ist?«

»Ich grüble ständig darüber nach, doch mir fällt dazu nur eines ein. Vor etwa einer Woche war ich wieder an der Anlegestelle Old House Creek im Laden, um meine Krabben zu verkaufen. Als ich ging, habe ich einen Mann bemerkt, der gerade ein Fischerboot festband. Ich fand es seltsam, dass er überhaupt keine Angelausrüstung bei sich hatte. Also habe ich mir gedacht, dass er einfach nur gern spazieren fährt und eben Spaß an Booten hat. Es muss sich ja nicht jeder fürs Fischen interessieren. Aber dann hat er mich so komisch angestarrt. So als hätte er mich schon irgendwo gesehen. Mir ist richtig mulmig geworden.«

»Können Sie den Mann beschreiben?«, fragt Marino. »Was für ein Auto fuhr er? Wahrscheinlich auch einen Pick-up, um sein Boot zu transportieren.«

»Er trug den Hut tief in die Stirn gezogen und hatte eine Sonnenbrille auf der Nase. Außerdem schien er nicht sehr groß zu sein. Mehr kann ich auch nicht sagen. Ich hatte ja keinen Grund, ihn mir genauer anzuschauen, und wollte nicht, dass er sich womöglich noch beobachtet fühlt. Auf diese Weise kann man nämlich leicht Ärger kriegen. Wenn ich mich recht entsinne, hatte er Stiefel an. Dazu eine lange Hose und ein langärmeliges T-Shirt. Ich weiß noch, dass ich das seltsam fand, denn es war ein heißer, sonniger Tag. Welches Auto seines war, weiß ich nicht, weil ich vor ihm weg bin und auf dem Parkplatz verschiedene Pick-ups und andere Autos standen. Es war ziemlich viel los und wimmelte nur so von Leuten, die frische Meeresfrüchte kaufen oder verkaufen wollten.«

»Muss man sich Ihrer Meinung nach in dieser Gegend auskennen, um dort eine Leiche abzulegen?«, erkundigt sich Scarpetta.

»In der Nacht? Es würde doch kein vernünftiger Mensch in den Seitenarmen herumschippeln, wenn es dunkel ist. Ich würde es jedenfalls schön bleiben lassen. Auszuschließen ist es natürlich nicht. Von so einem Verbrecher kann man ja nicht erwarten, dass er sich normal benimmt. Wer normal ist, macht nämlich nicht solche Sachen mit kleinen Kindern.«

»Haben Sie Veränderungen im Gras, im Schlamm oder an der Austernbank bemerkt, als Sie die Leiche fanden?«, fragt Scarpetta.

»Nein, Ma'am. Doch wenn die Leiche in der Nacht zuvor bei Ebbe abgelegt wurde, hätte das Wasser den Schlamm wieder geglättet. So wie bei einer Welle, die über den Strand schwappt. Der Tote hätte dann eine Weile unter Wasser gelegen, wäre aber vom hohen Gras festgehalten worden. Niemand tritt freiwillig auf eine Austernbank. Man klettert drum herum, so gut man kann, denn nichts ist schmerzhafter, als sich an einer Austernschale zu schneiden. Wenn man mitten auf die Bank tritt und das Gleichgewicht verliert, kann man sich ziemlich übel verletzen.«

»Vielleicht stammen Ihre Schnittwunden ja daher, dass Sie auf eine Austernbank gefallen sind«, sagt Marino.

Scarpetta erkennt deutlich, dass die Verletzungen zweifellos von einem Messer verursacht wurden. »Mr. Grant«, sagt sie deshalb. »Am Rand des Sumpfgebiets stehen einige Häuser mit langen Landungsstegen. Eines davon befindet sich nur wenige Meter vom Fundort entfernt. Hätte der Täter die Leiche mit dem Auto transportieren, sie über den Steg tragen und sie von dort aus in den Sumpf werfen können?«

»Schwer vorzustellen, dass jemand auf einem dieser alten Landungsstege rumklettert, vor allem bei Dunkelheit, mit einer Leiche beladen und mit einer Taschenlampe in der Hand. Außerdem müsste die Taschenlampe ziemlich stark sein. In dem Schlamm dort kann ein Mann bis zu den Hüften versinken, und es zieht ihm dabei die Schuhe aus. Und wenn der Täter anschließend wieder die Leiter raufgestiegen und über den Steg abgehauen wäre, hätte man doch seine Fußabdrücke sehen müssen.«

»Woher wollen Sie wissen, dass keine schlammigen Fußabdrücke auf dem Steg waren?«, hakt Marino nach.

»Das hat mir der Mann vom Bestattungsinstitut erzählt. Ich habe auf dem Parkplatz gewartet, bis sie die Leiche brachten. Er hat sich währenddessen mit den Polizisten unterhalten.«

»Schon wieder dieser Lucious Meddick«, sagt Scarpetta.

Bull nickt. »Er hat lange mit mir geredet und versucht, mich auszufragen. Aber ich habe nur ausweichend geantwortet.«

Es klopft an der Tür. Rose kommt herein und stellt eine Kaffeetasse neben Bull auf den Tisch. Ihre Hände zittern. »Mit Milch und Zucker«, sagt sie. »Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat. Die erste Kanne ist übergelaufen. Alles war voller Kaffeesatz.«

»Danke, Ma'am.«

»Braucht sonst noch jemand etwas?« Rose blickt in die Runde. Sie holt tief Luft und wirkt noch erschöpfter und blasser als vorhin.

»Fahren Sie doch nach Hause und ruhen Sie sich aus«, schlägt Scarpetta vor.

»Ich bin in meinem Büro.«

Die Tür fällt zu. »Ich möchte Ihnen gern erklären, wie es derzeit mit mir steht, wenn Sie nichts dagegen haben«, fährt Bull fort. »Nur zu«, erwidert Scarpetta.

»Bis vor drei Wochen hatte ich einen richtigen Job.« Er betrachtet seine Daumen und lässt sie langsam auf dem Schoß kreisen. »Ich will Ihnen reinen Wein einschenken. Wie Sie sicher merken, wenn Sie mich anschauen, bin ich in Schwierigkeiten geraten. Aber ich bin nicht auf eine Austernbank gefallen.« Dabei blickt er Marino an.

»Was für Schwierigkeiten?«, fragt Scarpetta.

»Ein Joint und eine Prügelei. Obwohl ich keine Zeit mehr hatte, das Gras wirklich zu rauchen - doch ich wollte es tun.«

»Ist ja reizend«, höhnt Marino. »Denn rein zufällig gehört es zu den Einstellungsvoraussetzungen für unsere zukünftigen Mitarbeiter, dass sie kiffen, zuhauen können und die Leiche von mindestens einem Ermordeten finden. Für Gärtner und Hausmeister in unseren Privathäusern gelten natürlich dieselben Anforderungen.«

»Ich weiß, wie sich das anhört«, erwidert Bull. »Aber in Wirklichkeit war es ganz anders. Ich habe am Hafen gearbeitet.«

»Als was?«, erkundigt sich Marino.

»Die offizielle Arbeitsplatzbezeichnung lautete Gabelstaplerfahrer. Allerdings habe ich hauptsächlich Geräte gewartet, Kisten geschleppt und getan, was mein Vorarbeiter sonst so von mir verlangt hat. Außerdem musste ich das Funkgerät bedienen und alles Mögliche reparieren. Sozusagen als Mädchen für alles. Eines Abends, nachdem ich ausgestempelt hatte, habe ich beschlossen, mir die alten Container am Frachthafen mal aus der Nähe anzuschauen. Sie wissen schon, die verbeulten Dinger, die ein bisschen abseits stehen und nicht mehr benutzt werden. Man kann sie durch den Maschendrahtzaun von der Concord Street aus sehen. Es war ein langer Tag gewesen, und um ehrlich zu sein, hatten meine Frau und ich am Morgen Streit gehabt. Also war ich schlechter Laune und hatte Lust auf Gras. So etwas mache ich nur selten; ich kann mich ans letzte Mal gar nicht mehr erinnern. Ich hatte den Joint noch gar nicht angezündet, als plötzlich von den Eisenbahnschienen her ein Kerl aufgekreuzt ist. Er hat mich mit dem Messer ziemlich übel zugerichtet.«

Bull schiebt die Ärmel hoch, streckt die muskulösen Arme und Hände aus, dreht sie und zeigt weitere lange Schnittwunden vor, die sich hellrosa von seiner schwarzen Haut abheben.

»Hat man den Täter erwischt?«, fragt Scarpetta.

»Ich glaube, die Cops haben sich keine große Mühe gegeben. Sie haben mir vorgeworfen, ich hätte den Streit angefangen und wäre vermutlich mit dem Mann aneinandergeraten, von dem ich das Gras gekauft hatte. Ich habe nicht verraten, wer es war, weil ich weiß, dass er mit der Messerstecherei nichts zu tun hat. Er arbeitet nicht einmal am Hafen. Als sie in der Notaufnahme mit mir fertig waren, habe ich einige Tage im Gefängnis verbracht und wurde dann dem Richter vorgeführt. Das Verfahren wurde eingestellt, weil es keinen Verdächtigen gab und auch kein Gras gefunden wurde.«

»Ach, nein! Warum hat man Sie denn wegen des Besitzes von Marihuana angeklagt, wenn gar keines

vorhanden war?«, fragt Marino.

»Weil ich der Polizei erzählt habe, dass ich gerade einen Joint rauchen wollte, als es geschah. Ich hatte ihn schon gedreht und wollte ihn anzünden, und da hat der Mann mich angegriffen. Vielleicht hat die Polizei das Ding ja übersehen. Offen gestanden denke ich, dass sie die Sache nicht weiter interessiert hat. Oder der Mann mit dem Messer hat den Joint mitgenommen. Keine Ahnung. Jedenfalls lasse ich in Zukunft die Finger vom Gras. Alkohol rühre ich auch nicht mehr an. Das habe ich meiner Frau versprochen.«

»Und die Hafenverwaltung hat Sie rausgeworfen«, vermutet Scarpetta.

»Ja, Ma'am.«

»Und jetzt, denken Sie, könnten wir hier Arbeit für Sie haben.«

»Ich tue, was Sie wollen, und bin mir für nichts zu schade. Vor dem Autopsiesaal habe ich auch keine Angst. Tote stören mich nicht.«

»Am besten geben Sie mir Ihre Mobilfunknummer oder sagen mir, wie ich Sie sonst erreichen kann«, schlägt Scarpetta vor.

Er zieht einen zusammengefalteten Zettel aus der Gesäßtasche, steht auf und legt ihn mit einer höflichen Geste auf ihren Schreibtisch. »Da steht alles drauf, Ma'am. Sie können mich jederzeit anrufen.«

»Ermittler Marino begleitet Sie hinaus. Vielen herzlichen Dank für Ihre Hilfe, Mr. Grant.« Scarpetta erhebt sich hinter ihrem Schreibtisch und schüttelt ihm - vorsichtig, um ihm nicht wehzutun - die Hand.

Gut hundert Kilometer südwestlich von der Ferieninsel Hilton Head ist der Himmel bewölkt. Vom Meer weht ein böiger warmer Wind heran.

Zielstrebig marschiert Will Rambo über den dunklen, menschenleeren Strand. Er hat einen grünen Anglerkoffer bei sich und leuchtet mit einer starken Surefire-Taschenlampe in die jeweils gewünschte Richtung, obwohl er den Weg eigentlich kennt. Der Strahl der Taschenlampe ist grell genug, um einen Menschen für einige Sekunden zu blenden, ein Zeitraum, der im Notfall völlig ausreichend ist. Sand weht ihm ins Gesicht, scharrt an seiner getönten Brille und umwirbelt ihn wie der Tüllschleier eines Tanzmädchens.

Und der Sandsturm kam tosend und einem Tsunami gleich über Al Asad. Er verschluckte den Humvee mit ihm darin und auch den Himmel, die Sonne, ja die ganze Welt. Blut quoll durch Rogers Finger, die aussahen, wie mit hellroter Farbe angemalt. Der Sand peitschte und klebte an seinen blutenden Fingern, als er versuchte, seine Gedärme zurück in die Bauchhöhle zu schieben. Panik und Todesangst malten sich in seinem Gesicht, wie Will es noch nie bei einem Menschen erlebt hatte. Und er konnte nichts weiter tun, als seinem Freund zu versichern, dass alles gut werden würde, und ihm zu helfen, seine Gedärme festzuhalten.

Will hört Rogers angsterfüllte Schmerzensschreie, als die Möwen kreischend über den Strand segeln.

»Willi Will! Will!«

Die durchdringenden Schreie und das Dröhnen des Sandsturms. »Will! Will! Bitte hilf mir, Will!«

Einige Zeit später, nach einem Zwischenaufenthalt in Deutschland, ist Will in die USA und auf den Luftwaffenstützpunkt in Charleston zurückgekehrt. Anschließend ging es weiter nach Italien, allerdings nicht in die Gegend, wo er aufgewachsen ist. Immer wieder Aussetzer. Dann nach Rom, um seinen Vater zur Rede zu stellen. Die Zeit war reif dafür. Das mit Palmenmustern und Trompel'ceil-Gemälden ausgeschmückte Esszimmer des Hauses an der Piazza Navona, in dem er als Junge seine Sommerferien verbracht hat, war wie eine Szene aus einem Traum. Ein Glas Rotwein mit seinem Vater. Wein, so rot wie Blut. Dazu das lästige Stimmengewirr der Touristen, draußen vor dem offenen Fenster. Dumme Touristen, nicht mehr Grips im Kopf als Tauben, warfen Münzen in Berninis Fontana dei Quattri Fiumi und fotografierten einander vor dem unablässig plätschernden Wasser.

»Sie wünschen sich Dinge, die niemals in Erfüllung gehen. Und wenn doch, wäre es ein Pech für dich«, meinte er zu seinem Vater. Der aber verstand kein Wort, sondern starrte ihn nur an wie einen Außerirdischen.

Am Tisch unter dem Kronleuchter: Wills Gesicht, zurückgeworfen von dem venezianischen Spiegel an der gegenüberliegenden Wand. Wirklich Wills Gesicht, nicht das eines Außerirdischen, und sein Mund, der sich im Spiegel bewegte. Er hat seinem Vater erzählt, Roger habe als Held aus dem Irak zurückkehren wollen. Sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen, sagte Wills Mund: Roger kam tatsächlich als Held nach Hause, und zwar in einem billigen Sarg im Frachtraum eines Galaxy-Transportflugzeugs.

»Wir hatten weder Schutzbrillen noch kugelsichere Westen oder andere Schutzkleidung«, erklärte Will seinem Vater in Rom, in der Hoffnung auf Verständnis, allerdings wohl wissend, dass es vergebliche Liebesmüh war.

»Kein Mensch hat dich gezwungen, dich für einen Auslandseinsatz zu melden. Also spar dir das Genörgel.«

»Ich musste dir schreiben, um dich um Batterien für unsere Taschenlampen zu bitten. Und um Werkzeug, denn unsere Schraubenzieher sind alle abgebrochen. Sie haben uns nur mit billigem Mist ausgerüstet«, sagte Wills Mund im Spiegel. »Nur das Billigste vom Billigen. Von diesen Scheiß-Politikern ist doch einer so verlogen wie der andere.«

»Warum hast du mitgemacht?«

»Weil man es mir befohlen hat, du alter Schwachkopf!«

»Ich dulde nicht, dass du in diesem Haus so mit mir sprichst. Benimm dich gefälligst anständig. Nicht ich habe mich entschieden, in diesen faschistischen Krieg zu ziehen, sondern du. Also hör mit dem kindischen Gejammer auf. Hast du da drüben eigentlich gebetet?«

Als die Wand aus Sand sich ihnen entgegenstellte und Will nicht mehr die Hand vor Augen sehen konnte, hat er gebetet. Dann wurde der Humvee von der Wucht der Bombe am Straßenrand umgeworfen, er war geblendet, und es herrschte ein Dröhnen wie von den Turbinen einer Globemaster. Er hat gebetet. Mit Roger in den Armen hat er gebetet. Und als er Rogers Qualen nicht mehr ertragen konnte, hat er auch gebetet. Zum allerletzten Mal.

»Wenn wir beten, bitten wir eigentlich uns selbst - nicht Gott - um Hilfe. Wir bitten um göttliche

Rettung durch uns selbst», sagte Wills Mund im Spiegel zu seinem Vater in Rom. »Also habe ich es nicht nötig, zu einem Gott auf einem Thron zu beten. Ich bin Gottes Wille, weil ich nach meinem eigenen Willen lebe. Deinen Gott brauche ich nicht, weil ich Gottes Wille bin.«

»Hast du gleichzeitig mit deinen Zehen auch den Verstand verloren?«, fragte sein Vater in Rom, ein seltsamer Einwand in einem Raum, wo auf einer vergoldeten Konsole unter dem Spiegel, alle Zehen intakt, ein antiker steinerner Fuß stand. Will hat abgetrennte Füße gesehen, nachdem Selbstmordattentäter mitten in Menschenansammlungen hineingefahren waren. Also ist der Verlust einiger Zehen der Möglichkeit vorzuziehen, dass - bis auf einen Fuß - nichts von einem übrig bleibt.

»Das ist längst ausgeheilt. Aber du hast ja keine Ahnung«, sagte er zu seinem Vater in Rom. »In all den Monaten in Deutschland oder in Charleston hast du mich nie besucht. Du warst kein einziges Mal in Charleston. Ich war schon so oft hier in Rom, allerdings nicht deinetwegen, auch wenn du das nicht geglaubt hast. Heute ist eine Ausnahme, weil ich einen Plan habe. Eine Mission, verstehst du? Ich durfte überleben, damit ich andere von ihrem Leid erlösen kann. Du wirst das nie begreifen, weil du ein Egoist und ein Schmarotzer bist und dich nur für dein eigenes Wohlergehen interessierst. Schau dich doch nur an. Stinkreich, gleichgültig und kalt.«

Wills Körper stand vom Tisch auf. Er sah sich selbst dabei zu, wie er zum Spiegel und zu der vergoldeten Konsole hinüberging und nach dem antiken Steinfuß griff. Draußen plätscherte der Brunnen, und die Touristen redeten laut durcheinander.

Jetzt hat er einen Anglerkoffer bei sich. Die Kamera geschultert, marschiert er, getrieben von seiner Mission, den Strand von Hilton Head entlang. Nach einer Weile setzt er sich, öffnet den Anglerkoffer und nimmt einen Gefrierbeutel mit einem ganz besonderen Sand und einige Röhrchen heraus, die einen hellvioletten Klebstoff enthalten. Im Schein der Taschenlampe verteilt er den Klebstoff auf seinen Handflächen und steckt sie dann nacheinander in den Beutel mit dem Sand. Er hält die Hände in den Wind, sodass der Klebstoff rasch trocknet. Nun hat er Hände wie Schmirgelpapier. Anschließend fördert er weitere Röhrchen zutage und wiederholt die Prozedur, sorgfältig bis zu den Ballen seiner sieben Zehen, mit seinen nackten Fußsohlen. Die leeren Röhrchen und den restlichen Sand verstaut er wieder in seinem Koffer.

Durch die getönte Brille blickt er sich um und schaltet die Taschenlampe aus.

Sein Ziel ist das Schild mit der Aufschrift *Betreten verboten*, das am Strand steht. Dahinter führt ein langer Holzsteg zum eingezäunten Garten der Villa.

Der Parkplatz hinter Scarpettas Bürogebäude ist schon seit Eröffnung der Praxis ein Stein des Anstoßes, denn die Nachbarn haben gegen fast jeden ihrer Anträge bei der Baubehörde Beschwerde eingelegt. Den Sicherheitszaun hat sie zwar mit der Auflage, ihn mit immergrünen Pflanzen und Kletterrosen zu tarnen, durchsetzen können, doch die Beleuchtung hat man ihr nicht genehmigt. Deshalb ist es auf dem Parkplatz jetzt nachts viel zu dunkel.

»Bis jetzt sehe ich keinen Grund, warum wir ihm nicht eine Chance geben sollten. Wir könnten wirklich einen Mitarbeiter gebrauchen«, sagt Scarpetta.

Palmen flattern im Wind, und die Pflanzen am Zaun schwanken, als sie und Rose zu ihren Autos gehen.

»Ich habe niemanden, der mir im Garten hilft. Außerdem kann ich schließlich nicht allen meinen Mitmenschen misstrauen«, fügt sie hinzu.

»Lassen Sie sich nicht von Marino in etwas hineindrängen, das Sie später bereuen könnten«, warnt Rose.

»Dem traue ich zurzeit übrigens überhaupt nicht.«

»Sie müssen sich mit ihm zusammensetzen, und zwar nicht im Büro. Laden Sie ihn zu sich nach Hause ein und kochen Sie ihm etwas. Er will Ihnen nichts Böses.«

Inzwischen stehen sie vor Roses Volvo.

»Ihr Husten ist ja schlimmer geworden«, sagt Scarpetta. »Bleiben Sie morgen doch zu Hause.«

»Sie hätten es ihm besser nicht erzählen sollen. Warum haben Sie es eigentlich nicht für sich behalten?«

»Ich glaube, man konnte es an meinem Ring merken.«

»Aber Sie waren ihm keine Erklärung schuldig«, wendet Rose ein.

»Es wird langsam Zeit, dass Marino sich den Dingen stellt, denen er schon aus dem Weg geht, seit ich ihn kenne.«

Rose lehnt sich an ihr Auto, als müsse sie sich daran festhalten. Vielleicht tun ihr auch die Knie weh. »Dann hätten Sie es ihm viel früher sagen müssen. Weil Sie geschwiegen haben, hat er sich weiter Hoffnungen gemacht und sich immer mehr in sein Wunschdenken hineingesteigert. Wenn Sie versuchen, die Gefühle anderer Menschen unter den Teppich zu kehren, führt das nur dazu ...« Vor lauter Husten kann sie den Satz nicht beenden.

»Offenbar ist da wirklich eine Grippe im Anzug.« Scarpetta berührt Roses Wange mit dem Handrücken. »Sie sind ja ganz heiß.«

Rose nimmt ein Papiertaschentuch aus der Handtasche und tupft sich mit einem Seufzer die Augen ab. »Dieser Kerl! Ich kann es nicht fassen, dass Sie auch nur daran denken, ihn anzustellen.« Sie spielt auf

Bull an.

»Die Praxis wird immer größer. Ich brauche einen Assistenten im Autopsiesaal, und die Hoffnung, eine qualifizierte Kraft zu finden, habe ich längst aufgegeben.«

»Meiner Ansicht nach haben Sie sich auch keine allzu große Mühe gegeben und waren außerdem zu kritisch.« Der Volvo ist so alt, dass Rose die Tür noch mit dem Schlüssel öffnen muss. Als die Innenbeleuchtung angeht, sieht man ihr müdes, eingefallenes Gesicht. Sie steigt ein und zupft ihren Rock ordentlich über den Schenkeln zurecht.

»Die besten Assistenten kommen von Betattungsinstituten oder aus der Pathologie eines Krankenhauses«, erwidert Scarpetta, die Hand an der Autotür. »Und da das größte Bestattungsinstitut in dieser Gegend zufällig Henry Hollings gehört, der grundsätzlich die Medizinische Fakultät der University of South Carolina beauftragt, wenn in seinem Zuständigkeitsbereich eine Autopsie anfällt, wird er mir wohl schwerlich einen Mitarbeiter empfehlen. Unser hiesiger Leichenbeschauer wird den Teufel tun, um mir zu helfen.«

»Das behaupten Sie jetzt schon seit zwei Jahren. Ihr Verdacht ist völlig aus der Luft gegriffen.«

»Jedenfalls geht er mir aus dem Weg.«

»Genau das habe ich vorhin gemeint, als ich sagte, Sie würden Gefühle unter den Teppich kehren. Vielleicht sollten Sie einfach mal mit ihm reden«, schlägt Rose vor.

»Wer sagt mir, dass ich die Verwechslung meiner Geschäfts- und meiner Privatadresse im Internet nicht ihm zu verdanken habe?«

»Warum hätte er so lange damit warten sollen? Vorausgesetzt, dass er es überhaupt war.«

»Der Zeitpunkt war eben günstig. Wegen des zu Tode gefolterten kleinen Jungen haben die Nachrichten über mich berichtet. Außerdem haben die Zuständigen in Beaufort County nicht Hollings verständigt, sondern gleich mich mit der Autopsie beauftragt. Hinzu kommt, dass ich an den Ermittlungen im Fall Drew Martin beteiligt bin und gerade aus Rom zurück war. Also ein gefundenes Fressen für jemanden, der vorhat, die Handelskammer anzurufen und meine Praxis unter meiner Privatadresse eintragen zu lassen. Die betreffende Person hat sogar den Mitgliedsbeitrag bezahlt.«

»Hoffentlich wurde der Fehler inzwischen berichtigt. Der Name des Einzahlers müsste eigentlich bekannt sein.«

»Die Zahlung folgte per Verrechnungsscheck«, antwortet Scarpetta. »Ich habe nur erfahren, dass es eine Frau war. Zum Glück wurde alles wieder gestrichen, bevor sich die Information im ganzen Internet verbreiten konnte.«

»Der Leichenbeschauer ist aber keine Frau.«

»Das hat überhaupt nichts zu bedeuten. Sicher wollte er sich nicht selbst die Hände schmutzig machen.«

»Rufen Sie ihn doch an und fragen Sie ihn geradeheraus, ob er plant, Sie aus der Stadt zu vergraulen. Das wäre eines in einer ganzen Reihe von Gesprächen, die Sie meiner Ansicht nach führen sollten.

Angefangen bei Marino.« Als sie hustet, verlischt die Innenbeleuchtung des Volvo wie auf ein Stichwort.

»Er hätte nicht hierher ziehen sollen.« Scarpetta betrachtet die Rückseite des kleinen, einstöckigen unterkellerten Backsteingebäudes, das sie zu einem privatwirtschaftlich geführten Gerichtsmedizinischen Institut umgebaut hat. »Er hat sich in Florida pudelwohl gefühlt.« Bei diesen Worten fällt ihr Dr. Seif ein.

Rose reguliert die Klimaanlage und verstellt die Düsen so, dass ihr die kalte Luft ins Gesicht bläst. Dann atmet sie wieder tief durch.

»Ist auch wirklich alles in Ordnung? Oder soll ich hinter Ihnen herfahren?«, fragt Scarpetta. »Absolut überflüssig.«

»Was halten Sie davon, wenn wir uns morgen privat treffen? Ich koche uns etwas. *Prosciutto* mit Feigen und danach den Schweinebraten in Weinsauce, den Sie so mögen. Dazu einen guten toskanischen Wein. Und zum Schluss Ihren Lieblingsnachtisch: Ricottakäse mit Kaffeeccreme.«

»Vielen Dank, aber ich habe schon etwas vor.« Ein trauriger Tonfall schwingt in Roses Stimme mit.

Die dunklen Umrisse des Wasserturms ragen über die Südspitze der Insel - den sogenannten Zeh.

Hilton Head hat die Form eines Schuhs von der Art, wie Will sie häufig im Irak gesehen hat. Die weiß verputzte Villa, deren Besitzerin das Schild mit der Aufschrift *Betreten verboten* aufgestellt hat, ist mindestens fünfzehn Millionen Dollar wert. Die elektrisch gesteuerten Rollläden sind geschlossen. Vermutlich liegt die Frau auf dem Wohnzimmersofa und sieht sich wieder einmal einen Film auf der motorbetriebenen Leinwand an, die fast die ganze dem Meer zugewandte Glasfront einnimmt. Für Will, der von außen hineinblickt, sieht es aus, als liefe der Streifen seitenverkehrt ab. Er mustert die leerstehenden Nachbarhäuser. Dunkle Wolken hängen tief am Himmel. Der Wind fegt in heftigen Böen über den Strand.

Will folgt dem hölzernen Steg bis zu dem Tor, das die Außenwelt vom Garten trennt. Die ganze Zeit über bewegen sich die Filmbilder auf der riesigen Leinwand: ein Mann und eine Frau beim Vögeln. Als Will weitergeht, beschleunigt sich sein Puls. Seine Schritte sind auf den verwitterten Bohlen nicht zu hören. Auf dem Bildschirm zucken die Leiber der Schauspieler. Sie ficken in einem Lift. Der Ton ist so leise gestellt, dass Will das Poltern und Stöhnen kaum wahrnehmen kann, heftige Geräusche, wie immer, wenn es Leute in Hollywood-Filmen miteinander treiben. Will erreicht das hölzerne Tor, klettert darüber und bezieht seinen üblichen Posten an der Seite des Hauses.

Durch eine Ritze zwischen Fensterrahmen und Rollläden beobachtet er sie nun schon seit Monaten. Er hat zugehört, wie sie im Haus auf und ab rennt, weint und sich die Haare ausreißt. Nachts schläft sie nie. Offenbar fürchtet sie sich vor der Dunkelheit und auch vor Gewittern. Die ganze Nacht und bis in die frühen Morgenstunden hinein schaut sie sich Filme an. Die Filme laufen ununterbrochen, und wenn es regnet oder donnert, dreht sie die Lautstärke auf. Doch wenn die Sonne scheint, versteckt sie sich davor. Meistens schläft sie auf der schwarzen U-förmigen Ledercouch, wo sie auch nun wieder liegt, gestützt von Lederpolstern und unter einer Decke. Sie hebt die Fernbedienung und spult die DVD zu der Szene zurück, wo Glenn Close und Michael Douglas im Aufzug vögeln.

Die Häuser links und rechts sind hinter hohen Bambusstauden und Bäumen verborgen. Es ist niemand zu Hause. Sie stehen leer, weil ihre reichen Besitzer sie nicht vermieten und meistens durch Abwesenheit

glänzen. Viele Familien nutzen ihre teuren Strandhäuser ausschließlich während der großen Ferien. Sicher freut sie sich, keine Menschen um sich zu haben. Die Nachbarn haben sich den ganzen Winter nicht blicken lassen. Sie will allein sein, hat aber gleichzeitig eine Todesangst davor. Sie fürchtet sich vor Donner und Regen. Ihr graut vor wolkenlosem Himmel und Sonnenschein. Eigentlich möchte sie, ganz gleich unter welchen äußeren Bedingungen, am liebsten nirgendwo sein.

Deshalb bin ich hier.

Wieder spult sie die DVD zurück. Will kennt ihre Rituale. Tagein, tagaus liegt sie in demselben schmutzigen rosafarbenen Jogginganzug da, spult Filme hin und her und sieht sich ein ums andere Mal dieselben Szenen an, normalerweise Leute beim Vögeln.

Hin und wieder geht sie hinaus zum Pool, um eine zu rauchen und um ihren bedauernswerten Hund aus seinem Zwinger zu lassen. Nie macht sie hinter ihm sauber, sodass der Rasen nur so von angetrockneten Häufchen strotzt. Der mexikanische Gärtner, der alle zwei Wochen kommt, kümmert sich auch nicht um die Scheiße. Sie raucht und starrt in den Pool, während der Hund im Garten umherläuft und gelegentlich ein tiefes, kehliges Jaulen ausstößt.

»Guter Hund!«, ruft sie ihm dann zu. Oder »Böser Hund!«, was ein bisschen öfter vorkommt. »Sofort bei Fuß!« Dabei klatscht sie in die Hände.

Aber sie streichelt ihn nicht und sieht ihn kaum an. Ohne den Hund wäre ihr Leben unerträglich. Doch der Hund ahnt nichts davon. Wahrscheinlich erinnert er sich nicht an das, was geschehen ist, und hat es sicher auch damals nicht verstanden. Er kennt nur seinen Zwinger in der Waschküche, wo er schläft und dasitzt und jault. Sie achtet nicht auf sein Gekläffe, denn sie ist viel zu sehr damit beschäftigt, Wodka zu trinken, Tabletten zu schlucken und sich die Haare auszureißen. So geht es Tag um Tag um Tag.

Bald werde ich dich in den Armen halten und dich durch die innere Dunkelheit in ein höheres Reich tragen. Dann wirst du frei von der Körperlichkeit sein, die derzeit deine Hölle ist. Du wirst dich bei mir bedanken.

Darauf bedacht, von niemandem gesehen zu werden, verharret Will auf seinem Beobachtungsposten. Er schaut zu, wie sie vom Sofa aufsteht und betrunken zur Schiebetür torkelt, um eine rauchen zu gehen. Wie immer hat sie die Alarmanlage vergessen. Als die Sirene losgeht, zuckt sie zusammen, stößt einen Fluch aus und wankt zur Bedienungskonsole, um sie abzuschalten. Das Telefon läutet. Sie fährt sich mit den Fingern durch das schütterte dunkle Haar, antwortet etwas und knallt dann kreischend den Hörer hin. Will kauert sich tief hinter das Gebüsch und rührt sich nicht. Kurz darauf trifft die Polizei ein: zwei Beamte in einem Streifenwagen des Sheriffs von Beaufort County. Unbemerkt verfolgt Will, wie die Polizisten auf der Veranda stehen bleiben. Da sie sie kennen, sparen sie sich die Mühe, ins Haus zu gehen. Wieder einmal hat sie ihr Passwort vergessen, und deshalb hat die Sicherheitsfirma - ebenfalls wieder einmal - die Polizei verständigt.

»Ma'am, ich würde Ihnen sowieso davon abraten, den Namen Ihres Hundes als Passwort zu nehmen«, erklärt einer der Polizisten ihr zum wohl hundertsten Mal. »Denken Sie sich besser ein anderes aus. Der Name des Haustiers ist doch das Erste, was ein Einbrecher ausprobiert.«

»Wenn ich schon den Namen von meinem dämlichen Köter vergesse«, lallt sie, »wie soll ich mir dann ein anderes Wort merken? Ich weiß nur, dass der Hundename auch das Passwort ist. Ach, verdammt,

Buttermilk. Da habe ich ihn wieder!«

»Schon gut, Ma'am. Sie sollten das Passwort trotzdem ändern. Wie ich schon sagte, ist der Name eines Haustiers nicht unbedingt geeignet. Es muss doch etwas geben, das Sie behalten können. In dieser Gegend finden ziemlich häufig Einbrüche statt, insbesondere um diese Jahreszeit, wenn so viele Häuser leer stehen.«

»Ich kann mir aber nichts anderes merken.« Sie bringt kaum ein verständliches Wort heraus. »Wenn das Ding losgeht, ist mein Gehirn wie leergefegt.«

»Sind Sie sicher, dass wir Sie allein lassen können? Oder sollen wir jemanden anrufen?«

»Ich habe niemanden mehr.«

Schließlich fahren die Polizisten davon. Will kriecht aus seinem Versteck und beobachtet durch ein Fenster, wie sie die Alarmanlage aktiviert. *Eins, zwei, drei, vier*. Immer derselbe Code, der einzige, den sie nicht vergisst. Dann sieht er sie auf der Couch sitzen. Sie weint wieder und schenkt sich ein neues Glas Wodka ein. Der Zeitpunkt passt nicht mehr. Er folgt dem Steg zurück zum Strand.

Am nächsten Morgen, acht Uhr Pazifik-Sommerzeit: Lucy stoppt den Wagen vor dem Stanford-Krebszentrum.

Wenn sie ihre Citation X nach San Francisco fliegt und sich für die einstündige Fahrt zu ihrem Neuroendokrinologen einen Ferrari mietet, fühlt sie sich genauso überlegen wie zu Hause. Die enge Jeans und das auf Figur geschnittene T-Shirt betonen ihren durchtrainierten Körper, was sie mit derselben Lebendigkeit erfüllt, die sie auch zu Hause empfindet. Die schwarzen Stiefel aus Krokodilleder und die Titanuhr von Breitling mit ihrem grellorangefarbenen Zifferblatt sagen ihr, dass sie noch immer die furchtlose und zu Hochleistungen fähige Lucy ist - so als wäre alles mit ihr in bester Ordnung.

Sie fährt das Fenster des roten F430 Spider herunter. »Könnten Sie den Wagen bitte parken?«, wendet sie sich an den in Grau gewandeten Parkwächter, der sich ihr vom Eingang des modernen Gebäudes aus Glas und Backstein her mit argwöhnischem Blick nähert. Sie kennt ihn nicht. Offenbar ein Neuer. »Er hat eine Formel-1-Schaltung. Bedienpaddel am Lenker. Rechts schaltet man hoch, links runter, mit beiden gleichzeitig in den Leerlauf. Der Knopf da ist für den Rückwärtsgang.« Sie bemerkt seinen ängstlichen Blick. »Gut, ich gebe zu, dass es ein bisschen kompliziert ist«, meint sie, weil sie ihn nicht demütigen will.

Er ist ein älterer Mann, vermutlich ein Rentner, der aus lauter Langeweile als Parkwächter im Krankenhaus arbeitet. Vielleicht hat er ja auch einen Krebspatienten in der Familie. Jedenfalls steht fest, dass er vermutlich noch nie einen Ferrari aus der Nähe gesehen, geschweige denn einen gefahren hat, denn er beäugt das Fahrzeug, als wäre es ein UFO. Anscheinend lässt er lieber die Finger davon, was auch gut so ist, wenn er nicht mit einem Auto umgehen kann, das mehr gekostet hat als so manches Eigenheim.

»Lieber nicht«, sagt der Parkwächter und beäugt fasziniert die Lederausstattung und den roten Startknopf auf dem Lenkrad aus Kohlefasern. Dann geht er hinten um den Wagen herum und mustert kopfschüttelnd den durch die gläserne Haube sichtbaren Motor. »Ein tolles Auto. Wenn Sie mit offenem Verdeck so richtig Gas geben, werden Sie in dieser schnellen Kiste sicher ordentlich durchgepustet«, fügt er hinzu. »Ein Superschlitten, ich muss schon sagen. Am besten parken Sie gleich da drüben.« Er zeigt ihr die Stelle. »Der beste Parkplatz, den wir haben. Wirklich ein Superschlitten.« Noch ein Kopfschütteln.

Lucy parkt und schnappt sich ihren Aktenkoffer und die beiden großen Umschläge mit den Magnetresonanzenfilmen, auf die das schrecklichste Geheimnis ihres Lebens gebannt ist. Nachdem sie den Autoschlüssel eingesteckt hat, drückt sie dem Parkwächter einen Hundertdollarschein in die Hand. »Beschützen Sie ihn mit Ihrem Leben«, meint sie verschwörerisch und zwinkert ihm zu.

Das Krebszentrum ist ein harmonisch gestalteter Krankenhauskomplex, lichtdurchflutet, mit großen Fensterfronten und riesigen gebohnerten Parkettflächen. Die Mitarbeiter hier, viele von ihnen Freiwillige, benehmen sich ausgesprochen höflich. Bei Lucys letztem Termin hier saß eine Harfenistin auf dem Flur und zupfte anmutig *Time After Time*. Heute Nachmittag spielt dieselbe Dame *What a Wonderful World*. Ein schlechter Scherz! Als Lucy, die Baseballkappe tief in die Stirn gezogen und ohne jemanden anzusehen, rasch weitergeht, wird ihr klar, dass es wohl auf der ganzen Welt kein Lied gibt, das in ihr derzeit keine zynischen oder depressiven Gefühle auslösen würde.

Die verschiedenen Abteilungen sind offen angelegt und in aufeinander abgestimmten Erdtönen gestaltet. An den Wänden hängen keine Gemälde, sondern Flachbildschirme, die beruhigende Naturszenen zeigen: Bergwiesen, Herbstlaub, verschneite Wälder, riesige Redwoods und die roten Felsen von Sedona. Dazu erklingen sanftes Bachgeplätscher, Regengeprassel, Vogelgezwitscher und leises Windrauschen. Auf den Tischen stehen Blumentöpfe mit echten Orchideen. Die Beleuchtung ist dezent. Die Wartezonen sind niemals überfüllt. Als Lucy die Anmeldung von Abteilung C erreicht, ist die einzige andere Patientin eine Frau, die eine Perücke trägt und *Glamour* liest.

Mit gedämpfter Stimme teilt Lucy dem Mann hinter dem Empfangstresen mit, dass sie einen Termin mit Dr. Nathan Day - oder Nate, wie sie ihn nennt - hat.

»Ihr Name bitte?« Ein Lächeln.

Leise nennt Lucy ihr Alias, worauf der Mann etwas in seinen Computer eintippt, wieder lächelt und zum Telefon greift. Keine Minute später öffnet Nate die Tür und winkt Lucy herein. Wie immer umarmt er sie. »Schön, dich zu sehen. Du siehst spitze aus.« Auf dem Weg zu seinem Büro redet er weiter.

Das Büro ist kleiner, als man es bei einem in Harvard ausgebildeten Neuroendokrinologen, der als einer der besten seines Fachs gilt, vermuten würde. Auf seinem vollgestellten Schreibtisch steht ein Computer mit einem großen Monitor. Die Bücherregale quellen über, und an den Wänden hängen Leuchtkästen, wo eigentlich die Fenster hingehören. Außerdem befinden sich in dem Raum noch ein Sofa und ein Stuhl. Lucy reicht Nate die mitgebrachten Unterlagen.

»Die Laborergebnisse«, erläutert sie. »Die Aufnahme, die du dir beim letzten Mal angesehen hast. Und dazu die allerneueste.«

Er lässt sich hinter dem Schreibtisch nieder, sie nimmt auf dem Sofa Platz. »Wann?« Er öffnet den Umschlag und liest ihre Akte, von der kein Wort elektronisch gespeichert ist. Die Papiere bewahrt er in seinem Privatsafe auf, nur zuzuordnen durch eine Codenummer. Ihr Name wird nirgendwo erwähnt.

»Der Bluttest wurde vor zwei Wochen durchgeführt, die Tomographie vor einem Monat. Meine Tante hat es sich angeschaut und war recht zufrieden. Allerdings muss man dabei dem Rechnung tragen, was sie in ihrem Beruf sonst so zu Gesicht kriegt«, erwidert Lucy.

»Also bist du ihrer Ansicht nach noch nicht tot. Was für eine Erleichterung. Wie geht es Kay?«

»Charleston gefällt ihr, aber ich bin nicht sicher, ob sie dort so gut ankommt. Ich finde es in Ordnung ... tja, Orte mit miserablen Ausgangsbedingungen wirken auf mich immer wie ein Ansporn.«

»Was für die meisten Orte zutrifft.«

»Schon gut: Lucy, die Spinnerin. Ich hoffe, das Ganze bleibt weiterhin vertraulich. Doch ich gehe davon aus, denn als ich dem Typen am Empfang meinen falschen Namen genannt habe, hat er nicht mit der Wimper gezuckt. Ganz gleich, ob jetzt die Demokraten im Senat die Mehrheit haben - der Datenschutz hierzulande ist ein Witz.«

»Lass uns lieber nicht über Politik reden.« Er studiert ihren Laborbericht. »Weißt du, wie viele meiner Patienten die Behandlung am liebsten aus eigener Tasche bezahlen würden, nur damit ihr Name nicht in

irgendwelchen Datenbanken landet?«

»Eine berechtigte Sorge. Denn ich würde wahrscheinlich nicht mehr als fünf Minuten brauchen, um mich in deinen Computer einzuhacken. Beim FBI dauert es vermutlich eher eine Stunde, aber die haben sich sicher ohnehin schon Zugang zu eurem System verschafft. Ganz im Gegensatz zu mir, weil ich es ablehne, ohne triftigen Grund die Bürgerrechte anderer Menschen zu verletzen.«

»Das behaupten die auch.«

»Alles Lügner und Dummköpfe. Vor allem beim FBI.«

»Offenbar steht das FBI noch immer ganz oben auf deiner Hass-Liste.«

»Schließlich hat es mich unter einem fadenscheinigen Vorwand rausgeworfen.«

»Allein die Vorstellung, dass man gegen das Heimatschutzgesetz verstößt und dafür auch noch bezahlt wird. Wenn es auch kein Vermögen ist. Mit welchen Computeranwendungen verdienst du dich denn inzwischen dumm und dämlich?«

»Datenmodelle. Das sind neurale Netzwerke, die Daten aufnehmen und im Grunde genommen eine Intelligenzleistung erbringen wie das menschliche Gehirn. Außerdem bastle ich an einem DNA-Projekt, das sich als interessant erweisen könnte.«

»THS ausgezeichnet«, meint er. »Freie T-vier prima. Das heißt, dass dein Stoffwechsel funktioniert. Doch das sehe ich auch ohne Laborbericht. Du hast seit unserem letzten Treffen ein wenig abgenommen.«

»Etwa zweieinhalb Kilo.«

»Und offenbar hast du Muskelmasse zugelegt. Also sind es insgesamt vermutlich eher fünf Kilo Fett und Wasser.«

»Gut ausgedrückt.«

»Wie oft treibst du Sport?«

»Unverändert.«

»Das werde ich mal als *notwendig* vermerken, auch wenn du es wahrscheinlich übertreibst. Die Leberwerte sind auch in Ordnung, also runter auf 2,4. Was ist mit der Periode?«

»Normal.«

»Und auch keine weiße, klare oder milchige Absonderung aus den Brustwarzen? Nicht dass ich bei einem so niedrigen Prolactinspiegel damit rechnen würde.«

»Nein. Keine falschen Hoffnungen: Ich lasse dich nicht nachschauen.«

Grinsend macht er sich weitere Aufzeichnungen.

»Leider sind meine Brüste auch kleiner geworden.«

»Viele Frauen würden für deine Oberweite viel Geld bezahlen. Sie tun es sogar«, entgegnet er.

»Sie sind aber nicht zu verkaufen. Inzwischen will sie auch niemand mehr geschenkt.«

»Ich weiß, dass das nicht stimmt.«

Lucy ist es nicht mehr peinlich, über all diese Themen mit ihm zu sprechen. Anfangs war das anders, und sie hat es als schreckliche Demütigung empfunden, dass ein gutartiges Macroadenoma - ein Gehirntumor also - eine Überproduktion des Hormons Prolactin ausgelöst und ihrem Körper eine Schwangerschaft vorgegaukelt hat. Ihre Periode blieb aus. Sie hat zugenommen. Sie litt zwar noch nicht an Milchabsonderung, doch ohne Diagnose wäre es sicher bald so weit gewesen.

»Offenbar hast du zurzeit keine Beziehung.« Er nimmt die MR-Filme aus den Umschlägen und schiebt sie in die Leuchtkästen.

»Nein.«

»Wie steht es um deine Libido?« Er dämpft das Licht und schaltet die Leuchtkästen ein, sodass die Aufnahmen von Lucys Gehirn sichtbar werden. »Dostinex wird nämlich auch als Sex-Droge bezeichnet.«

Lucy rückt näher heran und mustert die Aufnahmen. »Gib dir keine Mühe. Ich lege mich nicht unters Messer, Nate.«

Bedrückt starrt sie auf die rechteckig geformte, heller eingefärbte kritische Stelle am unteren Rand des Hypothalamus. Wie immer, wenn Lucy diese Aufnahmen betrachtet, glaubt sie, dass hier ein Irrtum vorliegen muss. Das kann doch unmöglich ihr Gehirn sein! Ein junges Gehirn, wie Nate sagt. Anatomisch gesehen ein tolles Gehirn, wenn da nicht dieser kleine Fehler wäre, ein Tumor, etwa halb so groß wie ein Penny.

»Mir ist es egal, was in den Fachzeitschriften steht. Niemand schnippelt an meinem Gehirn herum. Wie sieht es aus? Bitte sag, dass alles gut ist«, fleht sie.

Nate vergleicht die ältere Aufnahme mit der neuen. »Kein dramatischer Unterschied. Immer noch zwischen sieben und acht Millimetern. Nichts oberhalb der Hirnanhangdrüse. Eine kleine Wanderung vom Stamm der Hirnanhangdrüse aus betrachtet nach rechts.« Er deutet mit einem Stift. »Sehnerven frei.« Wieder zeigt er. »Das ist ausgezeichnet.« Er legt den Stift weg, legt beide Zeigefinger aneinander und bewegt sie auf ihre Augen zu, um ihr peripheres Gesichtsfeld zu testen. »Ausgezeichnet«, meint er wieder. »Also fast wie immer. Das Geschwür wächst nicht.«

»Es wird aber auch nicht kleiner.«

»Setz dich.«

Sie lässt sich auf der Sofakante nieder. »Kurz und gut«, beginnt sie. »Das Ding ist immer noch da. Durch das Medikament ist es weder ausgetrocknet noch abgestorben, und das wird auch nie passieren, richtig?«

»Aber es wächst nicht«, wiederholt er. »Dank der Medikamente ist es sogar ein wenig geschrumpft und im Wachstum gestoppt worden. Gut. Also zu den Möglichkeiten. Was willst du tun? Ich muss hinzufügen, dass Dostinex und seine Nachahmerpräparate möglicherweise zu Schäden an den Herzklappen führen können, auch wenn ich nicht sicher bin, ob du dir dahingehend Sorgen machen musst. Die Studien wurden mit Parkinson-Patienten durchgeführt. Da du nur eine geringe Dosis einnimmst, müsstest du eigentlich im grünen Bereich sein. Das größere Problem ist, dass ich dir ein Dutzend Rezepte ausstellen könnte, ohne dass du hierzulande auch nur eine einzige Tablette dafür bekommst.«

»Es wird in Italien produziert. Dr. Maroni hat mir zugesichert, es dort für mich zu besorgen.«

»Gut. Aber ich möchte, dass du alle sechs Monate ein EKG anfertigen lässt.«

Das Telefon läutet. Nate drückt auf einen Knopf, lauscht kurz und meint zu dem Anrufer: »Danke. Wenn die Sache aus dem Ruder läuft, verständigen Sie den Sicherheitsdienst. Und sorgen Sie dafür, dass niemand das Ding anfasst.« Er legt auf. »Offenbar ist jemand mit einem roten Ferrari vorgefahren, der ziemlich viel Aufsehen erregt«, erklärt er Lucy.

»Ironie des Schicksals.« Sie steht vom Sofa auf. »Alles ist eine Frage der Betrachtungsweise.«

»Wenn du die Kiste nicht mehr willst, nehme ich sie gern.«

»Das ist es nicht. Es fühlt sich nur eben so anders an. Nicht unbedingt schlecht, einfach nur anders.«

»Das liegt an deiner Krankheit. Du lehnt sie ab. Aber weil sie zu deinem bisherigen Leben hinzugekommen ist, verändert sie deinen Blick auf die Dinge.« Er begleitet sie zur Tür. »Das sehe ich tagtäglich hier.«

»Schon gut.«

»Du schlägst dich tapfer.« An der Tür zum Wartebereich bleibt er stehen. Niemand ist da, der sie hören könnte. Nur der Mann hinter dem Empfangstresen, der ständig lächelt und schon wieder am Telefon hängt. »Angesichts des Behandlungserfolgs würde ich dich unter die besten zehn Prozent meiner Patienten einstufen.«

»Die obersten zehn Prozent. Ich glaube, das ist eine Zwei plus. Wenn ich mich recht entsinne, habe ich mit einer Eins angefangen.«

»Nein, hast du nicht. Wahrscheinlich bist du schon eine Ewigkeit mit diesem Ding herumgelaufen und hast es erst bemerkt, als die ersten Symptome einsetzten. Hast du mit Rose gesprochen?«

»Sie weigert sich, sich damit auseinanderzusetzen. Obwohl ich mir Mühe geben, ihr deshalb nicht böse zu sein, fällt es mir ziemlich schwer. Es ist nicht fair, vor allem nicht meiner Tante gegenüber.«

»Lass dich nicht von Rose abwimmeln, denn das versucht sie, und zwar aus genau dem Grund, den du gerade genannt hast: Sie will es nicht wahrhaben.« Er steckt die Hände in die Taschen seines Kittels. »Sie braucht dich. Mit jemand anderem wird sie ganz sicher nicht darüber reden.«

Vor dem Krebszentrum umrundet eine magere Frau mit einem Kopftuch auf dem kahlen Schädel, ihre beiden kleinen Jungen im Schlepptau, den Ferrari. Der Parkwächter hastet Lucy entgegen.

»Sie sind nicht zu nah rangegangen. Ich habe aufgepasst. Niemand hat das Auto angefasst«, flüstert er in eindringlichem Ton.

Lucy betrachtet die beiden Jungen und ihre kranke Mutter, steuert auf ihr Auto zu und entriegelt es per Fernbedienung. Die kleine Familie weicht mit ängstlichen Mienen zurück. Die Frau sieht alt aus, ist aber wahrscheinlich höchstens fünfunddreißig.

»Entschuldigen Sie«, meint sie zu Lucy. »Die beiden sind ganz begeistert. Sie haben nichts angefasst.«

»Wie schnell fährt er denn?«, fragt der ältere Junge, ein etwa zwölfjähriger Rotschopf.

»Schauen wir mal. Vierhundertneunzig PS, Sechsganggetriebe, 4,3-Liter-V8-Motor, achttausendfünfhundert Umdrehungen pro Minute, Kohlefaserspoiler. Von null auf hundert in knapp vier Sekunden. Etwas über dreihundert Sachen schnell, würde ich sagen.«

»Das gibt's nicht!«

»Hast du schon mal so ein Auto gefahren?«, fragt Lucy. »Ich habe noch nie eins gesehen.«

»Und du?«, wendet sich Lucy an seinen ebenfalls rothaarigen Bruder, der acht oder neun Jahre alt ist.

»Nein, Ma'am«, antwortet er schüchtern.

Als Lucy die Fahrertür öffnet, recken die beiden Rotschöpfe neugierig die Hälse und schnappen gleichzeitig nach Luft.

»Wie heißt du?«, fragt sie den älteren Jungen.

»Fred.«

»Setz dich ans Steuer, Fred. Dann zeige ich dir, wie man die Kiste anlässt.«

»Das brauchen Sie nicht«, sagt die Mutter. Sie sieht aus, als würde sie jeden Moment in Tränen ausbrechen. »Mach ja nichts kaputt, Schatz.«

»Ich heiße Johnny«, mischt sich der kleine Bruder ein.

»Du bist als Nächster dran«, erwidert Lucy. »Stell dich hier neben mich und pass gut auf.«

Lucy schaltet die Zündung ein und vergewissert sich, dass der Ferrari im Leerlauf ist. Dann nimmt sie Freds Finger und legt ihn auf den roten Startknopf am Lenkrad. Sie lässt die Hand los. »Drück ihn ein paar Sekunden und gib Gas.« Der Ferrari springt mit einem Dröhnen an.

Lucy fährt mit beiden Jungen eine Runde über den Parkplatz, während die Mutter ganz allein dasteht, lächelt, winkt und sich die Tränen abwischt.

Benton sitzt an seinem Bürotelefon im Labor für kognitive Neurologie des McLean Hospital und zeichnet das Gespräch mit Gladys Self auf Band auf. Wie bei ihrer berühmten Tochter passt der Name Self auch auf sie ausgezeichnet.

»Sicher fragen Sie sich, warum meine reiche Tochter mir keine hübsche Villa in Boca kauft«, sagt Mrs. Self gerade. »Tja, Sir, ich habe keine Lust auf Boca oder Palm Beach, sondern wohne lieber hier in Hollywood, Florida, und zwar in einem kleinen, heruntergekommenen Apartment mit Meerblick direkt an der Strandpromenade.«

»Und aus welchem Grund?«

»Um es ihr heimzuzahlen. Denken Sie nur, welchen Eindruck es machen wird, wenn man mich eines Tages tot in dieser Bruchbude auffindet. Ihre Einschaltquoten kann sie dann wohl vergessen.« Mrs. Self kichert hämisch in sich hinein.

»Offenbar fällt es Ihnen schwer, etwas Nettes über sie zu sagen«, sagt Benton. »Allerdings brauchte ich einige Minuten Lob, Mrs. Self. Außerdem noch neutrale und zu guter Letzt ein paar kritische Äußerungen.«

»Weshalb macht sie überhaupt bei so etwas mit?«

»Das habe ich Ihnen doch schon zu Anfang dieses Telefonats erklärt. Sie hat sich freiwillig als Teilnehmerin an einem Forschungsprojekt gemeldet, das ich leite.«

»Meine Tochter würde sich nie im Leben freiwillig zu etwas melden, wenn sie sich keine Vorteile davon verspricht. Solange ich sie kenne, hat sie niemals einen Finger krumm gemacht, um anderen zu helfen. Schwachsinn! Ein Notfall in der Familie, da lachen ja die Hühner! Ihr Glück, dass ich keine Lust hatte, der ganzen Welt über CNN mitzuteilen, was für eine Lügnerin sie ist. Lassen Sie mich mal sehen, ob ich mit meinen Vermutungen richtigliege. Hinweis Nummer eins: Sie sind Polizeipsychologe. Wie heißt das Krankenhaus noch mal? McLean? Ja, richtig. Ein Laden für Reiche und Prominente. Genau das Richtige für sie, wenn sie einen Grund hätte, ins Krankenhaus zu müssen. Und ich kenne da einen sehr guten. Wollen Sie raten? Sie ist Patientin. Bingo! Mehr steckt nicht dahinter.«

»Wie ich schon sagte, nimmt sie an meiner Studie teil.« *Verdammt*, er hat Dr. Seif ausdrücklich davor gewarnt, ihre Mutter könne zu dem Schluss kommen, dass sie Patientin ist, wenn er sie wegen der Bandaufnahme anruft. »Ich darf nicht über Einzelheiten sprechen, also weder verraten, wo sie ist, noch, was sie tut oder warum. Informationen, die mit unserer Studie oder den Probanden zusammenhängen, kann ich nicht preisgeben.«

»Verschonen Sie mich mit Ihren Ausreden, junger Mann! Das ist doch so klar wie Kloßbrühe. Ein Forschungsprojekt, ja, da gehört sie hin. Welcher normale Mensch würde sich auch vor laufender Kamera so zum Narren machen wie sie? Sie stochert in den Köpfen anderer Menschen herum und stellt sie öffentlich bloß. So wie bei dieser Tennisspielerin, die vor kurzem ermordet wurde. Wenn Marilyn da nicht irgendwie mitgemischt hat, fresse ich einen Besen. Schließlich hat sie die Kleine in ihre Fernsehsendung eingeladen und alle möglichen vertraulichen Dinge aus ihr herausgepresst, sodass die ganze Welt davon erfahren hat. Es war ja so peinlich! Ich begreife nicht, wie die Familie des Mädchens das zulassen konnte.«

Benton hat eine Aufzeichnung der Sendung gesehen. Mrs. Self hat recht. Die Fragen gingen viel zu sehr ins Detail und haben Drews Privatleben in einer Weise öffentlich gemacht, dass es geradezu zum Allgemeingut geworden ist. Die idealen Voraussetzungen also, um zudringliche Zeitgenossen anzulocken. So könnte der Täter jedenfalls auf sein Opfer aufmerksam geworden sein. Obwohl Benton mit seinem

Anruf eigentlich einen anderen Zweck verfolgt, kann er sich die nächste Frage nicht verkneifen. »Wie hat es Ihre Tochter eigentlich geschafft, Drew Martin in ihre Show einzuladen? Kannten sie sich von früher?«

»Marilyn kann sich ihre Gäste selbst aussuchen. Wenn sie mich anruft, was selten vorkommt, prahlt sie nur dauernd damit, wie viele Prominente sie kennt. Bei ihr hört es sich so an, als hätten diese Leute ein Riesenglück, von ihr überhaupt wahrgenommen zu werden, nicht umgekehrt.«

»Ich habe den Eindruck, dass Sie sie nicht häufig sehen.«

»Glauben Sie allen Ernstes, sie würde sich die Mühe machen, ihre eigene Mutter zu besuchen?«

»Sie kann doch nicht völlig gefühllos sein.«

»Als kleines Mädchen war sie manchmal wirklich reizend, auch wenn das heute nur noch schwer zu glauben ist. Aber mit sechzehn geriet sie völlig außer Rand und Band. Sie ist mit irgendeinem Kerl durchgebrannt, und der hat ihr das Herz gebrochen. Als sie danach wieder nach Hause kam, war es die Hölle auf Erden. Hat sie Ihnen davon erzählt?«

»Nein, hat sie nicht.«

»Kann ich mir denken. Über den Selbstmord ihres Vaters und darüber, was für eine Hexe ich bin, kann sie reden ohne Punkt und Komma. Aber sie selbst macht niemals einen Fehler. Schuld sind immer die anderen. Sie würden sich wundern, wie viele Menschen sie schon aus ihrem Leben verbannt hat, und zwar einzig und allein aus dem Grund, weil sie ihr lästig wurden oder Dinge über sie hätten ausplaudern können, die sie lieber geheim halten will. Darauf steht bei ihr nämlich die Todesstrafe.«

»Das meinen Sie doch sicher nicht wörtlich.«

»Kommt auf Ihre Definition an.«

»Lassen Sie uns mit ihren positiven Eigenschaften anfangen.«

»Hat Sie Ihnen gesagt, dass sie jeden Menschen in ihrem Umfeld ein Schweigeabkommen unterschreiben lässt?«

»Auch Sie?«

»Wollen Sie wissen, warum ich wirklich in so einem Loch wohne? Weil ich mir ihre sogenannte Großzügigkeit nicht leisten kann. Ich lebe von einer staatlichen Rente und einer betrieblichen Altersvorsorge, denn ich bin immer berufstätig gewesen. Marilyn hat nie auch nur einen Finger für mich krumm gemacht und besaß dann auch noch die Frechheit, von mir zu verlangen, dass ich ein Schweigeabkommen unterzeichne. Sie hat gedroht, ich wäre sonst ganz auf mich allein gestellt, wenn ich im Alter schwer krank werden sollte. Ich habe nicht unterschrieben. Ich rede trotzdem nicht über sie, obwohl ich eine ganze Menge zu sagen hätte.«

»Aber Sie sprechen jetzt mit mir.«

»Tja, das hat sie doch von mir verlangt. Sie hat Ihnen meine Nummer gegeben, weil sie offenbar etwas im Schilde führt und es ihr gerade in den Kram passt, wenn ich Ihre Fragen beantworte. Außerdem bin ich

ihre Achillesferse. Sie kann der Versuchung nicht widerstehen, zu erfahren, was ich Ihnen so alles erzähle. Denn sie wird das nur als Bestätigung sehen.«

»Ich möchte, dass Sie es wenigstens versuchen«, beginnt Benton.

»Stellen Sie sich vor, Sie würden ihr mitteilen, was Sie an ihr mögen. Da muss es doch etwas geben. Zum Beispiel, dass Sie sie immer für ihre Intelligenz bewundert haben. Oder dass Sie stolz auf ihren Erfolg sind.«

»Auch wenn es nicht stimmt?«

»Falls Sie nichts Positives zu sagen haben, müssen wir das Ganze leider abblasen.« Er hätte nichts dagegen.

»Keine Sorge. Ich kann genauso gut lügen wie sie.«

»Anschließend käme das Negative. Zum Beispiel: *Ich würde mir wünschen, dass du großzügiger wärst. Oder weniger arrogant.* Was Ihnen eben so einfällt.«

»Ein Kinderspiel.«

»Und zu guter Letzt sind die neutralen Äußerungen dran. Das Wetter. Einkäufe. Wie Sie Ihre Zeit verbringen. Und so weiter.«

»Trauen Sie ihr nicht. Sie wird Ihnen etwas vorspielen und Ihre Studie vermasseln.«

»Das Gehirn kann nicht lügen, nicht einmal ihres«, erwidert Benton.

Eine Stunde später liegt Dr. Seif - in einem schimmernden roten Seidenpyjama, barfuß und in die Kissen gelehnt - auf ihrem Bett.

»Ich verstehe, warum Sie das für überflüssig halten«, sagt Benton und blättert die Seiten des hellblauen *Standardisierten Klinischen Diagnosegesprächs für Patienten mit DSM-IV-Achse-I-Störung (SCID)* um.

»Brauchen Sie wirklich eine Vorlage, Benton?«

»Aus Gründen der Vereinheitlichung gehen wir in dieser Studie streng nach SCID-Standard vor. Und zwar Punkt für Punkt. Offensichtlich überflüssige Fragen wie die nach Ihrem Beruf werde ich mir sparen.«

»Ich will Ihnen helfen«, antwortet sie. »Ich war nie Patientin in einer psychiatrischen Klinik, nehme keine Medikamente, trinke nicht zu viel und schlafe für gewöhnlich fünf Stunden pro Nacht. Wie viele Stunden schläft Kay?«

»Haben Sie in letzter Zeit stark zu- oder abgenommen?«

»Ich achte sorgfältig auf mein Gewicht. Wie viel wiegt Kay inzwischen? Isst Sie zu viel, wenn sie einsam oder niedergeschlagen ist? In den Südstaaten ernähren sich die Leute doch hauptsächlich von Frittiertem.«

Benton blättert weiter. »Irgendwelche seltsamen Empfindungen im Körper oder auf der Haut?«

»Hängt davon ab, in wessen Gesellschaft ich bin.«

»Riechen oder schmecken Sie manchmal Dinge, die andere Menschen nicht wahrnehmen?«

»Ich bin in vielerlei Hinsicht anders als andere.«

Benton blickt auf. »Ich glaube, Sie sollten besser nicht an der Studie teilnehmen, Dr. Seif. So bringt uns das nicht weiter.«

»Darüber steht Ihnen kein Urteil zu.«

»Halten Sie Ihr Verhalten etwa für konstruktiv?«

»Sie haben mich noch nicht nach Stimmungsschwankungen oder Angstattacken gefragt.«

»Hatten Sie jemals welche?«

»Schweißausbrüche, Zittern, Schwindel, Herzrasen, Todesangst?« Sie betrachtet ihn so nachdenklich, als wäre *er* der Patient. »Was hat meine Mutter bei der Bandaufzeichnung zu Ihnen gesagt?«

»Was war bei Ihrer Ankunft?«, hakt er nach. »Sie schienen wegen der E-Mail ziemlich in Panik zu sein. Damit meine ich die, die Sie gegenüber Dr. Maroni erwähnt haben. Seitdem haben Sie kein Wort mehr darüber verloren.«

»Stellen Sie sich nur vor, Ihre kleine Assistentin wollte diese SCID-Befragung mit mir durchführen!« Sie schmunzelt. »Ich bin Psychiaterin. Das wäre, als ob eine Anfängerin Drew Martin zu einem Tennisturnier herausgefordert hätte.«

»Was empfinden Sie, wenn Sie an Drews Schicksal denken?«, erkundigt er sich. »In den Nachrichten kam, dass sie in Ihrer Sendung aufgetreten ist. Einige meinen, der Mörder könnte dadurch auf sie aufmerksam geworden ...«

»Als ob das ihr erster Fernsehauftritt gewesen wäre. Außerdem lade ich so viele Menschen in meine Sendung ein.«

»Damit meinte ich die Öffentlichkeitswirksamkeit, nicht nur den Auftritt in Ihrer Show.«

»Diese Sendereihe wird mir wahrscheinlich einen weiteren Emmy einbringen. Falls dieses Ereignis ...«

»Falls was?«

»Es wäre ausgesprochen ungerecht«, entgegnet Dr. Seif, »wenn die Jury wegen dieses Zwischenfalls Vorbehalte gegen mich hätte. Schließlich hat es nichts mit der Qualität meiner Arbeit zu tun. Was hat meine Mutter gesagt?«

»Es ist wichtig, dass Sie das erst beim CT erfahren.«

»Ich möchte gern über meinen Vater sprechen. Als er starb, war ich noch sehr jung.«

»Gut«, meint Benton, der sich im größtmöglichen Abstand zu ihr niedergelassen hat. Er sitzt mit dem Rücken zum Schreibtisch, auf dem der Laptop steht. Auf dem Tisch zwischen ihnen befindet sich ein eingeschaltetes Bandgerät. »Dann reden wir über Ihren Vater.«

»Bei seinem Tod war ich nicht ganz zwei Jahre alt.«

»Und Sie erinnern sich noch gut genug an ihn, um sich von ihm zurückgewiesen zu fühlen?«

»Aus den Untersuchungen, die Sie vermutlich auch gelesen haben, wissen Sie sicher, dass Kinder, die nicht gestillt werden, im späteren Leben unter erhöhtem Stress leiden. Frauen in Haft, die nicht stillen können, sind in ihrer Schutz- und Liebesfähigkeit stark eingeschränkt.«

»Ich verstehe den Zusammenhang nicht. Wollen Sie damit andeuten, dass Ihre Mutter in Haft war?«

»Sie hat mich nie an die Brust gedrückt, mich gestillt, mich mit ihrem Herzschlag beruhigt oder Augenkontakt zu mir aufgenommen, während sie mit Flasche, Löffel oder Schaufel das Essen in mich hineingeprügelt hat. Hat sie das bei ihrem Gespräch mit Ihnen zugegeben? Haben Sie sie nach unserer früheren Beziehung gefragt?«

»Wenn wir die Gespräche mit den Müttern der Probanden aufzeichnen, interessieren wir uns nicht für die Vergangenheit.«

»Ihre Weigerung, Nähe zuzulassen, führte dazu, dass ich mich zurückgewiesen fühlte, eine Abwehrhaltung gegen sie entwickelte und noch stärker dazu neigte, ihr die Schuld für das Verschwinden meines Vaters zu geben.«

»Sie meinen an seinem Tod.«

»Finden Sie es nicht auch interessant, dass Kay und ich beide in jungen Jahren unsere Väter verloren haben und Ärztinnen geworden sind? Doch während ich die Seelen der Lebenden heile, schneidet sie die Körper der Toten auf. Ich habe mich schon immer gefragt, wie sie wohl im Bett sein mag. Vor allem, wenn man ihren Beruf bedenkt.«

»Sie geben Ihrer Mutter also die Schuld am Tod Ihres Vaters.«

»Ich war eifersüchtig. Ich bin mehrmals zufällig ins Zimmer gekommen, als sie gerade Sex hatten. Ich habe es genau gesehen. Von der Türschwelle aus. Meine Mutter gab ihm ihren Körper. Warum *ihm* und nicht *mir*? Warum *sie* und nicht *ich*? Ich wollte das, was sie einander schenkten, ohne zu ahnen, was es zu bedeuten hatte. Denn natürlich hatte ich nicht den Wunsch nach genitalem Sex mit meinen Eltern und begriff nicht, was sie da trieben. Wahrscheinlich dachte ich, dass sie Schmerzen hatten.«

»Im Alter von knapp zwei Jahren sind Sie mehr als einmal ins Zimmer gekommen und können sich noch daran erinnern?« Inzwischen hat er den Diagnosefragebogen weggelegt und macht sich Notizen.

Dr. Seif räkelt sich auf dem Bett und nimmt eine bequemere - und aufreizendere - Körperhaltung ein, damit Benton auch nicht eine einzige ihrer Kurven verborgen bleibt. »Meine Eltern waren so vital und strotzten von Lebenskraft. Und im nächsten Moment darauf war er fort. Kay hingegen musste mit ansehen,

wie ihr Vater an Krebs dahinsiechte. Ich habe mit dem Verlust gelebt, sie mit dem Sterben, und das ist ein Unterschied. Sehen Sie, Benton, als Psychiaterin ist es meine Aufgabe, das Leben meiner Patienten zu verstehen, während Kay ihren Tod ergründen muss. Das hat doch sicher auch Auswirkungen auf Sie.«

»Ich bin hier nicht das Thema.«

»Ist es nicht wundervoll, dass all die starren Klinikvorschriften im Pavillon nicht gelten? Hier sitzen wir. Und zwar trotz der Vorfälle, als ich hierherkam. Hat Dr. Maroni Ihnen eigentlich anvertraut, dass er in meinem Zimmer war? Nicht in diesem hier, sondern im ersten. Dass er die Tür geschlossen und mir den Morgenmantel geöffnet hat, um mich zu berühren? War er früher vielleicht als Gynäkologe tätig? Das Thema scheint Ihnen peinlich zu sein, Benton.«

»Fühlen Sie sich derzeit übermäßig sexuell erregt?«

»Ach, jetzt habe ich wohl einen manischen Schub.« Sie lächelt. »Schauen wir mal, mit wie vielen Diagnosen wir heute Nachmittag noch aufwarten können. Allerdings bin ich nicht deswegen hier. Das wissen wir beide.«

»Sie sagten, der Grund sei die E-Mail gewesen, die Sie am vorletzten Freitag bei einer Pause im Studio entdeckt haben.«

»Ich habe Dr. Maroni von der E-Mail erzählt.«

»Soweit ich im Bilde bin, haben Sie behauptet, nur diese eine erhalten zu haben«, hakt Benton nach.

»Man könnte fast vermuten, dass Sie mich gemeinsam durch Hypnose hierher gelockt haben, und zwar wegen dieser E-Mail. Das wäre doch ein tolles Motiv für einen Film - oder eine Psychose -, finden Sie nicht?«

»Sie haben Dr. Maroni erklärt, Sie seien sehr bestürzt und fürchteten um Ihr Leben.«

»Und dann bekam ich gegen meinen Willen Medikamente verabreicht, während er sich prompt nach Italien verdrückt hat.«

»Er hat dort eine Praxis und pendelt häufig hin und her. Insbesondere um diese Jahreszeit.«

»Am *Dipartimento di Scienze Psichiatriche* an der Universität von Rom. Außerdem besitzt er in Rom eine Villa und eine Wohnung in Venedig. Er stammt aus einer sehr wohlhabenden Familie. Weiterhin ist er der medizinische Leiter des Pavillons, sodass alle, einschließlich Sie, nach seiner Pfeife tanzen müssen. Wir hätten vor seiner Abreise über den Zwischenfall kurz nach meiner Ankunft sprechen müssen.«

»Ihrer *Ankunft*. Sie tun so, als wäre das McLean Hospital ein Hotel.«

»Jetzt ist es zu spät.«

»Sind Sie wirklich sicher, dass Dr. Maroni Sie ungebührlich berührt hat?«

»Ich dachte, das hätte ich unmissverständlich klargestellt.«

»Also glauben Sie es.«

»Alle hier würden es sowieso abstreiten.«

»Nein, ganz und gar nicht. Falls es stimmt.«

»Alle würden es abstreiten.«

»Als die Limousine Sie an der Anmeldung abgesetzt hat, waren Sie geistig klar, aber sehr aufgebracht. Erinnern Sie sich? Wissen Sie noch, dass Sie am Empfang mit Dr. Maroni gesprochen und ihm gesagt haben, Sie brauchten einen Zufluchtsort, weil Sie eine E-Mail erhalten hätten? Den Rest würden Sie ihm später erklären?«, erkundigt sich Benton. »Ist Ihnen noch gegenwärtig, dass Sie sich ihm, sowohl in Worten als auch körperlich, mehr oder weniger an den Hals geworfen haben?«

»Als Arzt fehlt Ihnen eindeutig das Einfühlungsvermögen. Vielleicht sollten Sie wieder beim FBI anheuern, wo Sie Zeugen mit Wasserschläuchen foltern können. Eine andere Alternative wäre natürlich, in meinen Computer, meinen Häusern und meinen Bankkonten herumzuznüffeln.«

»Es ist wichtig, dass Sie sich daran erinnern, in welchem Zustand Sie bei Ihrer Ankunft waren. Ich will Ihnen dabei helfen«, sagt er.

»Ich weiß genau, dass er in meinem Zimmer im Pavillon war.«

»Das war später am Abend, als sie plötzlich hysterisch wurden und phantasiert haben.«

»Daran sind nur die Medikamente schuld. Ich reagiere sehr stark auf Medikamente. Deshalb nehme ich auch nie welche und lehne sie grundsätzlich ab.«

»Als Dr. Maroni in Ihr Zimmer kam, waren bereits eine Neuropsychologin und eine Krankenschwester, also zwei Frauen, anwesend. Währenddessen wiederholen Sie ständig, dass etwas nicht Ihre Schuld sei.«

»Waren Sie dabei?«

»Nein.«

»Aha. Sie tun aber so.«

»Ich habe Ihre Akte gelesen.«

»Meine Akte. Wahrscheinlich träumen Sie schon davon, sie an den Meistbietenden zu verkaufen.«

»Dr. Maroni hat Ihnen Fragen gestellt. Unterdessen hat die Krankenschwester Sie untersucht, und man hielt es für notwendig, Sie durch eine intramuskuläre Injektion ruhigzustellen.«

»Fünf Milligramm Haldol, zwei Milligramm Ativan, ein Milligramm Cogentin. Die berüchtigte Fünf-zwo-eins-Chemiekeule, mit der man gewalttätige Insassen in der forensischen Psychiatrie schachmatt setzt. Eine Unverschämtheit, mich wie einen gefährlichen Geisteskranken zu behandeln! Ich kann mich an nichts erinnern.«

»Möchten Sie mir nicht erklären, was nicht Ihre Schuld gewesen sein soll, Dr. Seif? Hatte es etwas mit der E-Mail zu tun?«

»Dr. Maronis Verhalten war nicht meine Schuld.«

»Also gibt es keinen Zusammenhang zwischen Ihrer Aufgebrachttheit und der E-Mail, die Ihren Angaben nach der Grund war, warum Sie überhaupt ins McLean Hospital gekommen sind?«

»Offenbar ist das hier eine Verschwörung. Sie alle sind daran beteiligt. Deshalb hat Ihr Kumpan Pete Marino sich mit mir in Verbindung gesetzt, richtig? Vielleicht will er ja aussteigen und möchte, dass ich ihn rette. Genauso wie damals in Florida. Was haben Sie und Ihre Freunde mit ihm gemacht?«

»Es gibt keine Verschwörung.«

»Wollen Sie mich verhören?«

»Sie sind nun seit zehn Tagen hier, ohne mit jemandem über diese E-Mail gesprochen zu haben.«

»Weil es im Grunde genommen um die Person geht, die mir mehrere E-Mails geschickt hat. Deshalb ist es irreführend, ständig auf dieser *einen* E-Mail herumzuhacken. Die Person ist das Problem.«

»Wer ist es?«

»Ein schwer gestörter Mensch, dem Dr. Maroni hätte helfen können. Er braucht Hilfe, ganz gleich, was er auch getan haben mag. Und falls mir oder jemand anderem etwas zustoßen sollte, ist es ganz allein Dr. Maronis Schuld, nicht meine.«

»Und was könnte man dann Ihnen vorwerfen?«

»Nichts. Das habe ich doch gerade gesagt.«

»Und Sie möchten mir diese E-Mail nicht zeigen, damit wir den Verfasser besser verstehen und Sie möglicherweise vor ihm schützen können?«, hakt Benton nach.

»Interessanterweise hatte ich ganz vergessen, dass Sie hier arbeiten. Erst als ich bei meiner Ankunft den Aushang sah, der für Teilnehmer an Ihrer Studie warb, ist es mir wieder eingefallen. Außerdem hat Marino es in seiner E-Mail erwähnt. Natürlich ist das nicht die Mail, die ich meine. Also machen Sie sich keine falschen Hoffnungen. Er empfindet es als langweilig und sexuell frustrierend, für Kay zu arbeiten.«

»Ich würde gern mit Ihnen über alle E-Mails sprechen, die Sie empfangen oder abgeschickt haben.«

»Neid. So fing es an.« Sie betrachtet ihn. »Kay beneidet mich, weil sie so ein armseliges Leben führt. Und so hat sie vor lauter Verzweiflung und Verbitterung vor Gericht Lügen über mich verbreitet.«

»Meinen Sie damit...?«

»Das Problem liegt einzig und allein bei ihr.« Ein hasserfüllter Blick. »Allerdings betrachte ich dieses abstoßende Beispiel von Rechtsmissbrauch absolut objektiv. Ich habe es auch nie persönlich genommen, dass Sie und Kay - hauptsächlich Kay - einen Meineid geschworen haben und sich für diese widerwärtige

Farce vor den Karren spannen ließen.« Eiskalte Wut malt sich in ihren Augen. »Was würde die liebe Kay wohl dazu sagen, wenn sie wüsste, dass Sie bei geschlossener Tür in meinem Zimmer sitzen?«

»Als Sie mich um ein Gespräch unter vier Augen in Ihrem Zimmer gebeten haben, haben wir eine Abmachung getroffen, nämlich dass ich unsere Unterhaltung nicht nur mitschreibe, sondern auch aufzeichne.«

»Nur zu. Zeichnen Sie auf und schreiben Sie. Eines Tages werden die Unterlagen Ihnen sicher nützlich sein, denn Sie können eine Menge von mir lernen. Lassen Sie uns jetzt über Ihr Experiment reden.«

»Meine Studie, für die Sie sich freiwillig gemeldet und trotz meiner Bedenken eine Sondererlaubnis erhalten haben. Das Wort *Experiment* benutzen wir hier nicht.«

»Ich frage mich, warum Sie mich von Ihrem *Experiment* ausschließen wollen, wenn Sie nichts zu verbergen haben.«

»Offen gestanden, Dr. Seif, bin ich nicht sicher, ob Sie die Anforderungen erfüllen.«

»Offen gestanden, Benton, würden Sie mich am allerliebsten loswerden. Aber Sie müssen mich erdulden, weil Ihr Krankenhaus sonst mit einer Diskriminierungsklage zu rechnen hätte.«

»Wurde bei Ihnen je eine bipolare Störung festgestellt?«

»Das Einzige, was je bei mir festgestellt wurde, ist Hochbegabung.«

»War in Ihrer Familie jemand an einer bipolaren Störung erkrankt?«

»Und was soll das beweisen? Tja, aber das ist ja wohl Ihr Problem. Dass in verschiedenen Stimmungsphasen der dorsolateral präfrontale Kortex, ausgelöst durch die entsprechenden Außenreize, aufleuchtet? Na und? PET-CT und Funktions-CT haben bei depressiven Menschen eine eindeutig abnormale Durchblutung der präfrontalen Regionen sowie eine verminderte Aktivität des dorsolateralen präfrontalen Kortex nachgewiesen. Und Sie interessieren sich zusätzlich für die Gewaltneigung. Aber was sagt uns das, und warum spielt es eine Rolle? Ich weiß, dass Ihr kleines Experiment nicht vom Harvard-Ausschuss für Versuche am Menschen genehmigt wurde.«

»Wir führen keine nicht genehmigten Studien durch.«

»Sind die sogenannten gesunden Versuchspersonen eigentlich immer noch gesund, wenn Sie mit ihnen fertig sind? Und was geschieht mit den nicht so gesunden Probanden? Den armen Teufeln, die an Depressionen, Schizophrenie oder einer bipolaren oder sonst irgendwie gearteten Störung leiden, dazu neigen, sich selbst und andere zu verletzen, oder zwanghafte Gewaltphantasien hegen?«

»Ich nehme an, Jackie hat Sie bereits instruiert?«, erwidert er.

»Nicht unbedingt. Sie könnte den dorsolateralen präfrontalen Kortex nicht von einem Kabeljau unterscheiden. Untersuchungen zu dem Thema, wie das Gehirn auf Kritik durch die Mutter reagiert, sind nichts Neues. Jetzt also noch unter Einbeziehung der Gewaltneigung? Was soll das? Warum ist das so wichtig? Was nützt es, dass Sie die Unterschiede zwischen gewalttätigen und gewaltfreien Individuen nachweisen können? Hätte sich der Sandman davon aufhalten lassen?«

»Der Sandman?«

»Wenn Sie sein Gehirn betrachten würden, würden Sie den Irak sehen. Und dann? Könnten Sie den Irak aus seinem Gehirn hinauszaubern, und alles wäre wieder gut?«

»Stammt die E-Mail von ihm?«

»Ich habe keine Ahnung, wer er ist.«

»Könnte es sich um die gestörte Person handeln, die Sie an Dr. Maroni verwiesen haben?«

»Ich begreife nicht, was Sie an Kay finden«, sagt Dr. Seif. »Riecht sie eigentlich nach Leichenhalle, wenn Sie nach Hause kommt? Aber Sie sind ja nicht da, um das mitzuerleben.«

»Wenn ich Sie recht verstehe, haben Sie die E-Mail einige Tage nach dem Auffinden von Drews Leiche erhalten. Ein Zufall? Sie müssen mir sagen, was Sie über den Mord wissen«, drängt Benton. »Ich bitte Sie inständig. Es ist wichtig.«

Dr. Seif streckt die Beine aus, sodass ihre nackten Füße den Tisch zwischen ihnen berühren. »Was wäre, wenn ich diesen Recorder vom Tisch treten würde und er kaputtgeht?«

»Drews Mörder wird wieder zuschlagen«, entgegnet Benton.

»Wenn ich nach diesem Recorder trete ...« Sie tippt das Gerät mit der Zehe an und schiebt es ein Stück in Richtung Tischkante. »Was würde dann wohl zwischen uns geschehen?«

Benton steht auf. »Wollen Sie, dass der Täter noch einen Mord begeht, Dr. Seif?« Er greift nach dem Recorder, schaltet ihn allerdings nicht ab. »Haben Sie denn nichts aus der Vergangenheit gelernt?«

»Ha, da haben wir es!«, ruft sie triumphierend. »Das ist die Verschwörung. Kay wird wieder Lügen über mich verbreiten. Genau wie damals.«

Benton öffnet die Tür. »Nein«, erwidert er. »Diesmal kommt es noch viel schlimmer.«

Acht Uhr abends in Venedig. Dr. Maroni schenkt Wein nach. Es dämmt. Durch das offene Fenster steigt der brackige Geruch des Kanals zu ihm hinauf. Die Wolken hängen tief am Himmel und bilden eine dicke, wattige Schicht. Am Horizont ist ein zartgoldener Streifen zu sehen.

»Absolut manisch.« Bentons Stimme ist so deutlich zu hören, als säße er im selben Raum, nicht in Massachusetts. »Ich halte es weder für wissenschaftlich sinnvoll noch für ethisch vertretbar, wenn wir weitermachen. Außerdem ertrage ich es nicht mehr, mir ihre Spielchen und Lügen anzuhören. Besorgen Sie sich eine andere Versuchsperson, Paolo. Ich habe genug von ihr. Hinzu kommt, dass ich die Sache ungeschickt angegangen bin. Wie ein Polizist, nicht wie ein Arzt.«

Dr. Maroni hat es sich am Fenster gemütlich gemacht und trinkt einen ausgezeichneten Barolo, der ihm durch dieses Telefonat allerdings vergällt wird. Er wird Marilyn Seif einfach nicht los. Sie hat sich in sein Krankenhaus hineingedrängt und sich überall in Rom breitgemacht. Und jetzt verfolgt sie ihn bis nach Venedig.

»Ich wollte wissen, ob ich sie von der Studie abziehen kann. Ich will sie nicht untersuchen«, sagt Benton.

»Ich möchte Ihnen selbstverständlich keine Vorschriften machen«, erwidert Dr. Maroni. »Schließlich ist es Ihre Studie. Allerdings würde ich Ihnen empfehlen, sie nicht zu verärgern. Stecken Sie sie einfach in die Röhre, sorgen Sie dafür, dass sie sich wohl fühlt, und werfen Sie die Ergebnisse anschließend in den Papierkorb. Umso schneller ist sie wieder weg.«

»Was meinen Sie mit *weg*?«

»Ach, man hat Sie noch gar nicht informiert! Sie wurde entlassen und reist nach der Untersuchung ab«, entgegnet Dr. Maroni. Hinter den offenen Fensterläden schimmert der Kanal olivgrün und so glatt wie Glas. »Haben Sie mit Otto gesprochen?«

»Otto?«, wundert sich Benton.

»Capitano Poma.«

»Ich kenne ihn. Aber aus welchem Grund sollte ich mit ihm reden?«

»Ich habe gestern mit ihm in Rom zu Abend gegessen, und es erstaunt mich, dass er Sie nicht kontaktiert hat. Er ist unterwegs in die USA. In dieser Stunde müsste er in der Luft sein.«

»Ach ja?«

»Er will Dr. Seif Fragen über Drew Martin stellen, denn er ist sicher, dass sie uns etwas verschweigt.«

»Bitte sagen Sie, dass er es nicht von Ihnen hat.«

»Hat er nicht. Er weiß es trotzdem.«

»Wie ist das möglich?«, gibt Benton zurück. »Ist Ihnen klar, was sie tun wird, wenn sie glaubt, wir hätten herumposaunt, dass sie hier Patientin ist?«

Langsam tuckert ein Wassertaxi vorbei. Wellen schwappen gegen die Mauer von Dr. Maronis Haus.

»Ich habe angenommen, dass die Information von Ihnen kommt«, erwidert Dr. Maroni. »Oder von Kay. Schließlich gehören Sie beide dem Ermittlerteam im Mordfall Drew Martin an.«

»Ganz sicher irren Sie sich.«

»Was ist mit Lucy?«

»Weder Kay noch Lucy wissen, dass Dr. Seif hier ist«, antwortet Benton.

»Lucy ist gut mit Josh befreundet.«

»Moment mal! Sie sieht ihn, wenn sie zum CT kommt. Dann plaudern sie über Computer. Warum sollte er ihr so etwas erzählen?«

Auf der anderen Seite des Kanals sitzt eine Möwe auf einem Dach und schreit wie eine Katze. Als ein Tourist dem Vogel Brot zuwirft, wird das Kreischen lauter.

»Ich sage das jetzt rein hypothetisch«, beginnt Dr. Maroni. »Vermutlich hatte ich diesen Gedanken, weil er sie häufig anruft, wenn der Computer streikt und er mit seinem Latein am Ende ist. Offenbar ist Josh damit überfordert, als MRI-Techniker zu arbeiten und gleichzeitig das Netzwerk zu betreuen.«

»Was?«

»Die Frage ist, wohin sie als Nächstes will und wie viel Ärger sie dort machen wird.«

»Vermutlich fliegt sie nach New York«, meint Benton.

»Geben Sie mir Bescheid, wenn Sie mehr wissen.« Dr. Maroni trinkt einen Schluck. »Das mit Lucy ist natürlich wirklich rein hypothetisch.«

»Selbst falls Josh sich verplappert hat, ist es doch ziemlich weit hergeholt, dass sie anschließend mit Capitano Poma gesprochen haben soll. Sie kennt ihn doch nicht einmal.«

»Wir müssen Dr. Seif im Auge behalten, wenn sie abreist«, erwidert Dr. Maroni. »Sie wird uns sicher in Schwierigkeiten bringen.«

»Was sollen diese geheimnisvollen Andeutungen? Ich verstehe kein Wort«, beschwert sich Benton.

»Das habe ich auch schon gemerkt. Schade. Aber es ist ja nicht weiter wichtig. Bald sind wir sie los. Und Sie sagen mir, wohin sie will.«

»Nicht weiter wichtig? Wenn sie herausfindet, dass jemand ihren Aufenthaltsort an Capitano Poma verraten hat, kann sie uns wegen eines Verstoßes gegen die Datenschutzbestimmungen drankriegen und uns eine Menge Ärger machen. Aber genau darauf legt sie es ja an.«

»Ich habe keinen Einfluss darauf, was er ihr erzählt und wann. Schließlich sind die Carabinieri für die Ermittlungen zuständig.«

»Ich begreife noch immer nicht, was hier gespielt wird, Paolo. Beim SCID-Gespräch hat sie mir von einem Patienten erzählt, den sie an Sie überwiesen haben will«, sagt Benton gereizt. »Warum haben Sie mir das verschwiegen?«

Die Fassaden der Häuser am Kanal sind in Pastelltönen gehalten.

Wo der Putz abgeplatzt ist, tritt das Mauerwerk hervor. Ein Boot aus lackiertem Teakholz fährt unter einer Brücke hindurch, die so niedrig ist, dass der auf der Brücke stehende Kapitän sich fast den Kopf anstößt. Er bedient die Krafthebel mit dem Daumen.

»Ja, sie hat einen Patienten an mich weiterempfohlen. Otto hat mich auch danach gefragt«, erwidert Dr. Maroni. »Gestern Abend haben ich ihm gesagt, was ich weiß. Zumindest die Einzelheiten, über die ich sprechen darf.«

»Es wäre nett von Ihnen gewesen, mich ebenfalls zu informieren.«

»Das tue ich doch gerade. Und ich hätte es auch erwähnt, wenn Sie das Thema nicht zuerst angeschnitten hätten. Ich habe diesen Patienten im letzten November im Lauf mehrerer Wochen einige Male gesehen«, antwortet Dr. Maroni.

»Laut Dr. Seif nennt er sich Sandman. Kommt Ihnen das bekannt vor?«

»Diesen Namen habe ich noch nie gehört.«

»So soll er seine E-Mails unterzeichnen«, fügt Benton hinzu.

»Als sie mich im letzten Oktober im Büro anrief und mich bat, diesen Mann in Rom zu empfangen, war von E-Mails keine Rede. Auch dass er sich Sandman nennt, hat sie nicht erwähnt. Bei seinen Besuchen in meiner Praxis ist dieser Name zumindest nie gefallen. Ich glaube, er war zweimal bei mir in Rom. Wie ich betonen muss, hat nichts in mir den Verdacht geweckt, dass er jemanden umgebracht haben könnte. Das habe ich auch Otto erklärt. Deshalb müssen Sie Verständnis dafür haben, dass ich Ihnen weder seine Krankenakte noch meine Aufzeichnungen zugänglich machen kann, Benton.«

Dr. Maroni greift nach der Weinkaraffe, um sein Glas nachzufüllen. Die Sonne geht im Kanal unter. Durch die offenen Fensterläden weht kühle Luft herein, und der Geruch nach Brackwasser lässt nach.

»Können Sie mir sonst noch irgendetwas über ihn sagen?«, fragt Benton. »Wo kommt er her? Wie sieht er aus? Ich weiß nur, dass er im Irak war.«

»Das geht beim besten Willen nicht, Benton. Ich habe meine Unterlagen nicht hier.«

»Soll das heißen, dass vielleicht etwas Wichtiges darin steht?«

»Hypothetisch«, erwidert Dr. Maroni.

»Wäre es vielleicht möglich, dass Sie nachsehen?«

»Ich habe sie nicht hier«, wiederholt er.

»Ist die Akte etwa verschwunden?«

»Ich wollte damit sagen, dass sie nicht in Rom ist«, antwortet er und blickt hinaus auf die versinkende Stadt.

Viele Stunden später im *Kick 'N Horse Saloon*, dreißig Kilometer nördlich von Charleston.

Marino sitzt Shandy Snook am Tisch gegenüber. Sie essen frittiertes Steak mit Brötchen, brauner Sauce und Maisgrütze. Als sein Telefon läutet, wirft er einen Blick auf die angezeigte Nummer.

»Wer ist es?«, fragt sie und trinkt mit einem Strohhalm einen Schluck von ihrer Bloody Mary.

»Warum kann man mich nicht einfach in Ruhe lassen?«

»Hoffentlich ist es nicht die, die ich meine«, zischt sie. »Es ist sieben Uhr, verdammt. Wir essen.«

»Ich bin nicht da.« Marino drückt den Anruf weg und gibt sich bemüht gleichgültig.

»Schon gut.« Lautstark schlürft Shandy die Reste aus ihrem Glas. Für Marino hört es sich an, wie Rohrfrei in einem verstopften Abfluss. »Niemand zu Hause.«

Im »Futtertrog« des Lokals dröhnt Lynyrd Skynyrd aus den Lautsprechern. Die Budweiser-Neonreklame ist eingeschaltet, und die Deckenventilatoren drehen sich träge. Die Wände sind mit Sätteln und Autogrammkarten geschmückt, Motorradmodelle, Plastikpferde und Keramikschlangen zieren die Fensterbretter. An den Holztischen drängen sich Motorradrocker. Auch die Terrasse ist voll besetzt. Alle essen und trinken und freuen sich schon auf das Konzert der Head Shop Boys.

»Verdammter Mist!«, murmelt Marino mit einem Blick auf das Mobiltelefon und den drahtlosen Bluetooth-Ohrhörer, der danebenliegt. Unmöglich, den Anruf zu ignorieren. Obwohl das Display »Nummer unterdrückt« anzeigt, weiß er, dass sie es ist. Inzwischen hat sie die E-Mails auf dem Desktop seines Computers vermutlich gesehen. Das Einzige, was ihn in seinem Gefühl der gekränkten Unschuld wurmt, ist, dass es so lange gedauert hat. Er malt sich aus, dass Dr. Seif ihn auf dieselbe Weise begehrt wie Shandy - und ihn, so wie sie, richtig rannimmt. Seit einer ganzen Woche hat er nicht geschlafen.

»Die Toten laufen doch nicht weg, oder?«, sagt Shandy. »Soll die große Chefin sich doch endlich mal selbst um ihren Kram kümmern.«

Sie ist es wirklich. Marino trinkt einen Schluck Bourbon mit Ginger-Ale. Immer wieder wandert sein Blick zum Telefon.

»Sie soll es zur Abwechslung mal allein erledigen.« Shandys Stimme klingt schrill. »Scheiß auf sie!«

Marino antwortet nicht. Seine Anspannung wächst, während er die Reste im Glas kreisen lässt. Er hat Scarpettas Anrufe nicht angenommen und sie auch nicht zurückgerufen. Jetzt hat er ein beklemmendes Gefühl in der Brust. Dr. Selfs Worte fallen ihm ein, und er kommt sich betrogen und missbraucht vor. Sein Gesicht wird heiß. Seit fast zwanzig Jahren vermittelt Scarpetta ihm nun schon, dass er nicht gut genug für sie ist, obwohl das Problem vielleicht bei ihr liegt. *Ja, genau! Sie ist verklemmt und eine*

Männerhasserin! Zum Teufel mit ihr! Wie hat sie es bloß geschafft, ihm so lange einzureden, dass das alles nur seine Schuld ist?

»Soll die große Chefin die neueste Leiche selber in Empfang nehmen. Sie hat doch sowieso nichts Besseres zu tun«, höhnt Shandy.

»Was weißt du schon?«

»Du würdest dich wundern. Also pass lieber auf.« Shandy winkt die Kellnerin heran und bestellt noch eine Bloody Mary. »Weshalb sollte ich aufpassen?«

»Ständig verteidigst du sie, und das geht mir tierisch auf die Nerven. Offenbar hast du vergessen, welche Rolle ich in deinem Leben spiele.«

»Nach einer ganzen Woche!«

»Trotzdem Vorsicht! Was du da treibst, ist mehr als Bereitschaftsdienst. Du tanzt nach ihrer Pfeife«, erwidert sie. »Warum tust du das? Warum springst du sofort, wenn sie etwas von dir will? Häschen, hüpf!« Lachend schnippt sie mit dem Finger.

»Halt verdammt noch mal das Maul!«

»Häschen, hüpf!« Sie beugt sich vor, damit er ihr in den Ausschnitt ihrer Seidenweste schauen muss.

Marino greift nach Telefon und Ohrhörer.

»Willst du die Wahrheit wissen?« Shandy trägt keinen BH. »Sie behandelt dich, als wärst du ihre Telefonzentrale, ein Kofferträger, ein Niemand. Sicher bin ich nicht die Erste, die dir das sagt.«

»Das würde ich mir nie gefallen lassen«, gibt Marino zurück. »Und wer hier der Niemand ist, werden wir noch sehen.« Er denkt an Dr. Seif und stellt sich vor, wie es wäre, in einer weltweit ausgestrahlten Fernsehsendung aufzutreten.

Shandy greift unter den Tisch. Er kann ihr ganz tief in die Weste blicken. Sie berührt ihn.

»Hör auf«, sagt er. Während er wartet, wachsen Anspannung und Wut.

Bald werden die anderen Kerle in der Kneipe einen Vorwand finden, betont zufällig an ihrem Tisch vorbeizuschlendern, damit sie Shandy, die sich immer weiter nach vorn beugt, in den Ausschnitt glotzen können. Marino beobachtet, wie sie die Brust aufplustert und das Dekollete anhebt. Sie hat ein Talent dafür, sich aufreizend zu geben und Männern Hoffnungen zu machen. Am Tresen steht ein fatter Hüne, der seine Briefftasche mit einer Kette gesichert hat, langsam auf. Auf dem Weg zum Klo lässt er sich ziemlich viel Zeit, um ausgiebig zu gaffen. Marino hat nicht übel Lust, ihm eine zu verpassen.

»Gefällt es dir nicht?« Shandy befummelt ihn weiter. »Denn für mich fühlt es sich ganz anders an. Erinnerst du dich an letzte Nacht, Baby? Du warst wie ein Teenager.«

»Lass das«, sagt er.

»Warum? Bringe ich dich in Bedrängnis?« Shandy hat eine Schwäche für anzügliche Andeutungen. Er schiebt ihre Hand weg. »Nicht jetzt.«

Er ruft Scarpetta zurück. »Marino hier«, meldet er sich, als spräche er mit einem Fremden, um Shandy nicht zu verraten, wer es ist.

»Ich muss dich sehen«, antwortet Scarpetta knapp.

»Gut. Wann?« Marino tut weiterhin so, als kenne er sie nicht. Außerdem ist er erregt und eifersüchtig, denn die Kerle gehen weiter an ihrem Tisch vorbei und ziehen seine dunkelhäutige, exotische Freundin, die ihre Reize offen zur Schau stellt, mit Blicken aus.

»Sobald du kannst. Bei mir zu Hause«, hört er Scarpettas Stimme im Ohr. Diesen Tonfall kennt er noch nicht an ihr, und er spürt ihren Zorn wie einen herannahenden Sturm. Ganz sicher hat sie die E-Mails gesehen.

Shandy wirft ihm einen Blick zu, der wohl »Mit wem redest du?« besagen soll.

»Ja, das wäre machbar.« Mit gespielter Ungeduld wirft Marino einen Blick auf die Uhr. »In einer halben Stunde bin ich da.« Er beendet das Gespräch. »Eine Leiche wird angeliefert«, sagt er zu Shandy.

Sie mustert ihn, als wolle sie seinen Augen die Wahrheit entnehmen und wisse aus irgendeinem Grund, dass er lügt. »Welches Bestattungsinstitut?«, fragt sie und lehnt sich zurück.

»Meddicks. Schon wieder. Der Kerl muss furchtbar scharf auf Aufträge sein. Ständig kurvt er in seinem dämlichen Leichenwagen durch die Gegend und ist immer als Erster am Unfallort.«

»Ach«, sagt sie. »Schöner Mist!« Ihr Blick wandert zu einem Mann hinüber, der ein Biker-Kopftuch mit Flammenmuster trägt. Seine Stiefel sind an den Absätzen heruntergetreten. Ohne auf sie zu achten, geht der Mann an ihrem Tisch vorbei zum Geldautomaten.

Marino ist der Kerl schon bei ihrer Ankunft aufgefallen, obwohl er ihn noch nie zuvor hier gesehen hat. Er beobachtet, wie der Fremde jämmerliche fünf Dollar aus dem Automaten zieht. Währenddessen schläft sein Köter zusammengerollt auf einem Stuhl neben dem Tresen. Der Mann hat den Hund nicht ein einziges Mal gestreichelt und die Barfrau auch nicht um einen Wassernapf oder etwas Essbares für ihn gebeten.

»Warum musst eigentlich immer du ran«, fängt Shandy schon wieder an, sich zu beschweren. Doch ihr Tonfall hat sich verändert. Sie klingt jetzt kälter und abweisender, als wäre sie ihm Begriff, ihm gleich eine Szene zu machen. »Und das bei deinem Wissen und deiner Berufserfahrung. Der tolle Detective von der Mordkommission! Eigentlich solltest du der Chef von dem Laden sein, nicht sie oder ihre Nichte, die blöde Lesbe.« Sie tunkt den letzten Rest Brötchen in die auf ihrem Pappsteller verschmierte Sauce. »Die große Chefin hat dich entmannt.«

»Ich habe dir doch verboten, so über Lucy zu sprechen. Du hast ja keine Ahnung.«

»Was wahr ist, ist wahr. Und von dir lasse ich mir nicht den Mund verbieten. In dieser Kneipe hier weiß doch jeder, was sie für eine ist.«

»Jetzt sei endlich still!« Ärgerlich leert Marino sein Glas. »Kein Wort mehr über Lucy. Wir beide

kennen uns schon seit ihrer Kindheit. Ich habe ihr das Autofahren und das Schießen beigebracht, und ich will nichts mehr über sie hören. Kapiert?« Am liebsten würde er noch etwas trinken, aber er weiß, dass er das besser lassen sollte, weil er schon drei doppelte Bourbon intus hat. Also zündet er zwei Zigaretten an, eine für Shandy und eine für sich. »Wer hier entmannt ist, wird sich schon noch zeigen.«

»Was wahr ist, ist wahr. Bevor die große Chefin dich kreuz und quer durchs Land geschleppt hat, hattest du prima Karriereaussichten. Weshalb trottetest du eigentlich immer hinter ihr her? Ich weiß genau, warum.« Wie so häufig, wirft Shandy ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. Dann pustet sie eine Rauchwolke aus. »Du hast gehofft, sie irgendwann ins Bett zu kriegen.«

»Vielleicht sollten wir umziehen«, meint Marino. »In eine Großstadt.«

»Wir beide?« Wieder eine Rauchwolke.

»Was hältst du von New York?«

»In deinem dämlichen New York kann man nicht Motorrad fahren. Auf keinen Fall ziehe ich in eine Stadt, wo es drunter und drüber geht und von bescheuerten arroganten Yankees wimmelt.«

Er sieht sie aufreizend an und berührt unter dem Tisch ihren Oberschenkel, denn er hat eine Todesangst davor, sie zu verlieren. Sie, die von jedem Mann in dieser Kneipe begehrt wird, hat sich ausgerechnet für ihn entschieden. Während er ihren Oberschenkel streichelt, denkt er an Scarpetta und überlegt, was sie ihm wohl zu sagen hat. Sicher hat sie Dr. Selfs E-Mails gelesen. Vielleicht merkt sie jetzt endlich, was er wert ist und dass auch andere Frauen auf ihn stehen.

»Komm, wir fahren zu dir«, sagt Shandy.

»Warum sind wir eigentlich nie bei dir zu Hause? Traust du dich nicht, dich mit mir blicken zu lassen? Könnte es sein, dass du in einem Nobelviertel wohnst, wo ein Prolet wie ich nicht so richtig hinpasst?«

»Ich habe noch nicht entschieden, ob ich dich behalte. Ich habe nämlich etwas gegen Sklaverei«, erwidert sie. »Sie beutet dich aus wie einen Sklaven, und mit Sklaven kenne ich mich aus. Mein Urgroßvater war nämlich einer. Aber mein Daddy nicht, der ließ sich von niemandem etwas sagen.«

Marino hält seinen leeren Plastikbecher hoch und lächelt Jess zu, die heute Abend in ihren engen Jeans und dem Stretchoberteil richtig toll aussieht. Sie bringt ihm noch einen Maker's Mark mit Ginger-Ale, stellt den Becher vor ihn hin und fragt dann: »Fährst du mit dem Motorrad nach Hause?«

»Alles in Butter.« Er zwinkert ihr zu.

»Vielleicht übernachtet du besser auf dem Campingplatz. Ich habe da noch einen Wohnwagen frei.« Im Wald hinter der Kneipe stehen einige davon für Gäste, die nicht mehr fahrtüchtig sind.

»Mir geht es gut.«

»Noch einen.« Shandy hat die schlechte Angewohnheit, Menschen anzuschmauzen, die sie als gesellschaftlich unterlegen betrachtet.

»Ich warte immer noch darauf, dass du den Motorradbau-Wettbewerb gewinnst.« Jess achtet nicht auf

Shandy. Sie spricht monoton und hat den Blick auf Marinos Lippen geheftet.

Er hat eine Weile gebraucht, um sich daran zu gewöhnen, und gelernt, Jess beim Reden anzuschauen, nicht zu schreien und die Wörter nicht überzubetonen. Inzwischen nimmt er kaum noch wahr, dass sie taub ist, und er fühlt sich ihr sehr nah, vielleicht weil sie einander ansehen müssen, um sich verständigen zu können.

»Eintausendzweihundertfünfzig Dollar in bar für den ersten Platz«, verkündet Jess die astronomische Summe.

»Ich wette, dass River Rats dieses Jahr absahnt«, sagt Marino zu Jess. Er weiß, dass sie ihn nur aufziehen und vielleicht ein bisschen mit ihm flirten will. Er hat nämlich noch nie an einem Motorrad herumgeschraubt oder an einem Wettbewerb teilgenommen und auch nicht vor, das zu tun.

»Ich tippe auf Thunder Cycle«, mischt Shandy sich auf die herablassende Art ein, die Marino so verabscheut. »Eddie Trotta ist einfach Spitzenklasse. Den würde ich nicht von der Bettkante stoßen.«

»Ich sag dir was«, meint Marino zu Jess, legt ihr den Arm um die Taille und hebt den Kopf, damit sie seine Lippen im Auge hat. »Eines Tages werde ich Geld haben wie Heu. Dann habe ich es nicht mehr nötig, einen Wettbewerb zu gewinnen oder mich krumm zu schuften.«

»Er sollte diesen schlecht bezahlten Scheißjob hinschmeißen. Was will ich mit einem Typen, der so einen Hungerlohn verdient?«, höhnt Shandy. »Er ist doch nichts weiter als ein Lakai der großen Chefin. Außerdem braucht er doch gar nicht zu arbeiten. Er hat ja mich.«

»Ach ja?« Marino weiß, dass er besser den Mund halten sollte. Doch er ist betrunken und stinksauer. »Was, wenn ich dir erzählen würde, dass ich ein Angebot von einem New Yorker Fernsehsender habe?«

»Als was? Etwa als Werbefigur für Haarwuchsmittel? Shandy lacht auf, während Jess versucht, dem Gespräch zu folgen.

»Als Berater bei Dr. Seif. Sie hat mich gefragt.« Obwohl es ratsam wäre, jetzt den Mund zu halten, kann er es sich einfach nicht verkneifen.

Shandy wirkt ehrlich überrascht. »Du lügst«, stößt sie hervor. »Was sollte sie denn ausgerechnet von einem wie dir wollen?«

»Wir kennen uns von früher. Und jetzt möchte sie, dass ich für sie arbeite. Ich habe lange darüber nachgedacht. Wenn ich dazu nicht nach New York umziehen und dich verlassen müsste, Baby, hätte ich wahrscheinlich sofort angenommen.« Er legt den Arm um sie.

Sie macht sich los. »Tja, inzwischen sieht es ganz danach aus, als würde aus ihrer Show eine Witzveranstaltung werden.«

»Was der Gast da drüben trinkt, geht auf meine Rechnung!«, ruft Marino plötzlich mit prahlerischer Großzügigkeit und weist mit dem Kopf auf den Mann mit dem geflammten Biker-Kopftuch, der neben seinem Hund am Tresen sitzt. »Offenbar ist heute nicht sein Tag. Er hat nur fünf lausige Dollar in der Tasche.«

Als der Mann sich umdreht, hat Marino Gelegenheit, sein mit Aknenarben übersätes Gesicht zu mustern. Seine Augen erinnern Marino an die einer Schlange, seiner Erfahrung nach ein Hinweis darauf, dass der Kopftuchmann irgendwann einmal gegessen haben muss.

»Ich kann mein Bier selbst bezahlen, verdammt!«, zischt der Kopftuchmann.

Währenddessen redet Shandy weiterhin auf Jess ein. Doch da sie sich nicht die Mühe macht, sie dabei anzusehen, könnte sie genauso gut Selbstgespräche führen.

»Ich glaube nicht, dass du viel Kohle dabei hast. Hiermit entschuldige ich mich für meine Südstaaten-Gastfreundschaft«, sagt Marino so laut, dass das ganze Lokal ihn hört.

»Ich finde, du solltest nicht mehr fahren.« Jess betrachtet erst Marino und dann sein Glas.

»In seinem Leben ist nur Platz für eine Frau, und eines Tages wird er schon noch dahinterkommen«, meint Shandy zu Jess und zu allen, die sonst noch die Ohren spitzen. »Was hat er denn schon außer mir? Wer, denkst du, hat ihm die teure Halskette geschenkt?«

»Verpiss dich!«, brüllt der Kopftuchmann Marino an. »Fick deine Mutter!«

Jess geht auf ihn zu und verschränkt die Arme. »So ein Gerede mögen wir hier nicht. Ich glaube, du gehst jetzt besser.«

»Was?«, ruft er und hält sich lauschend die Hand hinters Ohr, um sich über sie lustig zu machen.

Marino schiebt seinen Stuhl zurück. Drei lange Schritte, und er steht zwischen den beiden. »Du entschuldigst dich jetzt, Arschloch!«, befiehlt er.

Die Blicke des Mannes sind wie Nadelstiche. Er knüllt den Fünfdollarschein zusammen, den er gerade aus dem Geldautomaten gezogen hat, lässt ihn fallen und zertritt ihn mit dem Stiefel wie eine Zigarettenkippe. Dann gibt er dem Hund einen Klaps aufs Hinterteil und steuert auf die Tür zu. »Warum kommst du nicht mit raus wie ein Mann? Ich hab dir was zu sagen«, wendet er sich an Marino.

Marino folgt ihm und dem Hund auf den ungeteerten Parkplatz zu einem alten Hobel - Vierganggetriebe, Kickstarter und ebenfalls mit Flammendekor -, der vermutlich in den Siebzigern zusammengeschraubt wurde. Das Nummernschild sieht irgendwie seltsam aus.

»Pappe«, denkt Marino laut. »Selbst gebastelt. Wie reizend! Und jetzt raus mit der Sprache!«

»Warum ich heute hier bin? Ich habe eine Nachricht für dich«, erwidert der Mann. »Sitz!«, schreit er den Hund an, der sich sofort eingeschüchtert auf den Bauch legt.

»Schreib mir doch das nächste Mal einen Brief. Das ist billiger als eine Beerdigung.« Marino packt den Mann an der schmutzigen Jeansjacke.

»Wenn du mich nicht gleich loslässt, wirst du noch dein blaues Wunder erleben. Ich soll dir nämlich was Wichtiges ausrichten.«

Marino tut ihm den Gefallen. Er bemerkt, dass inzwischen die gesamte Gästeschar des Saloons auf die

Veranda hinausgetreten ist, um sie zu beobachten. Der Hund verharret reglos auf dem Boden.

»Die Schlampe, für die du arbeitest, ist hier unerwünscht. Also wäre es klug von ihr, wenn sie wieder dorthin geht, wo sie herkommt«, sagt der Kopftuchmann. »Das ist nur ein guter Rat von jemandem, der sonst ziemlich unangenehm werden kann.«

»Wie hast du sie gerade genannt?«

»Die Schlampe hat tolle Titten, das muss man ihr lassen.« Er formt die Hände zu Körbchen und fährt sich mit der Zunge über die Lippen. »Wenn sie nicht aus der Stadt abhaut, werde ich sie mir mal aus der Nähe anschauen.«

Als Marino kräftig zutritt, kippt das Motorrad mit einem Poltern um. Dann zieht er seine Glock Kaliber .40 aus dem Hosenbund und zielt genau zwischen die Augen des Mannes.

»Lass die Dummheiten«, stammelt der Mann, während die Motorradrocker auf der Veranda wild durcheinanderschreien. »Wenn du mich abknallst, kannst du dein Testament machen. Das weißt du ganz genau, Arschloch!«

»Hey! Hey! Hey!«

»Schluss jetzt!«

»Pete!«

Marino hat das Gefühl, dass seine Schädeldecke gleich abhebt, als er den Punkt zwischen den Augen des Mannes fixiert. Dann lässt er den Schlaghebel einrasten. Eine Patrone gleitet in die Kammer.

»Wenn du schießt, bist du tot«, ruft der Kopftuchmann, aber man merkt ihm seine Angst an.

Inzwischen sind die anderen Gäste aufgesprungen und johlen. Aus dem Augenwinkel sieht Marino, dass sich einige von ihnen bereits auf den Parkplatz vorgewagt haben.

»Verschwinde mit deinem Schrotthobel«, befiehlt Marino. »Der Hund bleibt hier.«

»Ich lasse meinen Hund nicht zurück, Arschloch!«

»Doch. Du behandelst ihn wie Dreck. Und jetzt sieh zu, dass du Land gewinnst, bevor ich dir ein drittes Auge verpasse.«

Während das Motorrad sich dröhnend entfernt, sichert Marino die Waffe und steckt sie wieder in den Hosenbund. Er weiß nicht, welcher Teufel ihn gerade geritten hat, und das macht ihm Angst. Als er den Hund streichelt, bleibt dieser flach auf dem Bauch liegen und leckt ihm die Hand.

»Wir werden ein schönes Zuhause für dich finden«, sagt Marino zu ihm. Im nächsten Moment graben sich Finger in seinen Arm. Er sieht Jess an.

»Es wird Zeit, dass du das Problem löst«, beginnt sie. »Wovon redest du?«

»Das weißt du ganz genau. Ich habe dich gleich vor dieser Frau gewarnt. Sie demütigt und erniedrigt dich. Schau nur, was gerade passiert ist. Seit einer Woche drehst du durch.«

Seine Hände zittern heftig. Er betrachtet Jess, damit sie ihm von den Lippen ablesen kann. »Das war dämlich von mir, Jess. Und was jetzt?« Er tätschelt den Hund.

»Ich nehme ihn als Saloon-Maskottchen. Und diesem Kerl würde ich nicht raten, noch einmal hier aufzukreuzen. Aber du solltest vorsichtig sein. Du hast da etwas losgetreten.«

»Hast du den Kerl schon mal hier gesehen?«

Jess schüttelt den Kopf.

Marino bemerkt, dass Shandy auf der Veranda am Geländer lehnt, und fragt sich, warum sie ihm nicht zu Hilfe gekommen ist. Beinahe hätte er jemanden erschossen. Und sie steht noch immer seelenruhig da.

Irgendwo in der Dunkelheit kläfft ein Hund.

In der Ferne hört Scarpetta das unverkennbare grollende Tuckern von Marinos Roadmaster, obwohl er sich noch viele Häuserblocks entfernt auf der Meeting Street befindet und in südliche Richtung fährt. Kurz darauf biegt das Motorrad dröhnend in die schmale Gasse hinter ihrem Haus ein. Er ist betrunken. Das hat sie schon seiner Stimme am Telefon angemerkt. In letzter Zeit legt er es ständig darauf an, sie zu provozieren.

Allerdings kann sie nur ein sinnvolles Gespräch - vielleicht das wichtigste, das sie je hatten - mit ihm führen, wenn er nüchtern ist. Während er auf der King Street nach links und dann wieder nach links in die enge Auffahrt einbiegt, die sie mit ihrer unsympathischen Nachbarin Mrs. Grimball teilt, setzt sie Kaffee auf. Marino lässt den Motor ein paarmal aufheulen, um seine Ankunft anzukündigen, und schaltet ihn dann ab.

»Hast du was zu trinken da?«, fragt er, als Scarpetta die Tür öffnet. »Ein Schlückchen Bourbon wäre nicht zu verachten. Oder, Mrs. Grimball?«, ruft er in Richtung des gelben Hauses, wo gerade eine Gardine zugezogen wird. Nachdem er das Lenkerschloss des Motorrads gesperert hat, steckt er den Schlüssel ein.

»Jetzt aber rein!«, befiehlt Scarpetta, der klar wird, dass er noch viel betrunkenener ist als angenommen. »Mein Gott, war das denn wirklich nötig, durch die Gasse zu brettern und meine Nachbarin anzuschreien?«, fährt sie fort, als er ihr in die Küche folgt. Die Schritte seiner Stiefel hallen auf dem Boden wider. Sein Kopf streift beinahe die Türrahmen.

»Aus Sicherheitsgründen. Ich wollte mich vergewissern, dass dahinten alles in Ordnung ist und sich keine verlorengegangenen Leichenwagen oder Obdachlose dort herumdrücken.«

Schwer lässt er sich auf einen Stuhl fallen. Er dünstet Alkoholgeruch aus, sein Gesicht ist hochrot, und er hat blutunterlaufene Augen. »Ich habe nicht viel Zeit«, sagt er. »Muss zurück zu meinem Mädchen. Sie glaubt, ich bin in der Autopsie.«

Scarpetta reicht ihm eine Tasse schwarzen Kaffee. »Du wirst so lange bleiben, bis du wieder nüchtern bist. Ansonsten Finger weg von deinem Motorrad! Ein Wunder, dass du in deinem Zustand überhaupt heil angekommen bist. Du fährst doch sonst nicht betrunken. Was ist los?«

»Gut, ich habe mir ein paar Drinks genehmigt. Wen interessiert das? Mir geht es bestens.«

»Mich interessiert es! Und dir geht es ganz und gar nicht bestens. Mir ist es egal, wie viel Alkohol du angeblich verträgst. Jeder betrunkene Autofahrer hält sich nämlich für absolut fahrtüchtig, bis er im Leichenschauhaus, im Krankenhaus oder im Gefängnis landet.«

»Ich bin nicht hergekommen, um mir Vorträge von dir anzuhören.«

»Und ich habe dich nicht eingeladen, damit du sternhagelvoll hier aufkreuzt.«

»Weshalb dann? Um mir die Leviten zu lesen? Um auf meinen Fehlern rumzuhacken? Um noch etwas zu finden, das deinen hohen Ansprüchen nicht genügt?«

»Normalerweise redest du nicht so.«

»Vielleicht hast du mir ja nie richtig zugehört«, gibt er zurück.

»Ich habe dich gebeten zu kommen, damit wir offen und ehrlich miteinander sprechen können. Aber offenbar ist der Zeitpunkt ungünstig. Warum legst du dich nicht ins Gästezimmer und schläfst ein bisschen? Wir unterhalten uns morgen früh weiter.«

»Ich finde den Zeitpunkt so günstig wie jeden anderen.« Er gähnt und streckt sich. Den Kaffee rührt er nicht an. »Also schieß los. Wenn nicht, kann ich ja wieder verschwinden.«

»Lass uns ins Wohnzimmer gehen und uns an den Kamin setzen.« Sie steht vom Küchentisch auf.

»Draußen sind es über fünfundzwanzig Grad.« Er folgt ihr.

»Dann mache ich es uns hier drinnen hübsch kühl.« Sie stellt die Klimaanlage an. »Mir ist das Reden vor dem Kamin schon immer leichter gefallen.«

Er geht hinter ihr her in den Raum, den sie am liebsten hat, ein kleines Wohnzimmer mit einem gemauerten Kamin, Dielenböden, offenen Deckenbalken und vergipsten Wänden. Nachdem sie ein präpariertes Scheit in den Kamin gelegt und es angezündet hat, rückt sie zwei Sessel zurecht und löscht das Licht.

Er beobachtet, wie die Flamme die Papierhülle des Scheits verzehrt. »Ich fasse es nicht, dass du diese Dinger benutzt«, sagt er. »Sonst muss bei dir immer alles echt sein, und jetzt verwendest du falsches Holz.«

Lucious Meddick fährt eine Runde um den Block. Seine Abneigung wächst von Minute zu Minute.

Gerade hat er sie ins Haus gehen sehen. Und dann kam dieser bescheuerte Ermittler betrunken auf seinem Motorrad angebraust und hat die ganze Nachbarschaft geweckt. *Man trifft sich immer zweimal*, denkt Lucious. Gott steht auf seiner Seite. Sie hat ihn ungerecht behandelt, und nun macht Gott alles wieder gut. Er wird ihr eine Lektion erteilen, indem er Lucious eine Gelegenheit gibt, die beiden in flagranti zu ertappen. Langsam lässt er, voller Angst vor einer erneuten Reifenpanne, den Leichenwagen in die dunkle Gasse rollen. Dabei nimmt seine Wut immer mehr zu. Das Gummiband schnalzt, während sein Zorn wächst und wächst. Die Stimmen im Polizeifunk sind für ihn ein Hintergrundrauschen, das er auch im Schlaf entschlüsseln kann.

Sie haben nicht ihn angerufen! Vor wenigen Minuten ist er an einer Unfallstelle auf dem William Hilton Highway vorbeigefahren und hat beobachtet, wie die Leiche in den Wagen der Konkurrenz verladen wurde. Wieder einmal hat man Lucious übergangen. Seit diese Frau in Beaufort County etwas zu sagen hat, bekommt er keine Aufträge mehr. Sie hat ihn auf die schwarze Liste gesetzt, weil er ihre Adresse verwechselt hat. Aber wenn das für sie schon eine Verletzung ihrer Privatsphäre war, wird sie noch ihr blaues Wunder erleben!

Frauen nachts heimlich durch ein Fenster zu filmen ist für Lucious eine liebe Gewohnheit, die erstaunlich wenig Aufwand erfordert, denn viele sparen sich Gardinen oder Jalousien oder lassen sie einen kleinen Spalt offen. *Wer wird schon hinschauen?*, denken sie. *Welcher vernünftige Mensch drückt sich im Gebüsch herum oder klettert auf einen Baum, nur um zu gaffen?* Doch da haben sie die Rechnung ohne Lucious gemacht. Diese Ärztin mit ihrem Standesdünkel wird aus allen Wolken fallen, wenn sie sich selbst in einem Heimvideo sieht, das sich jeder Internetnutzer kostenlos anschauen kann, ohne den Urheber zu kennen. Das Beste wären Aufnahmen von den beiden, wie sie gerade zugange sind. Lucious denkt an den Leichenwagen der Konkurrenz - eine Schrottlaupe verglichen mit seinem Luxusgefährt -, an den Autounfall und die bodenlose Ungerechtigkeit, die ihm heute widerfahren ist.

Wen hat man verständigt? Nicht Lucious, und das, obwohl er eigens die Polizeizentrale angefunkelt und gemeldet hat, dass er sich ganz in der Nähe befand. Doch die Frau am Funk hat ihn nur unfreundlich und schnippisch nach der Nummer seines Streifenwagens gefragt. Und als er antwortete, er sei kein Streifenwagen, hat sie ihn angeschnauzt, er solle die Finger vom Polizeifunk und von Funkgeräten überhaupt lassen. Das Gummiband schnalzt zurück und schmerzt wie ein Peitschenhieb. Der Leichenwagen holpert über Temposchwellen und vorbei an dem Eisentor, hinter dem der Garten der Ärztin liegt. Ein weißer Cadillac versperrt ihm den Weg. Es ist dunkel hier. Das Gummiband schnalzt, und Lucious stößt einen Fluch aus. Er erkennt den ovalen Aufkleber an der hinteren Stoßstange des Cadillac.

HH für Hilton Head.

Lucious beschließt, den verdammt Leichenwagen einfach hier stehen zu lassen. Schließlich fährt kein Mensch nachts durch diese dämliche Gasse. Am liebsten würde er den Cadillac bei der Polizei melden. Wäre doch zu komisch, wenn der Fahrer einen Strafzettel bekäme. Dann denkt er schadenfroh an YouTube und daran, wie er die Ärztin blamieren wird. Obwohl dieses Arschloch von einem Ermittler es mit einer schwarzen Schlampe treibt, hat er, Lucious, gerade mit eigenen Augen gesehen, wie die beiden sich ins Haus gestohlen haben. Der Typ hat doch schon ein Mädchen, und zwar ein scharfes, mit dem Lucious ihn im Autopsiesaal beim Knutschen beobachtet hat, ohne dass die beiden es ahnten. Soweit er im Bilde ist, hat Dr. Scarpetta oben im Norden ebenfalls einen Kerl. Ist das nicht ein Witz? Da hängt er, Lucious sich aus dem Fenster, um Werbung für seine Firma zu betreiben. Mit Engelszungen versucht er, diesem pampigen Ermittler klarzumachen, wie sehr er sich über Empfehlungen von ihm und seiner Chefin freuen würde. Und was ist der Lohn? Sie lachen hinter seinem Rücken über ihn und benachteiligen ihn mit Vorsatz! Das sollen sie ihm büßen!

Lucious schaltet Motor und Licht aus, steigt aus und mustert mit finsterner Miene den Cadillac. Dann öffnet er die Heckklappe des Leichenwagens, wo eine leere, am Boden verankerte Bahre und darauf ein Stapel ordentlich gefalteter weißer Laken und weißer Leichensäcke untergebracht sind. In einem Werkzeugkasten bewahrt er einen Camcorder und Ersatzakkus auf. Nachdem er die Heckklappe wieder geschlossen hat, betrachtet er noch einmal den Cadillac, schleicht dann daran vorbei und sucht nach dem besten Weg, sich unbemerkt dem Haus zu nähern.

Hinter der Scheibe der Fahrertür bewegt sich etwas, nur die Andeutung eines schwarzen Schattens im dunklen Wageninneren. Mit einem selbstzufriedenen Grinsen schaltet Lucious den Camcorder ein, um festzustellen, wie viel Speicherplatz noch frei ist. Wieder regt sich etwas im Cadillac. Lucious geht um das Fahrzeug herum und macht eine Aufnahme vom Nummernschild.

Wahrscheinlich ein knutsches Pärchen, eine Vorstellung, die er als erregend empfindet. Im nächsten

Moment aber ärgert er sich. Die beiden haben seine Scheinwerfer gesehen und ihm trotzdem nicht Platz gemacht. Sie haben keinen Respekt vor ihm und zwingen ihn, mit seinem Leichenwagen in der Dunkelheit anzuhalten, indem sie ihm den Weg versperren. So eine Rücksichtslosigkeit! Das werden sie noch bereuen. Also klopft er mit den Fingerknöcheln an die Scheibe, um ihnen einen ordentlichen Schreck einzujagen.

»Ich habe eure Autonummer!«, ruft er. »Und jetzt verständige ich die Polizei.«

Das brennende Scheit knistert. Auf dem Sims tickt eine englische Kaminuhr.

»Was ist wirklich mit dir los?«, fragt Scarpetta und betrachtet Marino. »Was fehlt dir?«

»Du hast mich gebeten herzukommen. Also habe ich angenommen, dass du diejenige bist, die ein Problem hat.«

»Das Problem liegt offenbar bei uns beiden. Findest du nicht? Du wirkst bedrückt. Du machst mich traurig. Die letzte Woche war ein Albtraum. Möchtest du mir nicht erzählen, warum du dich so verhältst?«, erwidert sie. »Oder soll ich es dir erklären?«

Das Feuer knistert.

»Bitte, Marino, mach den Mund auf.«

Er starrt ins Feuer. Schweigen.

»Ich weiß Bescheid über die E-Mails«, beginnt sie. »Aber das ist dir vermutlich bekannt, denn schließlich hast du Lucy letztens selbst gebeten, dem angeblichen Fehlalarm auf den Grund zu gehen.«

»Und daraufhin hast du sie damit beauftragt, in meinem Computer herumzuschnüffeln. So viel zum Thema Vertrauen.«

»Ach, ich denke, was Vertrauen angeht, solltest du dich besser bedeckt halten.«

»Ich lasse mir nicht den Mund verbieten.«

»Die Besichtigungstour mit deiner Freundin wurde von den Kameras aufgezeichnet. Ich habe mir den Film von vorn bis hinten angeschaut.«

Marinos Gesicht zuckt. Natürlich hat er von der Existenz der Kameras und Mikrophone gewusst. Dennoch scheint er keinen Gedanken daran verschwendet zu haben, dass er und Shandy beobachtet werden könnten. Offenbar hat es seine Vorstellungskraft überstiegen, dass Lucy die Bänder tatsächlich kontrollieren würde, auch wenn ihm klar war, dass jede Bewegung und jedes im Autopsiesaal gesprochene Wort aufgezeichnet wird. Unter gewöhnlichen Umständen hätte er mit dieser Einschätzung sogar recht gehabt und konnte ruhigen Gewissens davon ausgehen, dass niemand ihm auf die Schliche kommt. Allerdings macht es das noch verwerflicher.

»Überall sind Kameras«, sagt sie. »Hast du wirklich geglaubt, dass es niemand mitkriegt?«

Er schweigt.

»Ich dachte, der ermordete kleine Junge täte dir leid. Und trotzdem hast du den Leichensack geöffnet, um dich vor deiner Freundin mit dem Fall zu brüsten. Wie konntest du nur?«

Er weicht ihrem Blick aus und antwortet immer noch nicht.

»Marino, warum?«, beharrt sie.

»Es war ihre Idee. Das hättest du auf dem Band eigentlich sehen müssen«, erwidert er.

»Dass du ohne meine Erlaubnis jemanden herumführst, ist an sich schon schlimm genug. Aber welcher Teufel hat dich geritten, ihr die Leichen zu zeigen? Insbesondere die des Jungen?«

»Du kennst das Band nur, weil Lucy mir nachspioniert.« Finster blickt er sie an. »Shandy hat einfach nicht lockergelassen und sich geweigert, aus der Kühlkammer zu kommen, obwohl ich sie darum gebeten habe.«

»Erspare mir deine Ausreden.«

»Mich kotzt diese Hinterherschmöckelei an.«

»Und ich habe deine Lügen und deine gleichgültige Haltung satt«, entgegnet Scarpetta.

»Ich habe mir sowieso überlegt, ob ich kündigen soll«, gibt er in gehässigem Ton zurück. »Falls du deine Nase in meine E-Mails von Dr. Seif gesteckt hast, müsstest du eigentlich wissen, dass ich ein besseres Jobangebot habe. Ich habe es also nicht nötig, den Rest meines Lebens nach deiner Pfeife zu tanzen.«

»Kündigen? Du hoffst wohl eher, dass ich dich rausschmeiße? Denn das hättest du nach dieser Episode eigentlich verdient. Wir führen weder Besucher im Autopsiesaal herum, noch missbrauchen wir die armen Menschen, die bei uns landen, um uns in Szene zu setzen.«

»Mein Gott, warum müssen Frauen immer aus einer Mücke einen Elefanten machen, emotional werden und wahllos um sich schlagen? Los, schmeiß mich doch raus!«, antwortet er mit belegter Stimme, wobei er jedes Wort überbetont, wie es Betrunkene tun, wenn sie unbedingt nüchtern klingen wollen.

»Merkst du denn nicht, wie du Dr. Seif in die Hände spielst?«

»Du bist nur eifersüchtig, weil sie viel berühmter ist als du.«

»Hier redet nicht der Pete Marino, den ich kenne.«

»Und du bist nicht die Dr. Scarpetta, die ich kenne. Hast du gelesen, was sie sonst noch über dich schreibt?«

»Es war eine ganze Menge.«

»Du lebst eine Lüge. Warum gibst du es nicht endlich zu? Vielleicht hat Lucy es ja von dir.«

»Seit wann interessierst du dich so brennend für meine sexuellen Neigungen?«

»Weil du Angst hast, es dir einzugestehen.«

»Falls Dr. Seif mit ihren Andeutungen recht hätte, wäre es nicht das geringste Problem für mich. Es sind eher Menschen wie sie und du, die anscheinend Angst davor haben.«

Er lehnt sich zurück, und kurz sieht es aus, als hätte er Tränen in den Augen. Doch schon im nächsten Moment verhärten sich seine Züge wieder. Er starrt geradeaus ins Kaminfeuer.

»Das, was du gestern getan hast, passt nicht zu dem Marino, mit dem ich schon so viele Jahre befreundet bin«, sagt sie.

»Vielleicht ist das mein wirkliches Ich, und du wolltest es bloß nicht wahrhaben.«

»Ich weiß, dass das nicht stimmt. Was ist los mit dir?«

»Keine Ahnung, wie es so weit mit mir kommen konnte«, erwidert er. »Wenn ich zurückschaue, sehe ich einen Kerl, der eine Zeitlang ein recht guter Boxer war. Doch ich hatte keine Lust, mir die Birne weichprügeln zu lassen. Und davon, als Streifenpolizist durch New York zu laufen, hatte ich auch bald die Nase voll. Dann habe ich Doris geheiratet, die nach einer Weile genug von mir hatte, und hatte einen Perversen als Sohn, der inzwischen tot ist. Bis zum heutigen Tag jage ich kranken Arschlöchern hinterher, ohne eigentlich zu wissen, warum. Außerdem kapiere ich immer noch nicht, warum du das alles tust. Wahrscheinlich wirst du es mir auch nicht verraten.« Er schmolzt.

»Möglicherweise liegt es daran, dass ich in einem Haushalt aufgewachsen bin, wo nie ein Mensch richtig mit mir gesprochen hat. Nie hatte ich das Gefühl, etwas Wichtiges zu erfahren oder verstanden und ernst genommen zu werden. Vielleicht ist der Grund auch, dass ich das Sterben meines Vaters miterleben musste. Jedenfalls habe ich den Rest meines Lebens damit verbracht, die Macht zu begreifen, an der ich als Kind gescheitert bin: den Tod. Wahrscheinlich gibt es keine einfachen, ja, nicht einmal logische Gründe für das, was wir sind oder tun.«

Als sie ihn ansieht, weicht er ihrem Blick aus. »Es könnte auch sein, dass für dein Verhalten ebenfalls keine einfachen oder logischen Erklärungen existieren. Aber die Antwort interessiert mich trotzdem«, sagt Scarpetta.

»Früher war ich nicht dein Untergebener. Das ist der Unterschied.« Er steht auf. »Ich brauche jetzt einen Bourbon.«

»Ich glaube, du solltest jetzt nichts mehr trinken«, sagt sie bedrückt.

Doch er ignoriert sie. Außerdem weiß er, wo die Hausbar ist. Sie hört, wie er den Schrank öffnet und sich ein Glas herausnimmt. Dann geht eine andere Schranktür auf. Eine Flasche klappert. Ein volles Glas in der einen, die Flasche in der anderen Hand, kehrt er zurück. In ihrem Magen breitet sich ein unbehagliches Gefühl aus. Sie möchte, dass er jetzt geht, bringt es aber nicht über sich, ihn mitten in der Nacht betrunken auf die Straße zu setzen.

Marino stellt die Flasche auf den Couchtisch. »Damals in Richmond, ich als leitender Detective, du als Chefpfathologin, haben wir uns wirklich gut verstanden.« Er hebt sein Glas. Marino ist kein Mensch, der einfach nur nippen kann. Er trinkt einen großen Schluck. »Dann hast du deinen Job verloren, und ich habe

gekündigt. Und seitdem ist alles anders gelaufen als geplant. Ich fand Florida einfach spitze. Wir hatten ein Ausbildungszentrum, das absolut konkurrenzlos war. Ich war für die Ermittlungen zuständig, habe gutes Geld verdient und hatte sogar meine eigene Promi-Psychologin. Nicht dass ich eine Psychologin nötig gehabt hätte. Aber ich habe abgenommen und war in Topform. Mir ging es prima, bis ich die Therapie abgebrochen habe.«

»Wenn du weiter zu Dr. Seif gegangen wärst, hätte sie dich kaputtgemacht. Warum kapierst du einfach nicht, dass ihre E-Mails an dich nichts weiter als Versuche sind, dich für ihre Zwecke einzuspannen? Du weißt doch, was für ein Mensch sie ist. Du hast sie selbst bei Gericht erlebt und ihre Aussage gehört.«

Marino trinkt noch einen Schluck Bourbon. »Zum ersten Mal begegnest du einer Frau, die mehr Macht hat als du, und das kannst du nicht ertragen. Vielleicht stört dich ja meine Beziehung zu ihr. Und weil du deine Felle davonschwimmen siehst, verleumdest du sie. Schließlich sitzt du hier in der Provinz fest und bist außerdem auf dem besten Weg, zu heiraten und Hausfrau zu werden.«

»Spar dir deine Beleidigungen. Ich will mich nicht mit dir streiten.«

Er trinkt. Seine Wut lodert hoch. »Womöglich liegt es ja auch an meiner Beziehung zu ihr, dass du unbedingt aus Florida wegziehen wolltest. Inzwischen ist mir vieles klar.«

»Soweit ich im Bilde bin, sind wir wegen Hurrikan Wilma weggezogen«, entgegnet sie, und das flaue Gefühl in der Magengrube wird schlimmer. »Deswegen und weil ich wieder ein richtiges Büro und eine richtige Praxis gebraucht habe.«

Er leert sein Glas und schenkt nach.

»Du hast genug«, sagt sie.

»Stimmt exakt.« Er hebt das Glas und trinkt.

»Ich denke, ich rufe dir jetzt besser ein Taxi.«

»Vielleicht solltest du dir anderswo eine richtige Praxis einrichten und schleunigst von hier verschwinden. Das wäre sicher besser für dich.«

»Was besser für mich wäre, kannst du überhaupt nicht beurteilen«, entgegnet sie und mustert sein breites Gesicht eindringlich im flackernden Schein des Kaminfeuers. »Bitte trink nichts mehr. Du hast genug.«

»Richtig, ich habe genug.«

»Marino, bitte lass nicht zu, dass Dr. Seif einen Keil zwischen uns treibt.«

»Dazu brauche ich sie nicht. Das hast du ganz allein getan.«

»Bitte nicht.«

»Doch.« Er lallt und schwankt ein wenig. In seinen Augen ist ein beängstigendes Glitzern zu sehen. »Keine Ahnung, wie viele Tage mir noch bleiben. Schließlich bin ich kein Hellseher. Deshalb habe ich

nicht vor, meine Zeit in einer Stadt zu vergeuden, die mich ankotzt, und für eine Frau zu arbeiten, die so tut, als könnte ich ihr nicht das Wasser reichen. Du glaubst wohl, du wärst etwas Besseres als ich. Aber das stimmt nicht.«

»Was soll das heißen, du wüsstest nicht, wie viele Tage dir noch bleiben? Bist du etwa krank?«, fragt sie.

»Nur angewidert«, entgegnet er. »Und ich will, dass du das endlich begreifst.«

Noch nie hat sie ihn so betrunken erlebt. Er wankt, als er aufsteht, und verschüttet beim Einschenken den Bourbon. Am liebsten würde sie ihm die Flasche wegnehmen, doch sein Blick hindert sie daran.

»Es ist zu gefährlich, dass du allein wohnst«, sagt er mit schwerer Zunge. »Viel zu gefährlich. Du bist ganz allein in diesem kleinen alten Haus.«

»Ich habe fast immer allein gewohnt.«

»Ja. Und wo zum Teufel war Benton? Hoffentlich führt ihr beide eine harmonische Beziehung.«

Scarpetta sieht Marino zum ersten Mal so betrunken und voller Hass, und sie weiß nicht, wie sie sich verhalten soll.

»Ich muss momentan einige Entscheidungen treffen, und deshalb lege ich meine Karten jetzt auf den Tisch.« Beim Sprechen sprüht Speichel. Das Glas Bourbon in seiner Hand steht gefährlich schief. »Es langweilt mich zu Tode, für dich zu arbeiten.«

»Falls du das wirklich so empfindest, bin ich froh, dass du offen zu mir bist.« Allerdings führen ihre Beschwichtigungsversuche nur dazu, dass er noch mehr in Rage gerät.

»Benton, der reiche Schnösel. *Doktor* Wesley. Und weil ich keinen Dokortitel vorweisen kann, bin ich nicht gut genug für dich. Aber jetzt verrate ich dir mal etwas: Für Shandy bin ich gut genug, und sie ist auch nicht die Schlampe, für die du sie hältst. Sie kommt aus einer viel besseren Familie als du und ist nicht in einem Armenviertel von Miami aufgewachsen, mit einem Einwanderer-Vater, der in irgendeinem Supermarkt malocht hat.«

»Du bist betrunken. Wenn du möchtest, kannst du im Gästezimmer schlafen.«

»Deine Familie ist nicht besser als meine. Italiener, gerade erst vom Boot gekommen. Abend für Abend Makkaroni mit Tomatensauce, um Geld zu sparen.«

»Lass mich ein Taxi für dich rufen.«

Er knallt sein Glas auf den Couchtisch. »Ich finde es eine viel bessere Idee, wenn ich mich jetzt in den Sattel schwinge und losfahre.« Er muss sich an der Sessellehne festhalten.

»Du fasst das Motorrad nicht an«, warnt sie.

Er geht los und stößt gegen den Türrahmen, während sie seinen Arm umklammert. Als sie weiter versucht, ihn aufzuhalten, und ihn anfleht, nicht zu fahren, schleppt er sie fast bis zur Tür mit. Er kramt den

Motorradschlüssel aus der Tasche, doch sie reißt ihn ihm aus der Hand.

»Gib mir den Schlüssel, bevor ich unhöflich werden muss.«

Scarpetta steht in dem kleinen Flur an der Eingangstür und versteckt die Faust mit dem Schlüssel hinter dem Rücken. »Auf keinen Fall steigst du auf dieses Motorrad. Du kannst ja kaum noch gehen. Entweder nimmst du dir ein Taxi, oder du schläfst heute hier. Ich werde nicht zulassen, dass du dich oder jemand anderen umbringst. Bitte, hör doch auf mich.«

»Her damit!« Er glotzt sie mit stumpfem Blick an. Plötzlich ist er ein Kleiderschrank von einem Mann, den Scarpetta nicht mehr kennt, ein Fremder, der ihr womöglich wehtun wird. »Her damit!« Als er ihr Handgelenk packt, ist sie starr vor Angst.

»Marino, lass mich los.« Vergeblich versucht sie, ihren Arm seinem Schraubstockgriff zu entziehen. »Du tust mir weh.«

Als er auch ihr anderes Handgelenk umfasst, verwandelt sich ihre Angst in Panik. Sein gewaltiger Körper drückt sie an die Wand. Verzweifelt zermartert sie sich das Hirn nach einem Weg, ihn aufzuhalten, bevor er noch weiter geht.

»Marino, lass mich los. Du tust mir weh. Komm, wir setzen uns wieder ins Wohnzimmer.« Obwohl er ihr die Arme schmerzhaft nach hinten biegt, bemüht sie sich um einen ruhigen Ton. Er presst sie fest an sich. »Marino. Hör auf. Du willst das doch gar nicht. Du bist betrunken.«

Er fängt an, sie zu küssen und zu betatschen. Doch sie dreht den Kopf weg, schiebt seine Hände beiseite, sträubt sich aus Leibeskräften und fleht ihn an, das zu lassen. Der Motorradschlüssel fällt klappernd zu Boden, während er sie wieder küsst. Sie wehrt sich weiter und versucht, ihn zum Zuhören zu bringen. Aber er reißt ihr die Bluse auf. Sie schreit, dass er aufhören soll, und tut alles, um ihn zu stoppen. Als er an ihren Kleidern zerrt, stößt sie ihn fort und wiederholt ständig, dass er ihr wehtut. Aber irgendwann gibt sie die Überzeugungsversuche auf. Er ist nicht mehr er selbst, nicht mehr Marino, sondern ein Fremder, der sie in ihrem eigenen Haus angreift. Sie sieht die Pistole hinten in seinem Hosenbund, als er auf die Knie fällt und sich mit Händen und Mund an ihr vergeht.

»Marino? Willst du mich wirklich vergewaltigen? Marino?« Sie klingt so kühl und gelassen, als käme ihre Stimme von außerhalb ihres Körpers. »Marino? Willst du das? Willst du mich vergewaltigen? Ich weiß, dass du das nicht willst. Das weiß ich genau.«

Plötzlich hält er inne und lässt sie los. Die Luft bewegt sich wieder und fühlt sich auf ihrer von seinem Speichel befeuchteten und seinen groben Händen und seinen Bartstoppeln aufgerauten Haut kühl an. Er schlägt die Hände vors Gesicht, fällt auf die Knie, umfasst ihre Beine und beginnt zu schluchzen wie ein Kind. Während er weint, zieht sie ihm vorsichtig die Pistole aus dem Hosenbund.

»Lass los.« Sie versucht zurückzuweichen. »Lass mich los.«

Er verharrt auf den Knien, das Gesicht in die Hände vergraben. Scarpetta entfernt das Magazin und zieht den Hebel zurück, um sich zu vergewissern, dass keine Patrone in der Kammer ist. Nachdem sie die Pistole in der Schublade des Tischchens neben der Tür verstaut hat, hebt sie den Motorradschlüssel auf, um ihn und das Magazin der Pistole im Schirmständer zu verstecken. Dann hilft sie Marino auf die Beine

und führt ihn ins Gästezimmer neben der Küche. Er scheint das schmale Bett vollständig auszufüllen, als sie ihn hineinschiebt, ihm die Stiefel auszieht und eine Steppdecke über ihn breitet.

»Ich komme gleich wieder«, sagt sie und lässt das Licht an.

Im Gästebad füllt sie ein Glas mit Wasser und nimmt vier Advil-Kopfschmerztabletten aus einem Döschen. Anschließend schlüpft sie in einen Bademantel. Ihre Handgelenke schmerzen, ihre aufgeschürfte Haut brennt, und beim Gedanken an seine Hände, seinen Mund und seine Zunge wird ihr übel. Würgend beugt sie sich über die Toilette. Danach lehnt sie sich ans Waschbecken, atmet tief durch und betrachtet ihr gerötetes Gesicht im Spiegel. Sie ist sich ebenso fremd wie er. Nachdem sie sich das Gesicht mit kaltem Wasser gewaschen hat, spült sie sich den Mund aus und wäscht seine Berührungen und auch die Tränen weg. Es dauert eine Weile, bis sie sich wieder gefasst hat. Als sie ins Gästezimmer zurückkehrt, schnarcht er.

»Marino. Wach auf. Setz dich hin.« Sie hilft ihm dabei und klopft die Kissen hinter seinem Kopf zurecht. »Hier, nimm das und trink das Wasserglas aus. Du brauchst jetzt viel Flüssigkeit. Wahrscheinlich wirst du dich morgen früh miserabel fühlen, aber so wird es erträglicher.«

Er trinkt das Wasser und schluckt die Tabletten. Während sie das Glas nachfüllen geht, dreht er das Gesicht zur Wand. »Mach das Licht aus«, sagt er, wobei er ihr weiter den Rücken zukehrt.

»Du musst wach bleiben.«

Er antwortet nicht.

»Du brauchst mich nicht anzuschauen, aber du musst wach bleiben.«

Marino rührt sich nicht. Er stinkt nach Whisky, Zigaretten und Schweiß. Der Geruch erinnert Scarpetta an den Zwischenfall von gerade eben, und sie spürt wieder die wunden Stellen und seine Hände an ihrem Körper. Brechreiz steigt in ihr auf.

»Keine Angst«, sagt er mit belegter Stimme. »Ich haue ab. Du musst mich nie mehr wiedersehen. Ich verschwinde für immer.«

»Du bist sturzbetrunken und weißt nicht, was du tust«, erwidert sie. »Allerdings möchte ich, dass du dich daran erinnerst. Du wirst lange genug wach bleiben, damit du morgen früh nicht vergessen hast, was passiert ist. Nur so können wir das Problem klären.«

»Was ist nur los mit mir? Beinahe hätte ich den Kerl erschossen. Ich konnte mich kaum noch beherrschen. Ich weiß nicht, welcher Teufel mich geritten hat.«

»Wen hättest du beinahe erschossen?«, fragt sie.

»Den Burschen im Saloon.« Seine Zunge ist schwer. »Keine Ahnung, was in mich gefahren war.«

»Erzähl mir, was im Saloon vorgefallen ist.«

Schweigend starrt er an die Wand. Sein Atem geht stoßweise.

»Wen hättest du beinahe erschossen?«, wiederholt sie mit lauter Stimme.

»Er behauptete, jemand hätte ihn geschickt.“

»Geschickt?«

»Er hat dir gedroht. Deshalb war ich kurz davor, abzurücken. Und dann fahre ich zu dir und benehme mich auch nicht besser als er. Am besten bringe ich mich um.«

»Das wirst du nicht tun.«

»Es wäre aber wirklich besser.«

»Nein, du würdest alles nur noch schlimmer machen. Verstehst du mich?«

Er antwortet nicht und weicht ihrem Blick aus.

»Wenn du dich umbringst, werde ich dich weder bemitleiden noch dir verzeihen«, fährt sie fort. »Selbstmord ist Egoismus in Reinkultur. Wir werden es dir für immer übelnehmen.«

»Ich bin nicht gut genug für dich. Daran wird sich auch nie etwas ändern. Los, sag es schon, damit wir es endlich hinter uns haben.« Er spricht, als hätte er einen Lappen im Mund.

Als das Telefon am Nachttisch läutet, hebt sie ab.

»Ich bin es«, beginnt Benton. »Hast du meine Mail gelesen? Wie geht es dir?«

»Ja, und dir?«

»Kay, ist alles in Ordnung?“

»Ja, und du?«

»Verdammt, ist jemand bei dir?«, fragt er erschrocken.

»Alles bestens.«

»Kay? Ist jemand bei dir?«

»Lass uns morgen reden. Ich habe beschlossen, zu Hause zu bleiben und etwas im Garten zu tun. Bull wollte vorbeikommen, um mir zu helfen.«

»Bist du sicher, dass du ihm trauen kannst?«

»Inzwischen schon«, antwortet sie.

Vier Uhr morgens in Hilton Head. Schwere Wellen tragen weiße Gischt an den Strand. Es sieht aus, als hätte die bewegte See Schaum vor dem Mund.

Will Rambo geht lautlos die Holzstufen hinunter, schleicht sich den Steg entlang und klettert über das

abgeschlossene Tor. Die Villa im pseudoitalienischen Stil hat verputzte Mauern, mehrere Kamine und ein mit roten Dachpfannen gedecktes steiles Satteldach und strotzt nur so von Torbögen. Hinter dem Haus stehen kupferne Laternen und ein Tisch mit Steinplatte, übersät mit schmutzigen Aschenbechern und leeren Gläsern. Vor kurzem hat er hier ihren Autoschlüssel gefunden. Seitdem muss sie den Ersatzschlüssel benutzen. Aber sie fährt sowieso nur noch selten und bleibt meistens zu Hause. Während Will auf Zehenspitzen durch den Garten geht, schwanken Palmen und Pinien im Wind.

Die Bäume bewegten sich wie Zauberstäbe. Rom lag unter ihrem Bann. Blütenblätter wehten wie Schnee die Via di Monte Tarpeo entlang. Die Mohnblumen leuchteten blutrot. Die Glyzinie, die sich die alten Backsteinmauern hinaufrankte, war so violett wie ein Bluterguss. Tauben trippelten über die Stufen, und zwischen den Ruinen fütterten Frauen wilde Katzen mit auf Plastiktellern mitgebrachtem Whiskas und Eiern.

Ein schöner Tag für einen Spaziergang, denn es waren kaum Touristen unterwegs. Sie war leicht beschwipst, schien sich in seiner Gegenwart aber so wohl und sicher zu fühlen, wie er es geplant hatte.

»Ich würde dich gern mit meinem Vater bekannt machen«, schlug er ihr vor, als sie auf einer Mauer saßen und die wilden Katzen beobachteten. Sie hatte Mitleid mit den armen, durch Inzucht verkrüppelten streunenden Katzen und fand, dass jemand sich um sie kümmern müsse.

»Das sind keine Streuner, sie sind wild. Das ist ein Unterschied. Diese wilden Katzen wollen hier leben und würden dich in Stücke reißen, wenn du versuchen würdest, sie zu retten. Sie wurden nicht ausgesetzt und führen kein elendes Dasein, das nur daraus besteht, die Mülltonnen zu durchwühlen und sich in Löchern zu verstecken, bis sie jemand einfängt und einschläfert.«

»Warum sollte man sie denn einschläfern?«, fragte sie.

»Einfach so. Jedenfalls würde das passieren, wenn man sie von ihrem Zufluchtsort vertreibt. Dann wären sie nämlich vielen Bedrohungen ausgesetzt, würden von Autos überfahren oder von Hunden gejagt und wären immer auf der Flucht. Das würden sie nicht lange überleben. Schau dir dagegen diese Katzen an. Sie werden in Ruhe gelassen, und niemand kommt ihnen zu nah, wenn sie es nicht wollen. Sie fühlen sich wohl hier unten in den Ruinen.«

»Du bist komisch«, sagte sie und versetzte ihm einen Rippenstoß. »Jedenfalls habe ich das anfangs gedacht. Aber ich finde dich trotzdem süß.«

»Komm«, sagte er und half ihr von der Mauer.

»Mir ist heiß«, beklagte sie sich. Denn er hatte ihr seinen langen schwarzen Mantel umgelegt und ihr eine Mütze und seine dunkle Brille aufgesetzt, obwohl es weder kühl noch sonnig war.

»Du weißt doch genau, dass die Leute dich sonst anstarren würden, weil du so berühmt bist«, erklärte er. »Und so etwas wollen wir doch vermeiden.«

»Ich muss zu meinen Freundinnen. Sonst glauben die noch, ich wäre entführt worden.«

»Komm. Schau dir zuerst die Wohnung an. Sie ist wirklich beeindruckend. Ich fahre dich hin. Du bist sicher müde. Deine Freundinnen kannst du ja von dort aus anrufen und sie zu uns einladen. Wir

haben guten Wein und Käse da.«

Dann war da Dunkelheit, so als wäre in seinem Kopf ein Licht ausgegangen. Als er aufwachte, sah er Szenen, zusammengesetzt aus schimmernden Splittern, die an die Scherben eines zerbrochenen Buntglasfensters erinnerten, das früher eine - vielleicht wahre - Geschichte erzählt hat.

Die Treppe an der Nordseite des Hauses ist schon lange nicht mehr gefegt worden. Seit die Haushälterin zum letzten Mal vor knapp zwei Monaten hier gewesen ist, hat niemand die Tür zur Waschküche geöffnet. Zu beiden Seiten der Treppe wachsen Hibiskusbüsche. Hinter einer Glasscheibe sieht er die Bedienungskonsole der Alarmanlage, auf der ein rotes Lämpchen leuchtet. Er öffnet den Anglerkoffer und holt einen Glasschneider mit gebogenem Griff und Karbidklinge heraus. Nachdem er ein Loch in die Scheibe gesägt hat, legt er das herausgeschnittene Stück auf die sandige Erde hinter die Büsche. Drinnen beginnt der Welp in seinem Zwinger zu bellen. Will verharret ganz ruhig. Er greift durch das Loch, schiebt den Riegel zurück und öffnet die Tür. Die Alarmanlage geht los. Als er den Code eingibt, verstummt sie.

Nun ist er in dem Haus, das er schon seit vielen Monaten beobachtet. So lange hat er sich alles ausgemalt und sorgfältig geplant, dass die Tat an sich ein Kinderspiel und deshalb fast ein wenig enttäuschend ist. Er geht in die Hocke, steckt seine sandigen Finger durch die Ritzen in dem Drahtkäfig und flüstert dem Basset zu: »Alles in Ordnung. Alles wird gut.«

Der Basset hört auf zu bellen. Will lässt den Hund an seinem Handrücken lecken, der frei von Klebstoff und Sand ist. »Guter Junge«, raunt er. »Keine Angst.«

Seine sandigen Füße tragen ihn von der Waschküche in die Richtung, aus der die Geräusche des Films kommen, der wie immer im Wohnzimmer läuft. Sie hat die schlechte Angewohnheit, die Tür weit offen zu lassen, wenn sie zum Rauchen nach draußen geht. Dann sitzt sie auf den Stufen und starrt in den Swimmingpool mit dem schwarzen Boden, der an eine klaffende Wunde erinnert. Ein Teil des Qualms weht ins Haus, wenn sie mit ihrer Zigarette dasitzt und in den Pool stiert. Auf diese Weise kann der Rauch sich auf sämtlichen Oberflächen ablagern, sodass die Luft im Haus für Will abgestanden und stumpf riecht. Die Atmosphäre im Raum ist ebenso bleiern und mattgrau wie seine Bewohnerin. Ein abstoßender Geruch, der Will an den Tod erinnert.

Wände und Decke sind ockerfarben und rötlich braun gestrichen. Erdtöne. Der Steinfußboden hat die Farbe des Meeres. Jede Tür besitzt einen runden Bogen. Der Bärenklau in den riesigen Töpfen ist schlaff und braun, da sie die Pflanzen nicht richtig gießt. Auf dem Steinfußboden liegen dunkle Haare - Kopfhaare und Schamhaare -, weil sie, manchmal nackt, hin und her läuft und sie sich ausreißt. Sie selbst liegt schlafend auf dem Sofa und hat ihm den Rücken zugekehrt. Die kahle Stelle an ihrem Hinterkopf leuchtet bleich wie der Vollmond.

Seine nackten sandigen Füße verursachen kein Geräusch. Der Film läuft weiter. Michael Douglas und Glenn Close trinken Wein, begleitet von einer Arie aus *Madame Butterfly*, die aus der Stereoanlage dringt. Will bleibt im Türbogen stehen und sieht sich *Eine verhängnisvolle Affäre* an. Inzwischen kennt er den Film auswendig, so oft hat er ihn sich mit ihr - von der anderen Seite des Fensters aus - angeschaut, ohne dass sie etwas davon ahnte. Er hört die Dialoge in seinem Kopf, bevor die Darsteller die Sätze aussprechen. Michael Douglas will gehen, Glenn Close zerreißt zornig sein Hemd.

Reißen und zerren, um endlich an das heranzukommen, was sich darunter verbirgt. Er hatte so viel

Blut an den Händen, dass die Farbe seiner Haut nicht mehr zu erkennen war, als er versuchte, Roger die Gedärme zurück in den Leib zu schieben. Wind und Sand peitschten auf sie beide ein, und sie konnten einander kaum noch sehen, geschweige denn sich verständlich machen.

Sie schläft auf dem Sofa weiter, ist offenbar zu betrunken oder mit Tabletten vollgepumpt, um ihn zu hören. Deshalb spürt sie nicht, wie sein Geist neben ihr schwebt und darauf wartet, sie davonzutragen. Sie wird ihm dankbar sein.

»Will! Hilf mir! Bitte hilf mir! Oh, bitte, Gott!« Seine Schreie. »Es tut so weh! Bitte lass mich nicht sterben!«

»Du wirst nicht sterben.« Er hielt ihn im Arm. »Ich bin ja da. Ich bin da. Ich bleibe bei dir.«

»Ich halte das nicht aus.«

»Gott lädt einem nie mehr auf, als man tragen kann.« Die Worte seines Vaters seit Wills Kindheit. »Das stimmt nicht.«

»Was stimmt nicht?«, fragte sein Vater in Rom, als sie im Wohnzimmer Wein tranken und Will den antiken Steinfuß in der Hand hielt.

»Es war überall auf meinen Händen und meinem Gesicht. Ich habe es geschmeckt. Ihn geschmeckt. Ich habe so viel von ihm geschmeckt, wie ich konnte, um ihn in mir am Leben zu erhalten, weil ich ihm versprochen hatte, dass er nicht sterben würde.«

»Lass uns draußen einen Kaffee trinken gehen.«

Will betätigt den Knopf an der Wand, um die Lautsprecher aufzudrehen, bis der Film in voller Lautstärke dröhnt. Sie fährt hoch und fängt an zu schreien. Doch der Films übertönt ihre Stimme, als er sich über sie beugt, ihr einen sandigen Finger auf die Lippen legt und langsam den Kopf schüttelt, damit sie still ist. Er schenkt ihr Wodka nach, reicht ihr das Glas und fordert sie mit einer Kopfbewegung zum Trinken auf. Dann stellt er Anglerkoffer, Taschenlampe und Kamera auf den Teppich, setzt sich neben sie aufs Sofa und blickt tief in ihre glasigen, blutunterlaufenen Augen, in denen sich Panik breitmacht. Wimpern hat sie keine mehr, weil sie sich alle ausgerissen hat. Sie macht keine Anstalten, aufzustehen und zu fliehen. Als er ihr wieder mit einer Kopfbewegung bedeutet, dass sie trinken soll, gehorcht sie. Offenbar hat sie sich schon mit dem abgefunden, was jetzt geschehen wird. Sie wird ihm dankbar sein.

Der Film läuft so laut, dass er alles übertönt. »Bitte, tun Sie mir nicht weh«, liest er ihr von den Lippen ab. Früher ist sie einmal hübsch gewesen.

»Pssst.« Wieder bringt er sie mit einem Kopfschütteln zum Schweigen. Sein sandiger Finger berührt erneut ihre Lippen und presst sich fest an ihre Zähne. Dann öffnet er den Anglerkoffer. Darin befinden sich weitere Röhrchen mit Klebstoff und Klebstoffentferner sowie die Tüte mit Sand und eine achtzehn Zentimeter lange zweischneidige Laubsäge mit schwarzem Griff und Ersatzsägeblättern und dazu verschiedene Bastlermesser.

Die Stimme in seinem Kopf. Rogers Schreie. Blutiger Schaum quillt ihm über die Lippen. Nur dass es nicht Roger ist, der da schreit, sondern eine Frau. »Bitte tun Sie mir nicht weh!«, fleht sie mit blutigen

Lippen.

Währenddessen fordert Glenn Close Michael Douglas auf, sich zu verpissen. Der Ton des Films hallt in dem großen Raum wider.

Sie schluchzt in Todesangst und zuckt, als hätte sie einen Anfall. Er zieht die Beine hoch und lässt sich im Schneidersitz nieder. Als sie seine Schmirgelpapier-Hände, seine sandigen Fußsohlen und den Anglerkoffer und die Kamera auf dem Boden bemerkt, spiegelt sich die Erkenntnis des Unvermeidlichen in ihrem geröteten, verquollenen Gesicht. Er sieht ihre ungepflegten Nägel und wird von demselben Gefühl ergriffen wie immer, wenn er Menschen, die Unerträgliches erleiden, in seine starken Arme nimmt und sie von ihren Qualen erlöst.

Die Bässe des Lautsprechers dringen ihm bis ins Mark.

Ihre wunden, blutigen Lippen bewegen sich. »Bitte tun Sie mir nicht weh, bitte, bitte nicht«, schluchzt sie. Ihre Nase läuft, und sie fährt sich mit der Zunge über die Lippen. »Was wollen Sie von mir? Geld? Bitte tun Sie mir nichts.« Ihre Lippen zucken.

Er zieht Hemd und Khakihose aus, faltet sie ordentlich zusammen und legt sie auf den Couchtisch. Obenauf kommt die Unterwäsche. Er spürt seine Macht, die ihm ins Gehirn fährt wie ein elektrischer Schlag. Dann packt er sie fest an den Handgelenken.

Morgengrauen. Es sieht nach Regen aus.

Rose blickt aus dem Fenster ihrer Eckwohnung und betrachtet das Meer, das sanft an den Deich auf der anderen Seite des Murray Boulevard schwappt. Rings um das Haus, in dem sie wohnt - ein ehemaliges Luxushotel -, gruppieren sich einige der teuersten Villen von Charleston, prachtvolle Anwesen direkt am Strand, die Rose fotografiert und deren Bilder sie in ein Album eingeklebt hat. Hin und wieder blättert sie darin, denn sie fühlt sich von den Ereignissen der letzten Zeit überrollt. Ihr Leben ist gleichzeitig ein Traum und ein Albtraum geworden.

Beim Umzug nach Charleston war ihre einzige Bedingung gewesen, dass sie am Wasser wohnen will. »Nah genug, damit ich merke, dass es da ist«, lauteten ihre Worte. »Wahrscheinlich ist es das letzte Mal, dass ich Ihnen irgendwohin folge«, hat sie dann zu Scarpetta gemeint. »In meinem Alter habe ich keine Lust mehr auf Gartenarbeit, und außerdem wollte ich schon immer am Wasser leben - allerdings nicht an einem Sumpf, wo es nach faulen Eiern riecht. Für mich wäre es das Schönste, das Meer in Laufnähe zu haben.«

Die Wohnungssuche hatte eine geraume Zeit in Anspruch genommen. Schließlich fand Rose die heruntergekommene Wohnung am Ashley River, die Scarpetta, Lucy und Marino für sie renoviert haben, ohne dass es sie einen Penny gekostet hätte. Anschließend hat Scarpetta auch noch ihr Gehalt erhöht, da Rose sich die Miete sonst nie hätte leisten können. Allerdings hat nie jemand ein Wort darüber verloren. Scarpetta sagte nur, Charleston sei im Vergleich mit den Städten, wo sie früher gelebt hätten, ein teures Pflaster. Und selbst wenn das nicht ganz stimme, habe Rose eine Gehaltserhöhung wirklich verdient.

Rose macht sich einen Kaffee und sieht sich die Nachrichten an, während sie auf Marinos Anruf wartet. Wieder vergeht eine Stunde, und allmählich fragt sie sich, wo er wohl stecken mag. Eine weitere Stunde verstreicht, ohne dass er sich gemeldet hätte. Rose wird langsam ungeduldig. Schließlich hat sie ihm mehrere Nachrichten mit dem Inhalt hinterlassen, sie werde heute Vormittag nicht im Büro sein. Außerdem hat sie ihn gebeten, vorbeizuschauen und ihr beim Umstellen ihres Sofas zu helfen. Hinzu kommt, dass sie dringend mit ihm reden muss. Sie hat es Scarpetta versprochen - *und was man heute kann besorgen* ... Inzwischen ist es kurz vor zehn. Als sie wieder Marinos Mobilfunknummer wählt, springt sofort die Mailbox an. Rose sieht aus dem offenen Fenster. Vom Deich weht kühle Luft herüber. Das Wasser ist aufgewühlt und bewegt und hat eine zinngraue Farbe.

Eigentlich müsste ihr Verstand ihr davon abraten, das Sofa allein verrücken zu wollen. Doch mittlerweile ist sie ungeduldig und gereizt genug, um es auf einen Versuch ankommen zu lassen. Hustend sagt sie sich, dass es Wahnsinn wäre, es zu wagen, auch wenn solch ein Unterfangen vor nicht allzu langer Zeit verhältnismäßig mühelos zu bewältigen gewesen wäre. Müde sitzt sie da und schwelgt in Erinnerungen an den vergangenen Abend. Auf ebendiesem Sofa haben sie miteinander gesprochen, sich an den Händen gehalten und sich geküsst, und Rose hat Dinge empfunden, die sie längst verloren geglaubt hatte. Allerdings hat sie sich dabei gefragt, wie lange es wohl dauern wird. Die Zeit wird knapp, und der Abschied wird ihr schwerfallen. Plötzlich wird sie von einer Trauer ergriffen, die so tief und düster ist, dass es zwecklos wäre, sie ergründen zu wollen.

Das Telefon läutet: Lucy.

»Wie ist es gelaufen?«, fragt Rose.

»Nate lässt Grüße bestellen.«

»Mich interessiert eher seine Diagnose.«

»Nichts Neues.«

»Das ist doch ausgezeichnet.« Rose geht zum Küchentresen und greift nach der Fernbedienung des Fernsehers. Sie holt tief Luft. »Marino wollte eigentlich herkommen und mein Sofa umstellen, aber wie immer ...«

Eine Pause. »Das ist einer der Gründe, warum ich anrufe«, erwidert Lucy dann. »Ich wollte Tante Kay einen Besuch abstatten und ihr von meinem Termin mit Nate erzählen. Sie weiß nämlich nicht, dass ich bei ihm war. Ich erwähne es immer lieber erst danach, damit sie sich nicht mit Sorgen zermüht. Marinos Motorrad steht vor ihrem Haus.«

»Hat sie Sie erwartet?«

»Nein.«

»Um wie viel Uhr war das?«

»Gegen acht.«

»Unmöglich. Um acht liegt Marino normalerweise noch im Koma«, antwortet Rose. »Wenigstens in letzter Zeit.«

»Also bin ich zu Starbucks gefahren und etwa um neun zu ihrem Haus zurückgekehrt. Und wissen Sie was? Ich bin seiner Kartoffelchips-Freundin in ihrem BMW begegnet.«

»War das auch sicher keine Verwechslung?«

»Soll ich Ihnen ihr Autokennzeichen oder ihr Geburtsdatum durchgeben? Oder wollen Sie ihren Kontostand wissen - übrigens nicht gerade üppig. Offenbar hat sie den Großteil ihrer Kohle zum Fenster rausgeworfen. Außerdem scheint ihr reicher Daddy ihr in seinem Testament nichts vermacht zu haben. Das an sich spricht doch schon Bände. Allerdings hat sie in letzter Zeit immer wieder Geld aus unbekannter Quelle eingezahlt und es in null Komma nichts wieder ausgegeben.«

»Klingt gar nicht gut. Hat sie Sie bemerkt?«

»Ich war im Ferrari unterwegs. Sie müsste also nicht nur eine blöde Fotze, sondern auch blind ... Entschuldigung.«

»Kein Problem. Ich weiß, was eine Fotze ist, und der Ausdruck passt vermutlich. Aber leider hat Marino anscheinend eine Schwäche für solche Frauen.«

»Sie klingen gar nicht gut. So als ob Sie nicht richtig Luft kriegen«, sagt Lucy. »Soll ich vorbeikommen und Ihnen mit dem Sofa helfen?«

»Ich bin zu Hause«, erwidert Rose. Sie hustet, während sie auflegt.

Als sie den Fernseher einschaltet, sieht sie, wie ein Tennisball im Aus eine rote Staubwolke aufwirbelt. Drew Martins Aufschläge sind so schnell und unerreichbar, dass ihre Gegnerin offenbar das Handtuch geworfen hat. CNN bringt Aufzeichnungen von den letztjährigen French Open und berichtet unverdrossen weiter über Drew. Immer wieder Beiträge über ihre Tennisturniere, ihr Leben und ihren Tod in Endlosschleife. Schon wieder neue Bilder. Rom. Die Altstadt. Dann die kleine Baustelle, von der Polizei mit gelbem Band abgesperrt. Zuckende Blaulichter.

»Was können wir derzeit sagen? Gibt es neue Entwicklungen?«

»Die römischen Behörden hüllen sich weiterhin in Schweigen. Wie es aussieht, gibt es weder Hinweise noch Verdächtige, sodass dieses grausige Verbrechen auch weiterhin ein Geheimnis bleibt. Die Einheimischen fragen sich, warum es nicht vorangeht, und legen immer wieder Blumen am Rand der Baustelle ab, wo die Leiche gefunden wurde.«

Weitere Filmausschnitte. Rose bemüht sich wegzuschauen, denn schließlich hat sie die Filmsequenzen schon oft genug gesehen. Doch sie kann den Blick nicht davon abwenden.

Drew schlägt eine Rückhand.

Drew stürmt zum Netz. Ihr Schmetterball fliegt bis zur Zuschauertribüne. Das Publikum springt auf und spendet tosenden Beifall.

Drews hübsches Gesicht in Dr. Seifs Sendung. Sie spricht schnell und wechselt sprunghaft immer wieder das Thema, offenbar aufgeregt, weil sie gerade die U.S. Open gewonnen hat und als »Tiger Wood des Tennis« bezeichnet worden ist. Dr. Seif beugt sich vertraulich zu ihr hinüber und bohrt aufdringlich in ihrem Privatleben herum.

»Sind Sie noch Jungfrau, Drew?«

Drew lacht und schlägt errötend die Hände vors Gesicht.

»Nicht so schüchtern.« Dr. Seif lächelt herablassend. »Diese Frage stelle ich allen meinen Gästen.« Dann, ans Publikum gewandt: »Scham. Warum schämen wir uns, wenn wir über Sex sprechen?«

»Ich habe meine Jungfräulichkeit mit zehn verloren«, sagt Drew. »Und zwar an das Fahrrad meines Bruders.« Das Publikum tobt.

»Drew Martin, tot mit süßen sechzehn«, verkündet der Nachrichtensprecher.

Rose schafft es, das Sofa quer durchs Wohnzimmer zur Wand zu schieben. Dann setzt sie sich darauf und bricht in Tränen aus. Doch schon im nächsten Moment springt sie wieder auf und läuft weinend im Zimmer hin und her. Sie hasse den Tod, schluchzt sie. Gewalt könne sie nicht ertragen. Sie hasse auch sie, ja, sie hasse eigentlich die ganze Welt. Rose holt ein Döschen mit vom Arzt verschriebenen Tabletten aus dem Bad und schenkt sich in der Küche ein Glas Wein ein. Dann spült sie eine Tablette mit Wein hinunter. Da sie wieder zu husten beginnt und nach Atem ringt, nimmt sie kurz darauf die zweite Tablette. Als das Telefon läutet, ist sie so unsicher auf den Beinen, dass sie danebengreift, den Hörer fallen lässt und ihn

erst mühsam wieder aufheben muss.

»Hallo?«

»Rose?«, fragt Scarpetta.

»Ich sollte mir die Nachrichten nicht anschauen.“

»Weinen Sie?«

Das Zimmer dreht sich. Sie sieht doppelt. »Es ist nur die Grippe.“

»Ich komme sofort«, erwidert Scarpetta.

Marino lässt den Kopf an die Kopfstütze sinken. Seine Augen sind hinter einer dunklen Brille verborgen, seine Pranken ruhen auf seinen Oberschenkeln.

Er trägt dieselben Sachen wie gestern Nacht, und man merkt ihnen an, dass er auch darin geschlafen hat. Sein Gesicht ist hochrot, und er düstet den muffigen Geruch eines Betrunkenen aus, der sich seit einer Weile nicht mehr gewaschen hat. Sein Anblick und Gestank rufen in Scarpetta Erinnerungen wach, die sie lieber vergessen würde. Außerdem spürt sie schmerzhaft die Abschürfungen an Körperstellen, die er nie hätte sehen oder berühren dürfen. Sie hat sich in Schichten von Baumwolle und Seide gehüllt, Stoffe, die sanft auf der Haut liegen. Ihre Bluse ist bis oben zugeknöpft, der Reißverschluss der Jacke hochgezogen. Um ihre Verletzungen zu verstecken. Und die Demütigung. In seiner Gegenwart fühlt sie sich machtlos und wie nackt.

Während der Fahrt herrscht dröhnendes Schweigen. Im Auto riecht es nach Knoblauch und würzigem Käse, obwohl das Beifahrerfenster offen steht.

»Das Licht tut mir in den Augen weh«, beschwert er sich. »Nicht auszuhalten. Es bringt mich noch um.«

Das hat er schon einige Male wiederholt, wohl um die unausgesprochene Frage zu beantworten, warum er Scarpetta nicht ansieht und trotz des bewölkten regnerischen Himmels die Sonnenbrille nicht abnimmt. Als sie ihm vor einer knappen Stunde Kaffee und trockenen Toast ans Bett gebracht hat, hat er sich stöhnend aufgesetzt und sich den Kopf gehalten. Sein »Wo bin ich?« klang jedoch nicht sehr überzeugend.

»Du warst gestern Abend sehr betrunken.« Sie stellte Kaffee und Toast neben das Bett. »Schon vergessen?«

»Wenn ich was esse, muss ich kotzen.«

»Erinnerst du dich an letzte Nacht?«

Trotz seiner Antwort, er wisse nur noch, dass er auf seinem Motorrad zu ihr gefahren sei, sagte ihr seine Miene, dass die Gedächtnislücke nur vorgetäuscht war. Doch die Übelkeit hat offenbar nicht nachgelassen.

»Warum musstest du das ganze Auto mit Lebensmitteln vollpacken? Mir wird schlecht, wenn ich Essen rieche.“

»Dein Pech. Rose hat die Grippe.«

Scarpetta stellt den Wagen auf dem Parkplatz neben dem Haus ab, in dem Rose wohnt.

»Ich habe keine Lust, mich anzustecken«, quengelt Marino.

»Dann bleib eben im Auto.«

»Was hast du mit meiner Pistole gemacht?« Auch diese Frage hat er schon mehrfach gestellt.

»Wie ich bereits sagte, sie ist an einem sicheren Ort.«

Scarpetta steigt aus. Auf dem Rücksitz steht eine Kiste mit abgedeckten Schüsseln. Sie hat die ganze Nacht am Herd gestanden und genug Tagliolini mit Fontina-Käse, Lasagne Bolognese und Gemüsesuppe gekocht, um zwanzig Personen durchzufüttern.

»In deinem Zustand gestern Nacht war eine geladene Pistole nichts für dich«, fügt sie hinzu.

»Ich will wissen, wo sie ist. Was hast du damit gemacht?«

Er geht ein Stück vor ihr her, ohne ihr anzubieten, die Kiste für sie zu tragen.

»Da kann ich mich nur wiederholen. Ich habe sie dir gestern Nacht abgenommen. Den Motorradschlüssel ebenfalls, weil du darauf bestanden hast, selbst nach Hause zu fahren, obwohl du kaum noch gerade stehen konntest. Schon vergessen?«

»Der Bourbon, den du im Haus hattest«, erwidert er, während sie durch den Regen auf das weiße Gebäude zusteuern. »Booker's.« Als wäre es ihre Schuld. »Einen guten Bourbon wie den kann ich mir nicht leisten. Der gleitet so sanft die Kehle runter, dass man gar nicht merkt, wie viel Volt er hat.«

»Also bin ich jetzt wohl für deinen Zustand verantwortlich.«

»Keine Ahnung, warum du so starken Alkohol im Haus hast.«

»Du hast ihn selbst an Silvester mitgebracht.«

»Ich fühle mich, als hätte mir jemand eins mit dem Wagenheber übergezogen«, schimpft er, als sie die Vordertreppe hinaufsteigen. Der Portier lässt sie hinein.

»Guten Morgen, Ed«, begrüßt ihn Scarpetta. Aus seinem Büro am Flur ist ein Fernseher zu hören. Es laufen die Nachrichten, weitere Meldungen über den Mord an Drew Martin.

Ed wirft einen Blick in Richtung Büro. »Wirklich ein Jammer«, bemerkt er kopfschüttelnd. »Sie war ein nettes Mädchen. Ich habe Sie hier gesehen, kurz bevor sie ermordet wurde. Immer wenn sie durch diese Tür kam, hat sie mir zwanzig Dollar Trinkgeld gegeben. Eine Tragödie. So ein reizendes Mädchen. Und überhaupt nicht arrogant.«

»Hat sie denn hier gewohnt?«, wundert sich Scarpetta. »Ich dachte sie wäre immer im *Charleston Place Hotel* abgestiegen, wenn sie in der Stadt war. Zumindest hieß es so in den Nachrichten.«

»Ihr Trainer hat hier eine Wohnung, die er allerdings kaum nutzt«, erwidert Ed.

Scarpetta fragt sich, warum ihr das niemand erzählt hat. Doch jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt, um nachzuhaken, denn sie macht sich Sorgen um Rose. Ed holt den Aufzug und drückt auf den Knopf für die Etage, in der Rose wohnt.

Die Türen schließen sich. Marinos dunkle Brille starrt geradeaus.

»Ich glaube, ich habe Migräne«, sagt er. »Hast du etwas gegen Migräne da?«

»Du hast bereits achthundert Milligramm Ibuprofen intus. In den nächsten fünf Stunden gibt es nichts.«

»Das hilft aber nicht gegen Migräne. Warum musstest du nur dieses Zeug im Haus haben? Ich fühle mich, als hätte mir jemand K.-o.-Tropfen untergejubelt.«

»Der Einzige, der dir was untergejubelt hat, bist du selbst.«

»Ich fasse es nicht, dass du Bull tatsächlich angerufen hast. Was, wenn er gefährlich ist?«

Angesichts der Vorfälle der letzten Nacht redet da der Richtige.

»Hoffentlich fragst du ihn nicht als Nächstes, ob er nicht im Autopsiesaal aushelfen möchte«, fährt Marino fort. »Er hat doch keine Ahnung und wird uns nur im Weg herumstehen.«

»Darüber kann ich mir jetzt keine Gedanken machen. Zuerst müssen wir uns um Rose kümmern. Und du solltest endlich aufhören, um dich selbst zu kreisen.« Wut steigt in ihr hoch. Raschen Schrittes marschiert sie den weiß getünchten und mit einem abgetretenen blauen Teppich ausgelegten Flur entlang.

Als sie an Roses Wohnungstür läutet, macht niemand auf, und bis auf den Fernseher ist von drinnen nichts zu hören. Also stellt sie die Kiste ab und versucht es erneut. Nachdem sie zum dritten Mal geklingelt hat, ruft sie Roses Mobil- und Festnetznummer an. Drinnen piept es. Die Mailbox springt an.

Sie hört den Fernseher. Sonst ist es mucksmäuschenstill.

»Wir müssen uns den Schlüssel besorgen«, sagt sie zu Marino. »Ed hat einen. Rose!«

»Vergiss es.« Als Marino der Tür einen kräftigen Tritt versetzt, zersplittert das Holz. Die Sicherungskette reißt ab, sodass die Messingglieder klappernd zu Boden fallen und die Tür gegen die Wand knallt.

Drinnen liegt Rose reglos auf dem Sofa. Ihre Augen sind geschlossen, ihr Gesicht ist aschfahl. Lange schneeweiße Haarsträhnen haben sich aus ihrem Dutt gelöst.

»Ruf sofort einen Krankenwagen!« Scarpetta schiebt Rose einige Kissen hinter den Kopf, um ihn zu stützen, während Marino telefoniert.

Sie fühlt Rose den Puls: einundsechzig.

»Sie kommen gleich«, meldet Marino.

»Geh und hol meinen Arztkoffer aus dem Auto.«

Er rennt hinaus. Auf dem Boden, fast verborgen unter dem Sofaüberwurf, bemerkt Scarpetta ein Weinglas und ein Döschen mit einem verschreibungspflichtigen Medikament. Es überrascht sie, dass Rose Roxicodone nimmt, ein Markenname für Oxycodon, ein Schmerzmittel auf Opiatbasis, berüchtigt dafür, dass es rasch abhängig macht. Laut Aufschrift auf dem Döschen wurde das Rezept für hundert Tabletten vor zehn Tagen eingelöst. Scarpetta öffnet es und zählt die grünen Tabletten zu je fünfzehn Milligramm. Es sind noch siebzehn übrig.

»Rose!« Scarpetta schüttelt sie. Rose ist heiß und verschwitzt. »Rose, wachen Sie auf! Können Sie mich hören, Rose?«

Scarpetta holt einen feuchten Waschlappen aus dem Bad, legt ihn Rose auf die Stirn, hält ihre Hand und redet auf sie ein, um sie zu wecken. Kurz darauf kehrt Marino zurück. Er wirkt besorgt und ängstlich, als er Scarpetta den Koffer reicht.

»Sie hat das Sofa verrückt. Eigentlich hätte ich das tun sollen.« Seine dunkle Sonnenbrille richtet sich auf das Möbelstück.

Als in der Ferne eine Sirene aufheult, bewegt sich Rose. Scarpetta nimmt eine Blutdruckmanschette und ein Stethoskop aus der Tasche.

»Ich hatte versprochen, ihr dabei zu helfen«, fährt Marino fort. »Aber sie hat es doch selbst getan. Vorher stand es da drüben.« Die dunkle Sonnenbrille weist zu der freien Stelle neben dem Fenster.

Scarpetta schiebt Roses Ärmel hoch, setzt das Stethoskop auf und wickelt dann die Manschette des Blutdruckmessers eng um die Armbeuge.

Die Sirene ist sehr laut.

Sie betätigt den Blasebalg und öffnet dann das Ventil, damit die Luft langsam entweichen kann. Dann lauscht sie, wie das Blut durch die Arterie strömt. Es zischt leise, als die Manschette Luft verliert.

Die Sirene verstummt. Der Krankenwagen ist da.

Systolischer Blutdruck sechsundachtzig, diastolischer achtundfünfzig. Sie lässt das Stethoskop über Roses Brust und Rücken gleiten. Verlangsamte Atmung und Blutdruckabfall.

Rose bewegt sich und hebt den Kopf.

»Rose?«, sagt Scarpetta laut. »Können Sie mich hören?«

Ihre Augenlider öffnen sich.

»Ich messe jetzt Ihre Temperatur.« Sie schiebt Rose ein Digitalthermometer unter die Zunge. Wenige Sekunden später piept es: 38,5 Grad. Scarpetta hält das Tablettendöschen hoch. »Wie viele haben Sie genommen?«, fragt sie. »Und wie viel Wein haben Sie getrunken?«

»Es ist nur eine Grippe.«

»Haben Sie das Sofa etwa selbst verrückt?«, erkundigt sich Marino, als ob das weiter wichtig wäre.

Sie nickt. »Ich habe mich nur überanstrengt. Mehr ist es nicht.«

Rasche Schritte und das Klappern einer rollbaren Trage auf dem Flur. Die Sanitäter sind da.

»Nein!«, protestiert Rose. »Schicken Sie sie weg.«

Zwei Sanitäter in blauen Overalls stehen in der Tür und schieben den Rollwagen in die Wohnung. Darauf befinden sich ein Defibrillator und weitere Gerätschaften.

»Nein«, sagt Rose und schüttelt den Kopf. »Es ist alles in Ordnung. Ich will nicht ins Krankenhaus.«

Ed erscheint an der Tür und wirft einen besorgten Blick in den Raum.

»Was fehlt Ihnen denn, Ma'am?« Ein Sanitäter, blond mit hellblauen Augen, nähert sich dem Sofa, betrachtet Rose und beäugt Scarpetta argwöhnisch.

»Nein.« Rose wedelt abwehrend mit den Händen. »Das meine ich ernst! Bitte gehen Sie. Ich bin nur in Ohnmacht gefallen.«

»Das stimmt nicht«, meint Marino zu ihr, doch seine dunkle Brille ist auf den blonden Sanitäter gerichtet. »Ich musste die gottverdammte Tür eintreten.«

»Wehe, wenn Sie sie nicht reparieren, bevor Sie gehen«, murmelt Rose.

Scarpetta stellt sich vor und erklärt, Rose habe offenbar Alkohol mit Roxicodone vermischt und sei bei ihrer Ankunft bewusstlos gewesen.

»Ma'am?«, wendet sich der blonde Sanitäter an Rose. »Wie viel Alkohol und Roxicodone haben Sie eingenommen und wann?«

»Eine Tablette mehr als gewöhnlich. Also drei. Und einen Schluck Wein. Nur ein halbes Glas.«

»Ma'am, es ist sehr wichtig, dass Sie mir ehrlich antworten.«

Scarpetta reicht ihm das Tablettendöschen. »Eine Tablette alle vier bis sechs Stunden«, sagt sie zu Rose. »Sie haben zwei mehr geschluckt. Und das, obwohl sie bereits eine recht hohe Dosis einnehmen. Ich möchte, dass Sie sich für alle Fälle gründlich im Krankenhaus untersuchen lassen.«

»Nein.«

»Haben Sie sie zerstoßen, gekaut oder im Ganzen geschluckt?«, will Scarpetta wissen, weil die Tabletten sich im zerkleinerten Zustand schneller auflösen, weshalb es nicht so lange dauert, bis der Wirkstoff freigesetzt und vom Körper aufgenommen wird.

»Im Ganzen, so wie immer. Mir taten die Knie so schrecklich weh.« Sie sieht Marino an. »Ich hätte das Sofa nicht verrücken sollen.«

»Wenn Sie nicht mit diesen netten Sanitätern mitfahren wollen, bringe ich Sie selbst hin«, schlägt Scarpetta vor. Sie bemerkt, dass der Sanitäter sie anstarrt.

»Nein.« Hartnäckig schüttelt Rose den Kopf.

Marino beobachtet, wie der blonde Sanitäter Scarpetta mustert. Doch anders als früher geht er nicht dazwischen, um sie zu beschützen. Die eigentlich wichtige Frage - nämlich, warum Rose überhaupt Roxicodone nimmt - hat sie noch gar nicht angesprochen.

»Ich will nicht ins Krankenhaus«, beharrt Rose. »Und damit basta.«

»Offenbar brauchen wir Sie doch nicht«, sagt Scarpetta zu den Sanitätern. »Trotzdem danke.«

»Ich habe vor ein paar Monaten Ihren Vortrag gehört«, antwortet der blonde Sanitäter. »Bei der Veranstaltung zum Thema Todesfälle bei Kindern an der Nationalen Akademie für Forensik.«

Auf seinem Namensschild steht T. *Turkington*. Scarpetta kann sich nicht an ihn erinnern.

»Was, zum Teufel, hatten Sie dort zu suchen?«, fragt Marino. »An der Nationalen Akademie für Forensik sind nur Polizisten zugelassen.«

»Ich arbeite als Ermittler im Büro des Sheriffs von Beaufort County und habe meinen Abschluss an der NAF gemacht.«

»Jetzt verstehe ich gar nichts mehr«, entgegnet Marino. »Warum, zum Teufel, kurven Sie dann in einem Krankenwagen durch Charleston?«

»An meinen freien Tagen springe ich als Rettungssanitäter ein.«

»Wir sind hier aber nicht in Beaufort County.«

»Ich muss etwas dazuverdienen. Außerdem ist die Arbeit im Rettungsdienst eine gute Ergänzung zu meinem Hauptberuf. Hinzu kommt, dass ich eine Freundin hier habe. Oder vielmehr hatte.« Turkingtons Antwort fällt ganz unbefangen aus. Zu Scarpetta sagt er: »Wenn Sie sicher sind, dass wir hier nicht mehr gebraucht werden, machen wir uns wieder auf den Weg.«

»Danke. Ich kümmere mich um sie«, erwidert Scarpetta.

»Hat mich übrigens gefreut, Sie wiederzusehen.« Ein Blick aus blauen Augen. Dann sind er und sein Kollege verschwunden.

»Ich bringe Sie jetzt ins Krankenhaus, um sicherzugehen, dass Ihnen wirklich nichts fehlt«, wendet sich Scarpetta an Rose.

»Sie werden mich nirgendwohin bringen«, protestiert sie. »Könnten Sie mir bitte eine neue Tür besorgen?«, sagt sie zu Marino. »Oder ein neues Schloss. Jedenfalls müssen Sie das Durcheinander beseitigen, das Sie angerichtet haben.«

»Du kannst mein Auto nehmen.« Scarpetta wirft ihm den Schlüssel zu. »Ich gehe zu Fuß nach Hause.«

»Ich muss noch etwas bei dir holen.«

»Das kann bis später warten«, antwortet sie.

Immer wieder lugt die Sonne durch die grauen Wolken. Das Meer schwappt an den Strand.

Ashley Dooley, geboren und aufgewachsen in South Carolina, hat die Windjacke ausgezogen und sie sich mit den Ärmeln um den dicken Bauch gebunden. Er richtet seinen nagelneuen Camcorder auf seine Frau Madelisa, hört jedoch auf zu filmen, als aus dem Strandhafer auf den Dünen ein schwarzweißer Basset kommt. Der Hund tritt auf Madelisa zu. Seine Ohren schleifen im Sand, und er drängt sich hechelnd an ihre Beine.

»Oh, schau mal, Ashley!« Sie geht in die Hocke, um das Tier zu streicheln. »Das arme Baby. Er zittert ja. Was hast du denn, mein Kleiner? Hab doch keine Angst. Er ist noch ein Welpe.«

Alle Hunde lieben sie und kommen stets zu ihr. Noch nie ist es ihr passiert, dass ein Hund sie angeknurrt hätte oder nicht voller Freude an ihr hochgesprungen wäre. Vor einem Jahr haben Sie Frisbee einschläfern lassen müssen. Krebs. Madelisa ist noch immer nicht darüber hinweg, und sie wird es Ashley nie verzeihen, dass er sich aus Kostengründen geweigert hat, den Hund behandeln zu lassen.

»Stell dich da drüben hin«, sagt Ashley. »Wenn du möchtest, kann der Hund mit ins Bild. Ich will die schicken Häuser im Hintergrund haben. Du heiliger Strohsack, schau dir mal das da an! So etwas sieht man sonst nur in Europa. Wer zum Teufel braucht so ein großes Haus?«

»Ich möchte gern einmal nach Europa.«

»Dieser Camcorder ist wirklich eine Wucht.«

Madelisa will nichts davon hören. Einen Camcorder für eintausenddreihundert Dollar kann er sich leisten, aber für Frisbee war kein Geld da.

»Sieh nur. Die vielen Balkone und das rote Dach«, spricht Ashley währenddessen weiter. »Stell dir mal vor, wie es wäre, in so etwas zu wohnen.«

Wenn wir so wohnen würden, denkt sie, hätte ich nichts dagegen, dass du dir teure Camcorder und einen Fernseher mit Plasmabildschirm kaufst. Dann wären die Tierarztrechnungen für Frisbee nämlich auch noch drin gewesen. »Ich kann mir so was nicht vorstellen«, entgegnet sie stattdessen und posiert vor der Düne. Der Basset sitzt hechelnd zu ihren Füßen.

»Ich habe gehört, dass da drüben eine Villa steht, die dreißig Millionen Dollar gekostet hat.« Ashley deutet mit dem Finger in ihre Richtung. »Lächeln! Das ist doch kein Lächeln. Sicher gehört sie einem Prominenten, dem Gründer von Wal-Mart vielleicht. Warum hechelt der Hund denn so? Heute ist es doch gar nicht heiß. Und außerdem zittert er. Womöglich ist er krank und hat die Tollwut.«

»Nein, Schatz, er zittert so, weil er Angst hat. Er könnte auch durstig sein. Ich habe dir doch gesagt, dass du eine Wasserflasche mitnehmen sollst. Außerdem ist der Gründer von Wal-Mart schon längst tot«, fügt Madelisa hinzu, während sie den Basset streichelt. Dabei lässt sie den Blick über den Strand schweifen, aber es ist niemand zu sehen. Sie bemerkt nur einige Angler in der Ferne. »Sicher hat er sich

verlaufen«, sagt sie. »Sein Besitzer scheint nirgendwo in der Nähe zu sein.«

»Komm, wir gehen es suchen, damit ich ein paar Bilder davon in den Kasten kriege.«

»Was suchen?«, fragt sie. Der Hund drängt sich weiter hechelnd und bebend an sie. Als sie ihn näher betrachtet, stellt sie fest, dass er ein Bad braucht und dass seine Krallen dringend gestutzt werden müssen. Dann fällt ihr noch etwas auf. »Oh, mein Gott, ich glaube, er ist verletzt.« Sie berührt den Nacken des Hundes, mustert das Blut an ihrem Finger und fängt an, auf der Suche nach einer Wunde sein Fell zu teilen. Aber sie findet nichts. »Das ist aber komisch. Woher kommt denn das Blut in seinem Fell? Da ist noch mehr. Allerdings hat er nirgendwo eine Verletzung. Wie eklig!«

Sie wischt sich die Hände an den Shorts ab.

»Vielleicht liegt ja irgendwo eine tote Katze herum.« Ashley hasst Katzen. »Lass uns weitergehen. Um zwei haben wir Tennistraining, und ich möchte davor zu Mittag essen. Haben wir eigentlich noch etwas von dem mit Honig glasierten Schinken da?«

Als Madelisa sich umdreht, sitzt der Basset im Sand und blickt ihnen nach.

»Ich weiß, dass Sie den Ersatzschlüssel in einem kleinen Kästchen unter dem Backsteinhaufen hinter den Büschen versteckt haben«, sagt Rose.

»Er ist total verkatert, und ich will nicht, dass er sich mit einer gottverdammten Kanone im Hosenbund auf sein Motorrad setzt«, erwidert Scarpetta.

»Was wollte er eigentlich bei Ihnen zu Hause?«

»Ich möchte nicht darüber sprechen. Reden wir lieber über Sie.«

»Holen Sie sich doch einen Stuhl. Es ist zu eng, wenn Sie neben mir auf dem Sofa sitzen«, schlägt Rose vor.

Scarpetta trägt einen Esszimmerstuhl hinüber und lässt sich darauf nieder. »Ihre Medikamente«, beginnt sie.

»Ich habe sie nicht aus dem Autopsiesaal geklaut, wenn Sie darauf anspielen. All diese armen Menschen, die zusammen mit ihren Medikamenten eingeliefert werden. Und warum? Weil sie sie nicht nehmen. Tabletten nützen nichts. Anderenfalls würden die Leute nicht bei uns landen.«

»Auf dem Döschen steht Ihr Name und der Ihres Arztes. Entweder erklären Sie mir, was für ein Arzt das ist und warum Sie bei ihm in Behandlung sind, oder ich mache mich selbst kundig.«

»Ein Onkologe.«

Scarpetta fühlt sich wie nach einem Tritt vor die Brust.

»Bitte machen Sie es mir nicht noch schwerer«, spricht Rose weiter. »Ich habe gehofft, dass Sie es erst erfahren, wenn es Zeit ist, die passende Urne für meine Asche auszusuchen. Natürlich hätte ich nicht so viele Tabletten auf einmal nehmen sollen.« Sie holt Luft. »Aber ich war so aufgewühlt und traurig und

hatte solche Schmerzen.«

Scarpetta nimmt ihre Hand. »Komisch, wie unsere Gefühle letztlich doch immer die Oberhand gewinnen. Sie waren so gefasst. Oder soll ich besser *stur* sagen? Und heute wurden Sie damit konfrontiert.«

»Ich werde bald sterben«, antwortet Rose. »Ich finde es schrecklich, Ihnen allen das antun zu müssen.«

»Was für ein Krebs ist es?« Sie hält weiter Roses Hand.

»Lungenkrebs. Und bevor Sie sich jetzt Vorwürfe machen, das käme alles vom Passivrauchen, weil Sie damals im Büro eine nach der anderen gequalmt haben ...«, erwidert sie.

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich das bereue.«

»Meine Krankheit hat nichts mit Ihnen zu tun«, entgegnet Rose. »Ich habe sie mir auf ganz normalem Weg zugezogen.«

»Ist es ein nicht-kleinzelliges oder ein kleinzelliges Karzinom?«

»Ein nicht-kleinzelliges.«

»Ein Adenokarzinom oder ein Lungenschleimhautkarzinom?«

»Ein Adenokarzinom. Meine Tante ist auch daran gestorben, und sie hat wie ich ihr Leben lang nicht geraucht. Ihr Großvater starb an einem Lungenschleimhautkarzinom. Er war Raucher. Niemals hätte ich gedacht, dass ich einmal Lungenkrebs kriegen würde. Andererseits war der Tod an sich für mich ja auch unvorstellbar. Ist das nicht albern?« Sie seufzt. Langsam bekommt sie wieder Farbe, und ihre Augen leuchten. »Jeden Tag setzen wir uns beruflich mit dem Tod auseinander, und es ändert doch nichts daran, dass wir ihn leugnen. Sie haben recht, Dr. Scarpetta. Wahrscheinlich hat es mich heute einfach überkommen. Wie aus heiterem Himmel.«

»Es wäre allmählich Zeit, dass Sie mich Kay nennen.«

Sie schüttelt den Kopf.

»Warum? Sind wir denn nicht befreundet?«

»Wir haben immer gewisse Grenzen geachtet, was sich als Vorteil erwiesen hat. Ich fühle mich geehrt, für eine Frau wie Sie arbeiten zu dürfen. Sie heißt Dr. Scarpetta. Oder Chefin.« Sie lächelt. »Nie könnte ich sie mit Kay ansprechen.«

»Sie nehmen mir meine Persönlichkeit. Außer, Sie meinen jemand anders.«

»Sie ist jemand anders. Jemand, den Sie eigentlich nicht kennen. Wahrscheinlich haben Sie eine viel geringere Meinung von ihr als ich. Insbesondere in letzter Zeit.«

»Tut mir leid, aber ich bin nicht die Heldin, als die Sie mich gerade beschrieben haben. Bitte lassen Sie sich von mir helfen. Ich könnte Ihnen einen Platz im besten Krebszentrum des Landes besorgen, wo

auch Lucy behandelt wird. Ich bringe Sie hin. Dort bekommen Sie eine Therapie, die ...«

»Nein, nein und nochmals nein.« Wieder schüttelt Rose langsam den Kopf. »Und jetzt sind Sie still und hören mir gut zu. Ich war bei einer ganzen Reihe von Spezialisten. Erinnern Sie sich an meine dreiwöchige Kreuzfahrt im letzten Sommer? Alles gelogen. Meine einzige Reise war die von einem Facharzt zum anderen. Zu guter Letzt war Lucy mit mir in Stanford, wo mir mein jetziger behandelnder Arzt empfohlen wurde. Die Prognose war immer dieselbe. Chemotherapie und Bestrahlung waren die einzigen Möglichkeiten, und das habe ich abgelehnt.«

»Wir sollten alles Menschenmögliche versuchen.«

»Der Krebs ist bereits in Stadium 3B, hat also einen Durchmesser von knapp drei Zentimetern.«

»Hat er auf die Lymphknoten übergreifen?«

»Ja. Und die Knochen. Bald ist Stadium 4 dran. Inoperabel.«

»Chemotherapie und Bestrahlung. Vielleicht genügt Bestrahlung allein ja auch. Wir müssen etwas unternehmen. Wir können doch nicht so einfach das Handtuch werfen.«

»Erstens einmal gibt es hier kein *wir*, denn es geht einzig und allein um *mich*. Und zweitens: Nein. Ich möchte so etwas nicht durchmachen. Nur über meine Leiche werde ich zulassen, dass mir die Haare ausfallen und ich mich schwach und elend fühle. Und das alles in dem Wissen, dass die Krankheit mich ohnehin früher oder später umbringen wird. Lucy hat mir sogar angeboten, mir Marihuana zu besorgen, damit mir von der Chemotherapie nicht so übel wird. Können Sie sich mich beim Kiffen vorstellen?«

»Offenbar weiß sie schon von Anfang an Bescheid«, sagt Scarpetta.

Rose nickt.

»Sie hätten es mir erzählen sollen.«

»Ich habe mich Lucy anvertraut. Sie ist eine Meisterin darin, Geheimnisse zu bewahren, und hat so viele, dass keiner von uns je ganz sicher sein wird, was wahr ist und was nicht. Genau so eine Situation wie jetzt wollte ich unter allen Umständen vermeiden. Ich möchte nicht, dass Sie sich meiner wegen Sorgen machen.«

»Sagen Sie mir, was ich für Sie tun kann.« Trauer legt sich wie eine eiskalte Hand um Scarpettas Herz.

»Ändern Sie das, was Sie verändern können. Trauen Sie sich mehr zu.«

»Brauchen Sie irgendetwas?«, hakt Scarpetta nach.

»Erst wenn man bald sterben muss, wird einem klar, dass man einiges in seinem Leben hätte verändern können. Doch auf dieses Ding habe ich keinen Einfluss.« Rose klopft sich auf die Brust. »Sie hingegen haben die Macht, fast alles zu verändern, was Sie wollen.«

Kurz stehen Scarpetta Bilder der letzten Nacht vor Augen, und sie glaubt wieder, ihn zu riechen und zu spüren. Es kostet sie Mühe, sich nicht anmerken zu lassen, wie aufgewühlt sie ist.

»Was haben Sie?« Rose drückt ihr die Hand.

»Erwarten Sie etwa, dass ich jetzt Luftsprünge mache?«

»Sie haben gerade an etwas anderes gedacht, nicht an mich«, beharrt Rose. »Marino sieht schrecklich aus und benimmt sich merkwürdig.«

»Weil er gestern sturzbesoffen war«, erwidert Scarpetta zornig.

»So drastisch drücken Sie sich doch sonst nicht aus. Allerdings werde auch ich in letzter Zeit immer vulgärer. Bei meinem Telefonat mit Lucy heute Morgen habe ich tatsächlich das Wort *Fotze* benutzt, und zwar im Zusammenhang mit Marinos neuester Flamme. Übrigens hat Lucy die fragliche Dame heute Morgen gegen acht zufällig in der Nähe Ihres Hauses gesehen. Und vor dem Haus selbst parkte Marinos Motorrad.«

»Ich habe Ihnen etwas zu essen mitgebracht. Die Kiste steht noch auf dem Flur. Ich hole sie und stelle alles in den Kühlschrank.«

Ein Hustenanfall. Als Rose das Taschentuch vom Mund nimmt, ist es mit hellrotem Blut gesprenkelt.

»Bitte lassen Sie sich von mir nach Stanford bringen«, fleht Scarpetta.

»Erzählen Sie mir, was gestern Nacht passiert ist.«

»Wir haben geredet.« Scarpetta spürt, wie sie rot anläuft. »Bis er zu betrunken war.«

»Ich glaube, ich habe Sie noch nie rot werden sehen.«

»Eine Hitzewallung.«

»Ja, und ich habe die Grippe.«

»Sagen Sie mir, was ich für Sie tun kann.«

»Lassen Sie mich einfach weiter meinen Alltag leben. Ich will nicht reanimiert werden oder im Krankenhaus sterben.«

»Warum ziehen Sie nicht bei mir ein?«

»Weil das nicht mein gewohnter Alltag wäre«, erwidert Rose. »Geben Sie mir wenigstens die Erlaubnis, mit Ihrem Arzt zu sprechen?«

»Mehr, als ich Ihnen gerade erzählt habe, brauchen Sie nicht zu wissen. Sie haben mich gefragt, was Sie für mich tun können, und das ist meine Antwort: Heilung ist nicht möglich, nur Linderung.«

»Ich habe ein freies Zimmer, auch wenn es klein ist. Vielleicht sollte ich in ein größeres Haus ziehen«, bietet Scarpetta an.

»Wenn Sie es mit der Selbstlosigkeit weiter so übertreiben, erreichen Sie nur das Gegenteil. Es ist

egoistisch von Ihnen, mir ein schlechtes Gewissen und Schuldgefühle einzuimpfen, weil ich allen Menschen in meiner Umgebung wehtun muss.«

»Darf ich es Benton sagen?«, fragt Scarpetta nach kurzem Zögern.

»Einverstanden. Aber nicht Marino. Er soll es nicht erfahren.« Rose setzt sich auf und stellt die Füße auf den Boden. Dann fasst sie Scarpetta an beiden Händen. »Ich bin zwar keine Gerichtsmedizinerin«, sagt sie. »Aber die frischen Blutergüsse an Ihren Handgelenken kommen mir doch recht merkwürdig vor.«

Der Basset sitzt immer noch da, wo sie ihn zurückgelassen haben, und zwar im Sand unter dem Schild mit der Aufschrift *Betreten verboten*.

»Schau, das ist doch nicht normal«, ruft Madelisa. »Er wartet jetzt schon seit über einer Stunde hier auf uns. Na, mein Schlappöhrchen! Du süßes Hundchen.«

»Ganz sicher heißt er nicht so, Schatz. Verpass ihm also keinen Namen, sondern sieh dir lieber seine Hundemarke an«, kommentiert Ashley. »Dann wissen wir, wie er heißt und wo er wohnt.«

Als Madelisa sich bückt, trottet der Basset auf sie zu, schmiegt sich an sie und leckt ihr die Hand. Allerdings kann sie ohne Lesebrille die Aufschrift auf der Hundemarke nicht entziffern. Ashley hat auch keine Brille dabei.

»Ich kann nichts erkennen«, stellt sie fest. »Nur, dass da offenbar keine Telefonnummer steht. Außerdem habe ich mein Telefon sowieso nicht eingesteckt.«

»Ich auch nicht.«

»Das war aber dumm von dir. Was wäre, wenn ich mir hier draußen den Knöchel verstauchen würde? Hier grillt jemand«, fügt sie hinzu, schnuppert, blickt sich um und sieht, dass hinter dem großen weißen Haus mit den Baikonen und dem roten Dach - einem der wenigen mit einem *Betreten verboten*-Schild - Rauch aufsteigt. »Warum läufst du nicht los und schaust, was es zu essen gibt«, wendet sie sich an den Hund und kraut seine Schlappohren. »Vielleicht sollten wir uns auch einen kleinen Grill kaufen und heute draußen essen.«

Wieder versucht sie, die Hundemarke zu entziffern, aber ohne Lesebrille ist es zwecklos. Sie stellt sich vor, wie die reichen Leute, sicher irgendwelche Millionäre, auf der Terrasse des großen weißen Hauses hinter den Dünen und den hohen Pinien grillen.

»Sag hallo zu deiner Schwester, der alten Jungfer«, fordert Ashley, der inzwischen wieder filmt, Madelisa auf. »Erzähl ihr, dass wir hier im Millionärsviertel auf Hilton Head in einer Luxusvilla wohnen. Das nächste Mal nehmen wir auch eine tolle Hütte wie die, wo gerade gegrillt wird.«

Madelisa blickt den Strand entlang in Richtung des Hauses, in dem sie wohnen, das man durch die dichten Bäume jedoch nicht erkennen kann. »Ich wette, dass seine Besitzer in dieser Villa dort leben«, sagt sie, womit sie den Hund meint. Sie deutet auf das weiße Haus im europäischen Stil, wo der Grill qualmt. »Ich gehe mal hin und frage nach.«

»Nur zu. Ich filme noch ein bisschen. Vorhin habe ich ein paar Delphine gesehen.«

»Komm, Schlappöhrchen, lass uns deine Familie suchen«, redet Madelisa auf den Hund ein.

Doch der bleibt im Sand sitzen und rührt sich nicht. Als sie ihn am Halsband wegzuzerren versucht, weigert er sich. »Also gut«, seufzt sie. »Dann wartest du eben hier. Ich erkundige mich in dem großen Haus, ob du dort wohnst. Vielleicht bist du ja davongelaufen, ohne dass es jemand gemerkt hat. Aber eins steht fest. Du wirst sicher schon sehr vermisst.«

Nachdem sie den Hund umarmt und geküsst hat, marschiert sie über den festen Sand los bis dorthin, wo er lockerer wird und der Strandhafer beginnt, obwohl sie gehört hat, dass das Spaziergehen in den Dünen nicht erlaubt ist. Vor dem Schild mit der Aufschrift *Betreten verboten* bleibt sie kurz stehen, betritt dann mutig den Holzsteg und steuert auf das große weiße Haus zu, wo irgendein wohlhabender Mensch, vielleicht sogar ein Prominenter, offenbar gerade grillt. Wahrscheinlich gibt es gleich Mittagessen, denkt sie, während sie sich immer wieder umschaut, in der Hoffnung, dass der Basset inzwischen nicht wieder verschwindet. Doch die Düne versperrt ihr die Sicht. Auch am Strand kann sie ihn nicht erkennen. Sie sieht nur Ashley, eine kleine Gestalt, die filmt, wie einige Delphine im Wasser herumtollen. Ihre Flossen durchschneiden die Wellen. Im nächsten Moment sind sie wieder untergetaucht. Der Steg endet an einem Holztor. Zu Madelisas Überraschung ist es nicht abgeschlossen, ja, nicht einmal richtig zugezogen.

Sie tritt in den Garten, sieht sich um und ruft laut »Hallo!«. Noch nie hat sie einen so großen Pool mit schwarzem Grund gesehen. Die schicken Kacheln stammen vermutlich aus Italien, Spanien oder einem anderen exotischen Land. Immer weiter sucht sie, ruft und bleibt verwundert an dem qualmenden Gasgrill stehen, wo ein unregelmäßig geschnittenes Stück Fleisch, auf einer Seite angebrannt, auf der anderen blutig und roh, vor sich hin kokelt. Das Fleisch sieht merkwürdig aus, weder wie Steak noch wie Schwein und eindeutig nicht wie Geflügel.

»Hallo!«, ruft sie wieder. »Ist jemand zu Hause?«

Sie klopft an der Tür des Wintergartens. Keine Antwort. In der Annahme, dass der Mensch, der da grillt, doch irgendwo sein muss, geht sie zur Seite des Hauses. Aber der Garten ist menschenleer und verwildert. Als sie durch eine Ritze zwischen Jalousien und Fensterrahmen späht, sieht sie eine leere, ganz mit Stein und Edelstahl ausgestattete Küche, wie sie sie nur aus Zeitschriften kennt. Auf einer Matte neben der Arbeitsfläche bemerkt sie zwei große Hundenäpfe.

»Hallo!«, schreit sie. »Ich glaube, ich habe Ihren Hund gefunden! Hallo!« Sie geht um das Haus herum und steigt eine Vortreppe hinauf. Neben der Tür befindet sich ein Fenster, bei dem eine Scheibe fehlt. Eine andere ist zerbrochen. Am liebsten würde Madelisa sofort zum Strand zurücklaufen. Doch in der Waschküche entdeckt sie einen großen leeren Hundezwinger.

»Hallo!« Ihr Herz klopft, denn genau genommen begeht sie hier Hausfriedensbruch. Allerdings ist sie nun sicher, dass der Hund hierher gehört. Also ist es ihre Pflicht, zu helfen. Wie hätte sie sich denn gefühlt, wenn Frisbee davongelaufen und nicht zurückgebracht worden wäre?

»Hallo!« Als sie am Türknauf dreht, öffnet sich die Tür.

Von den Eichen tropft das Wasser.

Im Schatten der Vogelbeer- und Olivenbäume arrangiert Scarpetta Tonscherben auf dem Grund von Blumentöpfen, damit sich keine Staunässe bildet, die dazu führen würde, dass die Pflanzen verfaulen. Die warme Luft dampft noch von dem Regenguss, der aus heiterem Himmel angefangen und kurz darauf wieder aufgehört hat.

Bull schleppt eine Leiter zu einer Eiche, deren Krone den Großteil von Scarpettas Garten überspannt wie ein Baldachin. Unterdessen füllt sie Blumenerde in die Töpfe und pflanzt Petunien, Petersilie, Dill und Fenchel ein, weil sie Schmetterlinge anziehen. Den pelzigen Ziest und den Beifuß setzt sie um, damit sie mehr Sonne abbekommen. Der Duft von feuchter lehmiger Erde mischt sich mit dem scharfen Geruch nasser Ziegel und von Moos, als sie sich ziemlich steif - die vielen Jahre, in denen sie auf den harten Fliesenböden von Autopsiesälen stand, fordern ihren Tribut - vor einen mit Steckpalmenranken überwucherten Backsteinpfeiler kauert, um das Problem in Augenschein zu nehmen.

»Wenn ich die Dinger rausreiß, könnte ich den Stein beschädigen. Was meinen Sie, Bull?«

»Das ist Backstein aus Charleston, wahrscheinlich zweihundert Jahre alt.« Bull steht oben auf der Leiter. »Ich ziehe später ein bisschen daran und sehe, was passiert.«

Die Steckpalmenranken lassen sich mühelos entfernen. Scarpetta füllt eine Gießkanne und versucht, nicht an Marino zu denken. Wenn ihr Rose einfällt, wird ihr flau im Magen.

»Bevor Sie kamen, ist ein Mann auf einem Motorrad durch die Gasse gefahren«, berichtet Bull.

Scarpetta hält inne und starrt ihn an. »War es Marino?«

Als sie von dem Besuch bei Rose zurückgekehrt ist, war das Motorrad verschwunden. Offenbar hat er sich von zu Hause den Ersatzschlüssel geholt.

»Nein, Ma'am. Er war es nicht. Ich stand gerade auf der Leiter, um die japanische Quitte zu stutzen. Deshalb konnte ich über den Zaun schauen und den Motorradfahrer sehen. Er hat mich nicht bemerkt. Vielleicht ist es ja nicht weiter wichtig.« Die Gartenschere klappert. Seitentriebe fallen zu Boden. »Falls Sie belästigt werden, können Sie es mir ruhig erzählen.«

»Was hat der Mann dann getan?«

»Er ist abgebogen und langsam bis zur Hälfte der Gasse gefahren. Dann hat er kehrngemacht. Er hatte so ein Biker-Kopftuch auf, orange und gelb gemustert. Aber ich bin nicht ganz sicher. Mit dem Auspuff seines Motorrads war irgendwas nicht in Ordnung. Er hat geklappert und gekeucht, als würde er gleich den Geist aufgeben. Sie sollten mir sagen, was los ist. Dann passe ich besser auf.«

»Haben Sie ihn schon mal hier gesehen?«

»Dieses Motorrad würde ich überall wiedererkennen.«

Sie erinnert sich an Marinos Worte von gestern Nacht, ein Motorradfahrer habe ihm gedroht, ihr könnte etwas zustoßen, wenn sie nicht aus der Stadt verschwinden würde. Wer will sie nur so dringend loswerden? Der hiesige Leichenbeschauer fällt ihr ein.

»Was wissen Sie eigentlich über unseren Leichenbeschauer Henry Hollings?«, fragt sie Bull.

»Sein Bestattungsinstitut ist schon seit dem Bürgerkrieg in Familienbesitz. Es ist das große Haus hinter der hohen Mauer in der Calhoun Street, also nicht weit von hier. Mir gefällt der Gedanke gar nicht, dass jemand Sie belästigen könnte. Außerdem ist Ihre Nachbarin ziemlich neugierig.«

Wieder schaut Mrs. Grimball aus dem Fenster.

»Sie beobachtet mich mit Argusaugen«, fährt Bull fort. »Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, hat sie etwas Unfreundliches an sich und kann sicher recht unangenehm werden.«

Scarpetta macht sich wieder an die Arbeit. Irgendein Schädling hat sich über die Stiefmütterchen hergemacht, erzählt sie Bull.

»Wir haben hier öfter Schwierigkeiten mit Ratten«, erwidert er. Es klingt irgendwie prophetisch.

Sie untersucht die Blumen. »Nacktschnecken«, lautet ihre Diagnose.

»Sie könnten es mit Bier versuchen«, schlägt Bull vor und lässt die Gartenschere klappern. »Dazu müssten Sie nach Einbruch der Dunkelheit Untertassen aufstellen. Die Schnecken kriechen rein, betrinken sich und saufen ab.«

»Und das Bier lockt mehr Nacktschnecken an, als man vorher hatte. Außerdem könnte ich kein Tier ertränken.«

Weitere Schösslinge fallen von der Eiche. »Da drüben habe ich Waschbärenkot entdeckt.« Er deutet mit der Schere in die entsprechende Richtung. »Vielleicht fressen die ja die Stiefmütterchen an.«

»Gegen Waschbären und Eichhörnchen ist man machtlos.«

»Natürlich ließe sich etwas tun, aber Sie wollen ja nicht, weil Sie kein Tier umbringen können. Interessant, wenn man bedenkt, was Sie von Beruf sind. Man müsste eigentlich meinen, dass Sie da weniger Skrupel haben«, hallt seine Stimme vom Baum herunter.

»Offenbar sorgt mein Beruf eher dafür, dass mir alles noch näher geht.«

»Hmmm. Das ist wahrscheinlich immer das Problem, wenn man zu viel weiß. Sie sollten rings um die Hortensien da drüben ein paar rostige Nägel in den Boden stecken. Dann werden sie hübsch blau.«

»Mit Epsom-Salz funktioniert das auch.«

»Davon habe ich noch nie gehört.«

Durch eine Juwelierlupe mustert Scarpetta die Rückseite eines Kamelienblattes, wo sie weißliche Schuppen entdeckt. »Die müssen wir zurückstutzen. Und da sie verseucht sind, dürfen wir die Werkzeuge

erst wieder benutzen, nachdem wir sie desinfiziert haben. Ich muss einen Spezialisten für Pflanzenkrankheiten kommen lassen.«

»Hmm. Pflanzen werden krank wie wir Menschen auch.«

In der Krone der Eiche, die er gerade beschneidet, streiten sich einige Krähen. Im nächsten Moment fliegen ein paar von ihnen davon.

Madelisa steht so erstarrt da wie die Frau in der Bibel, die Gott nicht gehorcht hat und zur Strafe dafür in eine Salzsäule verwandelt wurde. Schließlich begeht sie Hausfriedensbruch und verstößt gegen das Gesetz.

»Hallo?«, ruft sie wieder.

Dann nimmt sie ihren ganzen Mut zusammen und geht von der Waschküche in die riesige Küche des prachtvollsten Hauses, das sie je gesehen hat. Ein ums andere Mal ruft sie »Hallo!«, unsicher, wie sie sich verhalten soll. Eine solche Angst hat sie noch nie gehabt. Am liebsten würde sie sich so schnell wie möglich aus dem Staub machen. Während sie durchs Haus schleicht und alles begafft, kommt sie sich vor wie eine Einbrecherin. Sicher wird man sie früher oder später erwischen. Und dann wandert sie ins Gefängnis.

Es wäre sicher am besten, sofort zu verschwinden. Die Nackenhaare stellen sich ihr auf, als sie immer wieder »Hallo!« und »Ist jemand zu Hause?« ruft. Dabei fragt sie sich, warum das Haus nicht abgeschlossen ist und warum Fleisch auf dem Grill liegt, wenn die Bewohner durch Abwesenheit glänzen. Allmählich fühlt sie sich beobachtet, als sie weitergeht. Etwas warnt sie, dass sie so schnell wie möglich hier verschwinden und zu Ashley zurückkehren sollte. Sie hat kein Recht, in diesem Haus herumzuschnüffeln. Doch da sie nun einmal hier ist, kann sie der Versuchung nicht widerstehen. Noch nie hat sie ein solches Haus gesehen, und sie versteht nicht, warum niemand auf ihr Rufen antwortet. Und so verhindert ihre Neugier, dass sie den Rückzug antritt. Sie ist machtlos dagegen.

Ein Türbogen führt in ein riesiges Wohnzimmer. Der Fußboden sieht aus, als bestünde er aus einer Art Edelstein. Die Orientteppiche sind sicher sündhaft teuer gewesen. Die Deckenbalken liegen frei, und der Kamin ist groß genug, um ein Schwein darin zu braten. Eine Filmleinwand bedeckt die Glasfront, die aufs Meer hinausgeht. Staubteilchen schweben im Lichtstrahl des Projektors. Die Leinwand ist zwar beleuchtet, aber leer, und kein Geräusch ist zu hören. Als Madelisas Blick auf die Eckcouch aus schwarzem Leder fällt, bemerkt sie zu ihrem Erstaunen die ordentlich gefalteten Kleidungsstücke darauf: ein dunkles T-Shirt, eine gleichfarbige Hose und eine Herrenunterhose. Auf dem großen Couchtisch aus Glas liegen Zigarettenpäckchen und Medikamentendöschen. Auch eine fast leere 0,7-Liter-Flasche Grey-Goose-Wodka steht darauf.

Madelisa kommt zu dem Schluss, dass der Bewohner - sicher ein Mann - betrunken, depressiv oder krank ist. Sicher ist der Hund deshalb davongelaufen. Noch vor kurzem war jemand in diesem Zimmer und hat etwas getrunken, denkt sie. Er hat Fleisch auf den Grill gelegt. Doch jetzt ist er fort. Ihr Herz klopft, und sie wird das Gefühl nicht los, dass sie beobachtet wird. *Mein Gott, ist das kalt hier*, sagt sie sich.

»Hallo? Ist jemand zu Hause?«, stößt sie heiser hervor.

Ihre Füße bewegen sich wie von selbst, als sie ängstlich weiter das Haus erkundet, und die Furcht vibriert in ihr wie elektrischer Strom. Sie sollte jetzt die Beine in die Hand nehmen. Was sie hier tut, ist Hausfriedensbruch. Man wird sie wegen Einbruchs drankriegen. Sie wird Ärger bekommen. Außerdem hat sie das Gefühl, dass ihr jemand zusieht. Sicher wird die Polizei sie festnehmen, wenn man sie hier in diesem Haus antrifft. Doch obwohl sie es immer mehr mit der Angst zu tun kriegt, gehorchen ihre Füße ihr nicht, sondern tragen sie weiter von Zimmer zu Zimmer.

»Hallo?«, ruft sie mit zitternder Stimme.

Links vom Wohnzimmer geht ein anderer Raum vom Flur ab. Sie hört Wasser plätschern. »Hallo!«

Zögernd folgt sie dem Geräusch. Wie ferngesteuert setzt Madelisa einen Fuß vor den anderen, bis sie sich in einem großen Schlafzimmer wiederfindet, das aussieht wie in einem teuren Möbelhaus. Die Seidenvorhänge sind zugezogen. Überall an den Wänden hängen Bilder: ein niedliches kleines Mädchen mit einer sehr hübschen, glücklichen Frau, offenbar ihre Mutter. Das kleine Mädchen sitzt, freudig lachend, in einem seichten Wasserbecken mit einem Welpen - dem Basset. Dieselbe hübsche Frau auf einem Sofa im Gespräch mit der berühmten Fernsehpsychologin Dr. Seif. Sie weint. Von allen Seiten sind große Kameras auf sie gerichtet. Wieder die hübsche Frau zwischen Drew Martin und einem attraktiven dunkelhäutigen Mann mit schwarzen Haaren, irgendwo auf einem Tennisplatz. Drew und der Mann tragen Tenniskleidung und halten Schläger in der Hand.

Drew Martin ist tot. Ermordet.

Die hellblaue Bettdecke ist zerwühlt. Auf dem schwarzen Marmorboden neben dem Kopfende des Bettes liegen Kleidungsstücke wie hingeworfen. Ein rosafarbener Jogginganzug, ein Paar Socken, ein BH. Das Wassergeräusch wird lauter, als Madelisas Füße darauf zusteuern. Sosehr sie ihren Füßen auch befiehlt, in die andere Richtung zu laufen, sie tun es nicht. *Rennt!*, sagt sie ihnen, als sie sie in ein mit schwarzem Onyx und Kupfer ausgestattetes Badezimmer tragen. *RENNT!* Dann fällt ihr Blick auf die nassen, blutigen Handtücher im kupfernen Waschbecken, das blutige Sägemesser und den ebenfalls blutigen Teppichcutter auf dem Spülkasten der schwarzen Toilette sowie auf den ordentlichen Stapel sauberer hellrosafarbener Bettlaken oben auf dem Wäschekorb.

Der getigerte Duschvorhang rings um die Kupferwanne ist zugezogen. Wasser läuft, doch das Prasseln klingt nicht so, als träfe es auf Metall.

Es ist dunkel. Mit einer Taschenlampe beleuchtet Scarpetta den Colt aus Edelstahl, der hinter ihrem Haus mitten auf der Gasse liegt.

Sie hat nicht die Polizei verständigt. Falls der Leichenbeschauer hinter diesen jüngsten finsternen Machenschaften steckt, würde es ihre Lage nur verschlimmern, wenn sie die Behörden einschaltet. Schließlich weiß sie nicht, wer diesem Mr. Hollings so alles einen Gefallen schuldig ist. Außerdem ist sie nicht sicher, was sie von Bulls Worten halten soll: Als die Krähen aus dem Baum in ihrem Garten aufflogen, hielt er das für ein Zeichen. Und so hat er sie angeschwindelt und gemeint, er müsse jetzt nach Hause. Doch stattdessen hat er - wie er es ausdrückt - ein bisschen herumspioniert, sich im Gebüsch zwischen ihren Gartentoren versteckt und gewartet. Fast fünf Stunden lang, ohne dass Scarpetta etwas davon ahnte.

Währenddessen hat sie ihre Gartenarbeit beendet. Geduscht. In ihrem Arbeitszimmer im ersten Stock Papierkram erledigt. Telefoniert. Sich nach Roses Befinden erkundigt. Lucy angerufen. Sich bei Benton gemeldet. Und die ganze Zeit über hatte sie nicht den geringsten Verdacht, dass Bull hinter ihrem Haus Posten bezogen hatte. Er sagt, das sei wie beim Angeln: Man finge einen Fisch nur, wenn man ihm weismachen könne, dass man genug für heute habe. Als die Sonne unterging und die Schatten länger wurden, saß Bull deshalb auf den dunklen, kühlen Backsteinen zwischen den Toren - und sah plötzlich einen Mann in der Gasse. Der Fremde steuerte geradewegs auf Scarpettas äußeres Gartentor zu und versuchte, die Hand durch die Gitterstäbe zu zwängen, um es zu öffnen. Als das nicht klappte, schickte er sich an, darüberzuklettern. In diesem Moment riss Bull das Tor auf und stürzte sich auf den Eindringling. Er ist überzeugt, dass es der Mann mit dem Motorrad gewesen ist. Jedenfalls führte der Kerl etwas im Schilde, denn er ließ im Handgemenge den Revolver fallen.

»Bleiben Sie stehen!«, ruft Scarpetta Bull in der finsternen Gasse zu. »Falls ein Nachbar oder sonst jemand hier aufkreuzt, soll er unter allen Umständen Abstand halten und bloß nichts anfassen. Zum Glück kann uns vermutlich niemand beobachten.«

Der Strahl von Bulls Taschenlampe gleitet über das rissige Mauerwerk, während Scarpetta ins Haus zurückkehrt und in den ersten Stock geht. Schon wenige Minuten später ist sie wieder in der Gasse, ausgerüstet mit ihrer Kamera und ihrem Tatortkoffer. Nachdem sie Latexhandschuhe angezogen hat, hebt sie den Revolver auf, öffnet die Trommel, holt sechs Patronen, Kaliber achtunddreißig, heraus und verstaut sie in einer Papiertüte. Die Waffe steckt sie in eine andere. Dann versiegelt sie die Tüten mit leuchtend gelbem Asservatenband, beschriftet dieses mit einem Markierstift und zeichnet es mit ihren Initialen ab.

Währenddessen sucht Bull weiter. Der Strahl seiner Taschenlampe hüpfte auf und ab, als er - ganz langsam - ein paar Meter geht, stehen bleibt, sich hinkauert und dann wieder einige Schritte macht. »Da ist was«, sagt er nach einigen Minuten. »Das sollten Sie sich besser selbst anschauen.«

Als Scarpetta sich nähert, passt sie gut auf, wohin sie tritt. Etwa dreißig Meter von ihrem Tor auf dem mit Laub bedeckten Asphalt liegt eine kleine Goldmünze, die an einem zerrissenen, ebenfalls goldenen Kettchen hängt. Das Gold funkelt im Schein ihrer Taschenlampe so hell wie der Mond.

»Waren Sie so weit vom Tor entfernt, als sie mit dem Mann gekämpft haben?«, erkundigt sie sich zweifelnd. »Warum befand sich seine Waffe denn dann da drüben?« Sie weist auf die dunklen Silhouetten von Toren und Gartenmauer.

»Schwer zu sagen, wo ich genau war«, antwortet Bull. »Es ging alles so schnell. Ich glaube zwar nicht, dass ich so weit gelaufen bin, aber ich könnte es nicht beschwören.«

Scarpetta wirft einen Blick auf das Haus. »Es ist wirklich ein ganz schönes Stück«, meint sie. »Haben Sie ihn auch sicher nicht verfolgt, nachdem er die Waffe fallen gelassen hatte?«

»Ich weiß nur, dass eine Goldkette mit so einem Anhänger sicher nicht lange auf der Straße herumliegen würde. Vielleicht bin ich ihm ja wirklich nachgelaufen, und dabei ist die Kette abgerissen. Ich bin zwar nicht sicher, doch wenn es um Leben und Tod geht, ist es oft schwierig, Zeit und Entfernungen richtig abzuschätzen.«

»Richtig«, stimmt sie zu.

Sie zieht frische Handschuhe an und hebt das Kettchen mit den Fingerspitzen auf. Ohne Lupe kann sie nicht feststellen, um was für eine Münze es sich handelt. Sie erkennt nur einen Kopf mit Krone auf der einen und einen Kranz mit der Ziffer 1 auf der anderen Seite.

»Sicher ist sie abgerissen, als Sie ihn festhalten wollten.«

Inzwischen klingt Bull, als hätte er sich selbst davon überzeugt. »Hoffentlich müssen Sie das Ding nicht abgeben. An die Polizei, meine ich.«

»Da gibt es nichts abzugeben«, erwidert sie. »Bis jetzt hat ja kein Verbrechen stattgefunden. Nur eine kleine Rauferei zwischen Ihnen und einem Unbekannten, und ich habe nicht vor, mit jemandem darüber zu reden. Außer mit Lucy natürlich. Morgen werden wir sehen, was sich im Labor rauskriegen lässt.«

Bull ist schon einmal mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Deshalb ist Scarpetta fest entschlossen, zu verhindern, dass es wieder dazu kommt.

»Wenn man einen Revolver findet, muss man doch die Polizei rufen«, stellt Bull fest.

»Tja, ich tue es aber nicht.« Scarpetta packt ihre Sachen zusammen.

»Sie machen sich Sorgen, die könnten denken, dass ich etwas vorhatte, und mich mitnehmen. Bringen Sie sich meiner wegen nicht in Schwierigkeiten, Dr. Kay.«

»Niemand wird Sie mitnehmen«, entgegnet sie.

Gianni Lupanos schwarzer Porsche 911 Carrera steht immer in Charleston, ganz gleich, wie selten sein Besitzer auch in der Stadt sein mag.

»Wo ist er?«, will Lucy von Ed wissen. »Habe ihn heute noch nicht gesehen.«

»Aber er ist in Charleston.«

»Ich habe gestern mit ihm telefoniert. Er rief an und bat mich, den Haustechniker zu schicken, weil seine Klimaanlage nicht richtig funktionierte. Während er weg war, keine Ahnung, wo, wurde der Filter ausgewechselt. Mr. Lupano lebt ziemlich zurückgezogen. Ich weiß nur, ob er hier ist oder nicht, weil ich einmal wöchentlich sein Auto anlassen muss, damit die Batterie sich nicht entleert.« Als Ed einen Styroporbehälter öffnet, riecht es in seinem kleinen Büro nach Pommes. »Stört es Sie? Sonst werden sie nämlich kalt. Wer hat Ihnen von dem Auto erzählt?«

»Rose wusste nicht, dass er hier eine Wohnung hat«, erwidert Lucy. Sie steht an der Tür und behält die Vordrille im Auge. »Aber als sie ihn sah, hat sie ihn gleich erkannt. Mir hat sie gesagt, dass er einen teuren Sportwagen, vermutlich einen Porsche, fährt.«

»Woher kennt sie sich so gut mit Automarken aus? Ihr Volvo ist doch schon mindestens hundert Jahre alt.«

»Ich war schon immer eine Autonärrin. So hat Rose zwangsläufig ziemlich viel davon mitgekriegt«, antwortet Lucy. »Sie könnte Ihnen stundenlang Vorträge über Porsche, Ferrari und Lamborghini halten. Allerdings nehmen sich die Leute in dieser Gegend meistens keinen Porsche als Mietwagen. Also habe ich mir gedacht, dass er ihn sicher hier parkt.«

»Wie geht es ihr inzwischen?« Ed sitzt an seinem Schreibtisch und verspeist den Cheeseburger, den er sich aus dem *Sweetwater Cafe* geholt hat. »Das war vorhin ganz schön knapp.«

»Tja«, sagt Lucy. »Nicht sehr gut.«

»Ich habe mich dieses Jahr gegen Grippe impfen lassen. Trotzdem habe ich zweimal die Grippe gekriegt und dazu auch noch eine Erkältung. Das ist, als würde man Süßigkeiten essen, um Löchern in den Zähnen vorzubeugen. Einmal und nie wieder!«

»War Gianni Lupano eigentlich hier, als Drew in Rom ermordet wurde?«, fragt Lucy. »Ich habe gehört, er sei in New York gewesen, aber das muss ja nicht unbedingt stimmen.«

»Das hiesige Turnier hat sie an einem Sonntag mitten im Monat gewonnen.« Er wischt sich den Mund mit einer Papierserviette ab, greift nach einem großen Colabecher und trinkt aus dem Strohhalm. »Ich bin sicher, dass Gianni noch am selben Abend abgereist ist, denn er hat mich gebeten, auf sein Auto aufzupassen. Er meinte, er könne nicht sagen, wann er zurück sein würde. Und dann war er plötzlich doch wieder da.«

»Aber Sie haben ihn nicht persönlich gesehen.«

»Das tue ich fast nie.«

»Sie telefonieren nur mit ihm.«

»Normalerweise schon.«

»Ich verstehe das nicht«, seufzt Lucy. »Welchen Grund außer Drews Teilnahme am Family Circle Cup hätte er noch, um nach Charleston zu kommen? Wie lange dauert das Turnier? Eine Woche im Jahr?«

»Sie würden staunen, wie viele Leute in dieser Gegend eine Wohnung unterhalten. Wir haben sogar

Filmstars hier.«

»Hat sein Wagen ein Navigationssystem?«

»Klar doch. Ein Auto mit allen Schikanen. Tolle Kiste.«

»Ich müsste mir mal den Schlüssel ausleihen.«

»Oh.« Ed legt den Cheeseburger in den Behälter. »Das darf ich nicht.«

»Keine Sorge, ich will nicht damit fahren, sondern nur etwas nachschauen. Sie können sicher ein Geheimnis bewahren.«

»Ich darf Ihnen den Schlüssel nicht geben.« Ed hat aufgehört zu kauen. »Wenn er dahinterkommt...«

»Ich brauche den Schlüssel nur für zehn Minuten, höchstens eine Viertelstunde. Er wird es nie rauskriegen, Ehrenwort.«

»Könnten Sie dann auch den Motor anlassen, wenn Sie schon mal dabei sind? Es ist nicht weiter schwierig.«

»Wird gemacht.«

Lucy geht zur Hintertür hinaus und sieht den Porsche in einer abgelegenen Ecke des Parkplatzes stehen. Nachdem sie den Motor gestartet hat, nimmt sie die Zulassung aus dem Handschuhfach. Fahrzeughalter des Carrera, Baujahr 2006, ist Gianni Lupano. Sie stellt das Navigationssystem an, überprüft den Verlauf der eingespeicherten Zielorte und notiert sie sich.

Die Kühlung des Magnetresonanzgeräts rauscht.

Im MRI-Labor betrachtet Benton durch die Glasscheibe Dr. Selfs in ein Laken gehüllte Füße. Sie liegt auf einem Schlitten in der Öffnung des vierzehn Tonnen schweren Magneten. An ihrem Kinn ist ein Klebestreifen befestigt, damit sie nicht vergisst, dass sie den Kopf nicht bewegen darf. Dieser ruht an einer Spirale, welche die zur Abbildung ihres Gehirns nötigen Funkfrequenzen auffängt. Dr. Selfs Ohren sind von schalldämpfenden Kopfhörern bedeckt. Wenn die funktionelle Abbildung ihres Gehirns beginnt, wird sie durch sie das Band mit der Stimme ihrer Mutter hören.

»So weit, so gut«, sagt Benton zu Dr. Susan Lane. »Mal abgesehen von den Spielchen, die sie mit uns treibt. Tut mir schrecklich leid, dass Sie alle ihretwegen warten mussten.« Er wendet sich an den Labortechniker. »Alles in Ordnung, Josh? Sind Sie schon wach?«

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich darauf freue«, erwidert Josh, der an seiner Konsole sitzt. »Meine kleine Tochter hat sich den ganzen Tag übergeben, und meine Frau kriegt allmählich Mordgelüste.«

»Noch nie habe ich jemanden kennengelernt, der seinen Mitmenschen so viel Freude bereitet.« Damit meint Benton Dr. Seif, das Auge des Hurrikans. Als er durch die Scheibe ihre Füße mustert, stellt er fest, dass sie Strümpfe trägt. »Hat sie etwa eine Strumpfhose an?«

»Sie können von Glück reden, dass sie überhaupt etwas anhat. Als ich sie herbrachte, hat sie darauf bestanden, sich splinternackt auszuziehen«, antwortet Dr. Lane.

»Das wundert mich nicht.« Benton achtet auf seine Worte, denn obwohl Dr. Seif sie bei abgeschalteter Gegensprechanlage nicht hört, könnte sie von ihren Lippen ablesen. »Absolut manisch. Und zwar seit ihrer Ankunft. Ein sehr produktiver Aufenthalt. Fragen Sie sie selbst. Sie hält sich für den Inbegriff der geistigen Gesundheit.«

»Ich habe mich nur erkundigt, ob sie irgendwelche Metallgegenstände am Körper hat, einen Bügel-BH zum Beispiel«, entgegnet Dr. Lane. »Dabei habe ich ihr erklärt, der Magnet habe eine Anziehungskraft, die sechzigtausendmal stärker sei als die der Erde, sodass man unbedingt alles Metall davon fernhalten müsse. Das Wort BH-Striemen würde eine völlig neue Bedeutung bekommen, wenn sie uns einen Bügel-BH verschweigen würde. Darauf meinte sie, sie trüge einen. Sie gab mächtig damit an und redete ohne Punkt und Komma davon, wie lästig es doch sei, so ... äh ... große Brüste zu haben. Natürlich habe ich geantwortet, der BH müsse weg. Und da hat sie vorgeschlagen, gleich alles auszuziehen, und um ein Krankenhausnachthemd gebeten.«

»Ich gebe auf.«

»Also trägt sie jetzt ein Krankenhausnachthemd. Zum Glück konnte ich sie überzeugen, das Höschen anzulassen. Und die Strümpfe.«

»Gut gemacht, Susan. Bringen wir es hinter uns.«

Dr. Lane drückt auf den Mikrofonknopf der Gegensprechanlage. »Wir fangen mit ein paar lokalisierenden Bildern an. Mit anderen Worten: strukturelle Aufnahmen. Das dauert etwa sechs Minuten«, sagt sie. »Sie werden dabei ziemlich laute und seltsame Geräusche hören, die von dem Gerät herrühren. Wie geht es Ihnen?«

»Können wir bitte beginnen?«, verlangt Dr. Seif.

Die Gegensprechanlage wird ausgeschaltet. »Sind Sie bereit für das PANAS?«, fragt Dr. Lane Benton. Das ist die Auswertung der Positiv-Negativ-Affekt-Skala.

»Dr. Seif, ich stelle Ihnen jetzt einige Fragen zu Ihren Gefühlen«, verkündet Benton durch die Gegensprechanlage. »Dieselben Fragen werde ich im Lauf dieser Sitzung mehrmals wiederholen. In Ordnung?«

»Ich weiß, was PANAS ist.«

Benton und Dr. Lane wechseln Blicke. Ihren Mienen ist jedoch nichts zu entnehmen. »Spitze«, spöttelt Dr. Lane mit unbewegtem Gesicht.

»Einfach ignorieren und weitermachen«, erwidert Benton.

Josh sieht Benton an und wartet auf den Startschuss. Benton muss an sein Gespräch mit Dr. Maroni und den angedeuteten Vorwurf denken, Josh hätte Lucy von der VIP-Patientin erzählt und ihr somit die Möglichkeit gegeben, es Scarpetta zu berichten. Allerdings versteht Benton immer noch nicht ganz, was

Dr. Maroni ihm damit mitteilen wollte. Während er Dr. Seif durch die Glasscheibe betrachtet, fällt ihm plötzlich etwas ein: Ob die Akte des Sandman, die sich angeblich nicht in Rom befindet, womöglich hier im McLean Hospital ist?

An einem Monitor kann man die von Dr. Selfs Fingermanschette und der Blutdruckmanschette übertragenen Werte ablesen. »Blutdruck einhundertzwölf zu achtundsiebzig«, stellt Benton fest und notiert es. »Puls zweiundsiebzig.«

»Sauerstoffgehalt?«, fragt Dr. Lane.

Die Antwort lautet neunundneunzig. Also normal. Benton betätigt den Gegensprechknopf, und die PANAS-Untersuchung beginnt.

»Dr. Seif? Sind Sie bereit für einige Fragen?«

»Endlich«, hallt ihre Stimme durch den Lautsprecher.

»Ich sage etwas und möchte, dass Sie Ihre Gefühle auf einer Skala von eins bis fünf einstufen. Eins bedeutet, dass Sie nichts empfinden, zwei ein bisschen, drei durchschnittlich, vier viel und fünf sehr viel. Haben Sie verstanden?«

»Als Psychiaterin bin ich mit PANAS vertraut.«

»Offenbar ist sie auch Neurowissenschaftlerin«, bemerkt Dr. Lane. »Bestimmt wird sie schummeln.«

»Das ist mir egal.« Benton geht die Fragen durch, die er ihr im Lauf der Untersuchung noch einige Male stellen wird. Ob sich Dr. Seif aufgewühlt, beschämt, traurig, aggressiv, gereizt, schuldig fühle? Oder neugierig, stolz, entschlossen, aktiv, stark, tatendurstig, aufgeregt, begeistert und wach? Sie bewertet alles mit eins. Angeblich empfindet sie also gar nichts.

Wieder kontrolliert er ihre Körperwerte und notiert sie. Alles normal und unverändert.

»Josh?« Dr. Lane gibt ihm ein Zeichen.

Die strukturelle Aufnahme beginnt. Ein lautes Klopfen ertönt, und auf Joshs Monitor sind Abbildungen von Dr. Selfs Gehirn zu sehen. Ihnen ist nicht viel zu entnehmen. Falls keine eindeutige Anomalie wie beispielsweise ein Tumor vorliegt, wird man erst später bei der Analyse Tausender MRI-Aufnahmen schlauer sein.

»Wir sind bereit«, meldet Dr. Lane durch die Gegensprechanlage. »Alles in Ordnung bei Ihnen?«

»Ja.« Sie klingt ungeduldig.

»In den ersten dreißig Sekunden wird es still sein«, erklärt Dr. Lane. »Also bleiben Sie ganz ruhig und entspannen Sie sich. Danach spielen wir Ihnen ein Tonband mit der Stimme Ihrer Mutter vor, und ich möchte, dass Sie einfach nur zuhören und nichts sagen.«

Dr. Selfs Werte bleiben unverändert.

Ein gespenstisches Heulen ertönt, das an ein Unterseeboot erinnert, während Benton weiter Dr. Selfs zugedeckte Füße durch die Glasscheibe mustert.

»Das Wetter hier ist ausgezeichnet, Marilyn«, erklingt die Tonbandstimme von Gladys Self. »Ich brauche die Klimaanlage noch gar nicht einzuschalten - was nicht heißt, dass sie funktionieren würde. Sie surrt wie ein großes Insekt. Also lasse ich einfach Fenster und Türen offen, denn zurzeit sind die Temperaturen erträglich.«

Obwohl es sich um die neutralen und am wenigsten verfänglichen Aussagen handelt, tut sich etwas bei Dr. Selfs Werten.

»Puls dreiundsiebzig, vierundsiebzig«, meldet Benton und notiert es.

»Ich würde sagen, sie empfindet diese Äußerungen als ganz und gar nicht neutral«, stellt Dr. Lane fest.

»Ich habe an die vielen wundervollen Obstbäume gedacht, die du hier in deinem Garten gehabt hast, Marilyn, und die das Landwirtschaftsministerium wegen Zitrusbrands hat fällen lassen. Ich liebe hübsche Gärten. Sicher freut es dich, zu hören, dass diese alberne Abholzaktion mehr oder weniger eingestellt wurde, weil sie nichts genützt hat. Wie schade! Im Leben kommt es eben immer auf den richtigen Zeitpunkt an.«

»Puls fünfundsiebzig, sechsendsiebzig. Sauerstoffgehalt neunundachtzig«, verkündet Benton.

»... Es ist wirklich zum Kaputtlachen, Marilyn. Schon den ganzen Tag kurvt etwa anderthalb Kilometer vor der Küste so ein U-Boot herum. Oben auf dem Dingsda ... wie nennt man es noch mal ... Turm? Jedenfalls dort, wo das Sichtrohr sitzt, da flattert eine kleine amerikanische Flagge. Muss am Krieg liegen. Immer hin und her und hin und her. Bestimmt ein Manöver. Und die kleine Flagge weht. Ich möchte zu gerne wissen, was die da bloß üben, habe ich zu meinen Freundinnen gesagt. Hat denen noch niemand verraten, dass man im Irak keine U-Boote braucht...?«

Der erste neutrale Abschnitt ist zu Ende. Während der dreißigsekündigen Pause wird noch einmal Dr. Selfs Blutdruck gemessen. Er ist auf einhundertsechzehn zu zweiundachtzig gestiegen. Dann erklingt wieder die Stimme ihrer Mutter. Gladys Self erzählt, wo sie in Südflorida derzeit am liebsten einkauft. Und dann die ständigen Baustellen! Die Wolkenkratzer schossen wie die Pilze aus dem Boden, sagt sie. Und die meisten stünden leer, weil die Immobilienpreise in den Keller gefallen seien. Daran sei hauptsächlich der Irakkrieg schuld, der überall nur Unheil angerichtet habe.

Dr. Seif reagiert genauso wie auf die vorangegangenen Äußerungen.

»Meine Herren!«, ruft Dr. Lane plötzlich. »Das geht ihr offenbar an die Amygdala. Schauen Sie sich nur ihren Sauerstoffgehalt im Blut an.«

Er ist auf siebenundneunzig gefallen.

Erneut die Stimme ihrer Mutter, diesmal positive Äußerungen. Dann kommt die Kritik.

»... Du warst schon immer eine krankhafte Lügnerin, Marilyn. Seit du sprechen konntest, habe ich kaum ein wahres Wort von dir zu hören gekriegt. Und was ist später nur aus dir geworden? Wo hast du

nur diese Moralvorstellungen her? Von unserer Familie bestimmt nicht. Du und deine schmutzigen kleinen Geheimnisse, die ich so abstoßend und widerlich finde. Du hast kein Herz, Marilyn. Wenn deine Fans das wüssten! Du solltest dich schämen, Marilyn ...«

Der Sauerstoffgehalt in Dr. Selfs Blut ist auf sechsundneunzig Prozent gefallen. Ihr Atem geht schneller und flacher und ist durch die Gegensprechanlage gut zu hören.

»... Die Menschen, die du einfach weggeworfen hast. Du weißt genau, was und wen ich meine. Ständig lügst du und verdrehst alles, wie es dir in den Kram passt. Deshalb mache ich mir große Sorgen um dich. Eines Tages wirst du die Quittung dafür kriegen ...«

»Puls einhundertdreißig«, meldet Dr. Lane. »Sie hat gerade den Kopf bewegt«, stellt Josh fest. »Kann die Software das nicht ausgleichen?«, erkundigt sich Dr. Lane.

»Wird sich zeigen.«

»... Außerdem glaubst du, dass Geld sämtliche Probleme löst. Eine kleine Abfindung, und schon bist du aller Verantwortung ledig. Du stellst die Leute mit Geld ruhig. Ach, das dicke Ende kommt bestimmt. Eines Tages wirst du ernten, was du gesät hast. Ich will dein Geld nicht. Meine Freundinnen, mit denen ich öfter in der Tiki Bar sitze, ahnen ja gar nicht, in welchem Verhältnis ich zu dir stehe ...«

Puls einhundertvierunddreißig. Sauerstoffgehalt auf fünfundneunzig gesunken. Dr. Selfs Füße zucken. Noch neun Sekunden. Die Stimme der Mutter aktiviert Neuronen im Gehirn der Tochter. Blut strömt in diese Neuronen, und je mehr es wird, desto stärker zeigt der Scanner eine Zunahme des sauerstoffarmen Blutes an. Die funktionalen Abbildungen machen deutlich, dass Dr. Seif unter körperlichem und emotionalem Druck steht. Das ist kein Theater.

»Mir gefallen ihre Werte nicht. Genug. Wir machen Schluss«, sagt Benton zu Dr. Lane. »Einverstanden.«

»Dr. Seif, wir hören auf«, spricht er in die Gegensprechanlage.

Während Lucy mit Benton telefoniert, holt sie aus einem abgeschlossenen Schrank im Computerlabor einen Werkzeugkasten, einen USB-Stick und eine kleine schwarze Schachtel.

»Frag lieber nicht«, erwidert er. »Wir haben die MRI-Aufnahmen gestoppt oder mussten sie besser gesagt abbrechen. Ich darf dir nichts darüber erzählen, hätte aber trotzdem eine Bitte an dich.«

»Schieß los.« Lucy lässt sich an einem Computerterminal nieder. »Du musst mit Josh reden und dich in unser Netz einklinken.«

»Was brauchst du?«

»Eine Patientin lässt ihre E-Mails auf den Server des Pavillons weiterleiten.«

»Na und?«

»Auf diesem Server befinden sich außerdem verschiedene Dateien. Eine bezieht sich auf eine Person,

die sich an den klinischen Direktor des Pavillons gewandt hat. Du weißt, wen ich meine.«

»Und weiter?«

»Er hat die Person, für die wir uns interessieren, im letzten November in Rom gesehen«, spricht Benton in die Telefonmuschel. »Ich kann dir nur verraten, dass besagter Patient im Irak gekämpft hat. Offenbar hat Dr. Seif ihn überwiesen.«

»Und?« Lucy loggt sich ins Internet ein.

»Josh ist gerade mit den Aufnahmen fertig, die abgebrochen wurden. Die Versuchsperson verlässt uns heute Abend, was bedeutet, dass es keine weitergeleiteten E-Mails mehr geben wird. Die Zeit läuft uns davon.«

»Ist die fragliche Person noch bei euch?«

»Momentan schon. Josh ist bereits nach Hause gegangen. Er hatte es sehr eilig, weil sein Kind krank ist.«

»Wenn du mir dein Passwort gibst, kann ich ins Netzwerk rein«, erwidert Lucy. »Das macht es leichter. Allerdings hast du dann etwa eine Stunde lang keinen Zugriff.«

Sie erreicht Josh unter seiner Mobilfunknummer. Er sitzt gerade im Auto und ist auf dem Heimweg. Ausgezeichnet. Lucy erklärt ihm, Benton könne seine E-Mails nicht abfragen, weil etwas mit dem Server nicht in Ordnung sei. Sie müsse es sofort in Ordnung bringen, es werde jedoch eine Weile dauern. Obwohl es auch aus der Entfernung möglich sei, brauche sie dazu das Passwort des Systemadministrators. Die Alternative wäre, dass Josh umkehrt und sich selbst darum kümmert. Das jedoch kommt für Josh überhaupt nicht in Frage. Er erzählt Lucy von seiner Frau und seinem Kind und meint, es wäre prima, wenn sie das für ihn erledigen könne. Schließlich arbeiten sie schon so lange in Computerangelegenheiten zusammen, dass er niemals auf den Gedanken käme, sie könne die E-Mails eines Patienten und Dr. Maronis vertrauliche Unterlagen einsehen wollen. Und falls Josh doch vom Schlimmsten ausgehen sollte, traut er ihr zu, dass sie sich ohnehin einfach einhacken würde, wenn er nicht mitspielt. Schließlich weiß er, wozu sie fähig ist und womit sie ihr Geld verdient.

Allerdings hat Lucy nur wenig Lust, im Netzwerk von Bentons Krankenhaus herumzuwühlen, ganz abgesehen davon, dass es viel zu lange dauern würde. Schon eine Stunde später ruft sie Benton zurück. »Ich habe keine Zeit, das Zeug zu lesen«, sagt sie. »Das überlasse ich dir. Ich habe alles an dich weitergeleitet. Dein E-Mail-Programm läuft wieder.«

Als sie das Labor verlässt und auf ihrer MV Agusta Brutale davonfährt, ist sie gleichzeitig besorgt und wütend. Dr. Seif hält sich im McLean Hospital auf, und zwar schon seit knapp zwei Wochen. Ein schöner Mist. Und Benton hat es gewusst.

Obwohl ihr klar ist, warum Benton zum Stillschweigen verpflichtet ist, findet sie es nicht richtig. Dr. Seif und Marino korrespondieren per E-Mail. Und währenddessen sitzt diese Frau genau vor Bentons Nase im McLean Hospital, ohne dass er es für nötig hielte, Marino oder Scarpetta zu warnen. Auch Marinos und Shandys kleinen Ausflug in die Autopsie, aufgezeichnet von den Überwachungskameras, hat er mit keinem Wort erwähnt. Und Lucys Bemerkungen über Marino und seine E-Mails an Dr. Seif waren

ihm ebenfalls keine Antwort wert. Jetzt fühlt Lucy sich verraten und benutzt. Während Benton offenbar nicht die geringsten Skrupel hat, sie zu bitten, in vertrauliche Dateien einzudringen, verheimlicht er ihr gleichzeitig, dass Dr. Seif seine Patientin ist, gemütlich in einem Einzelzimmer im Pavillon residiert und dreitausend Dollar täglich dafür hinblättert, alle Beteiligten an der Nase herumführen zu können.

Als Lucy auf ihrer Maschine im sechsten Gang an den Autos auf der Arthur Ravenel Jr. Bridge vorbeibraust, fühlt sie sich von den hohen Pfeilern und den senkrecht verlaufenden Tauen an das Stanford-Krebszentrum und die Dame erinnert, die auf der Harfe so gar nicht ins Umfeld passende Lieder spielt. Marino mag ein hoffnungsloser Fall sein, doch er hat es nicht verdient, von Dr. Seif ausgetrickst zu werden. Er ist schlicht und ergreifend zu einfach strukturiert, um eine Neutronenbombe auf zwei Beinen wie sie zu begreifen. Verglichen mit Dr. Seif ist Marino ein großer dummer Junge mit einer Steinschleuder in der Hosentasche. Vielleicht hat er ja die Initiative ergriffen und ihr zuerst eine E-Mail geschickt. Allerdings hat niemand Dr. Seif gezwungen, darauf zu antworten. Offenbar will sie sich rächen, indem sie Marino den Todesstoß versetzt.

Lucy rast an den Booten der Krabbenfischer vorbei, die im Shem Creek vor Anker liegen, und überquert die Ben Sawyer Bridge nach Sullivan's Island, wo Marino wohnt. Anfangs sprach er immer von seinem Traumhaus - eine winzige heruntergekommene Fischerhütte auf Stelzen mit einem roten Metалldach. Die Fenster sind dunkel, nicht einmal die Außenbeleuchtung brennt. Hinter der Hütte führt ein langer Steg in den Sumpf und endet an einem schmalen Bach, der irgendwo im Intracoastal Waterway mündet. Bei seinem Einzug hat Marino sich ein kleines Boot gekauft, die Seitenarme erkundet und geangelt. Manchmal ist er auch einfach nur herumgefahren und hat Bier getrunken. Lucy weiß nicht, was in letzter Zeit mit ihm los ist. *Was ist bloß aus ihm geworden? Lebt ein Fremder in seinem Körper?*

Der kleine Vorgarten besteht aus einem mit dürrer Unkraut überwucherten Sandfleck. Unter dem Pfahlbau türmt sich der Müll: alte Kühlboxen, ein verrosteter Grill, Krabbenfallen, vergammelte Fischernetze und Mülltonnen, denen ein modriger Geruch entsteigt. Lucy geht die verzogene Treppe hinauf und rüttelt an der Tür, von der die Farbe abblättert. Das Schloss ist zwar recht altersschwach, aber sie will es nicht aufbrechen und beschließt, die Tür aus den Angeln zu heben. Ein Schraubenzieher genügt, und schon kurz darauf steht Lucy in Marinos Traumhaus. Eine Alarmanlage hat er nicht, da er meint, dass seine Waffen Abschreckung genug sind.

Als sie an der Schnur der Glühbirne zieht, die von der Decke baumelt, entsteht ein Wechselspiel aus grellem Licht und unregelmäßigen Schatten. Lucy überlegt, was sich seit ihrem letzten Besuch hier verändert hat. Wann war das? Vor sechs Monaten? Es ist nichts Neues hinzugekommen, so als hätte Marino schon vor einer Weile aufgehört, das Haus mit Leben zu erfüllen. Das Wohnzimmer hat einen nackten Holzboden und ist mit einem billigen karierten Sofa, zwei Holzstühlen, einem großen Fernseher, einem Computer und einem Drucker möbliert. An der Wand steht eine Küchenzeile, die Arbeitsfläche zieren einige leere Bierdosen und eine Flasche Jack Daniel's. Der Kühlschrank enthält massenweise Aufschnitt, Käse und noch mehr Bier.

Lucy setzt sich an Marinos Schreibtisch und zieht den USB-Stick, der an einer Kordel hängt, aus dem Port. Dann holt sie eine spitz zulaufende Pinzette, einen winzigen Schraubenzieher und einen Akkubohrer - alles Miniaturausgaben wie aus der Werkstatt eines Juweliers - aus ihrem Werkzeugkasten. In der kleinen Schachtel befinden sich vier Abhörwanzen, jede mit kaum acht Millimeter Durchmesser etwa so groß wie eine Aspirin-tablette. Nachdem Lucy die Plastikummantelung des USB-Sticks entfernt hat, nimmt sie die Unterseite mit der Kordel ab und versteckt eine der Wanzen so, dass die metallene Spitze in dem Loch

verschwindet, wo die Kordel ursprünglich befestigt war. Der Bohrer summt leise, als sie unten in die Hülle ein zweites Loch bohrt, in dem sie die Befestigungsschraube der Kordel verankert.

Danach kramt sie einen zweiten USB-Stick - den aus ihrem Labor - aus einer Tasche ihrer Cargohose und steckt ihn in den USB-Port. Sie lädt eine selbstentwickelte Spyware herunter, die alles an ihr E-Mail-Konto senden wird, was Marino in seine Tastatur tippt. Anschließend durchsucht sie seine Festplatte auf Dokumente. Bis auf die E-Mails von Dr. Seif, die er sich auf den Bürocomputer kopiert hat, ist fast nichts zu finden, was Lucy nicht weiter überrascht. Sie hätte Marino auch nicht zugetraut, dass er zu Hause Fachartikel oder einen Roman verfasst. Mit dem Schreibkram im Büro ist er schon voll und ganz ausgelastet. Nachdem Lucy den ursprünglichen USB-Stick wieder in den Port gesteckt hat, sieht sich rasch im Zimmer um und öffnet einige Schubladen: Zigaretten, einige Ausgaben des *Playboy*, eine .375er Magnum Smith & Wesson, ein paar Dollar und Kleingeld, Belege und Werbepost.

Das Schlafzimmer ist so klein, dass Marino sich vermutlich kaum darin umdrehen kann. Als Kleiderschrank dient ihm eine zwischen die Wände am Fußende des Bettes geklemmte Stange, wo, dicht zusammengedrängt und schlampig auf die Bügel geschoben, seine Sachen hängen. Weitere Kleidungsstücke, auch seine zeltartigen Boxershorts und seine Socken, liegen auf dem Boden. Sie bemerkt einen roten Spitzen-BH, einen schwarzen Ledergürtel mit Nieten und einen aus Krokodilleder, die eindeutig zu klein für ihn sind. In einer Butterdose aus Plastik befinden sich Kondome und Schwanzringe. Das Bett ist ungemacht, und nur der Himmel weiß, wann die Wäsche zuletzt gewechselt wurde.

Das Badezimmer daneben hat die Größe einer Telefonzelle: Toilette, Dusche, Waschbecken. Lucy wirft einen Blick ins Badezimmerschränkchen, wo sie wie erwartet Kosmetikartikel und Tabletten gegen Kopfschmerzen und andere Unpässlichkeiten entdeckt. Sie greift nach einem Döschen Fiorinal mit Kodein, das laut Aufkleber Shandy Snook verschrieben worden ist. Es ist fast leer. Auf einem anderen Regalbrett liegt eine Tube Testroderm, verordnet einem Patienten, dessen Namen Lucy noch nie gehört hat. Sie tippt die Daten in ihr BlackBerry ein. Nachdem sie die Eingangstür wieder eingehängt hat, geht sie die dunkle, wackelige Treppe hinunter. Der Wind hat aufgefrischt, und sie hört ein leises Geräusch, das vom Steg her kommt. Lucy zieht die Glock, lauscht und leuchtet mit ihrer Taschenlampe in die entsprechende Richtung. Aber der Lichtstrahl reicht nicht weit genug, sodass das Ende des Stegs in der undurchdringlichen Dunkelheit verschwindet.

Lucy steigt die Stufen zum Steg hinauf. Sie sind alt und verzogen, und einige Bohlen fehlen. Sumpferuch steigt ihr in die Nase. Als sie anfängt, nach den winzigen Moskitos zu schlagen, fallen ihr die Worte eines Anthropologen ein: Es sei alles eine Frage der Blutgruppe. Lästige Insekten wie Moskitos bevorzugten Menschen mit Blutgruppe 0. Obwohl das auch Lucys Blutgruppe ist, fragt sie sich noch immer, wie die Moskitos ihr Blut riechen, wenn sie gar nicht blutet. Die Mücken umschwärmen sie, greifen sie an und stechen sie sogar in die Kopfhaut.

Lautlos schleicht sie weiter und lauscht, bis sie ein leises Poltern hört. Der Lichtkegel der Taschenlampe gleitet über verwittertes Holz und verbogene, rostige Nägel. Eine Brise flüstert im Sumpfgras. Die Lichter von Charleston wirken in der nach Schwefel riechenden schwülen Luft sehr weit weg, und der Mond verbirgt sich hinter dicken Wolken. Am Ende des Stegs angelangt, weiß Lucy endlich, woher das beunruhigende Geräusch kommt: Marinos kleines Boot ist verschwunden. Die grellorangefarbenen Bojen schlagen dumpf gegen die Pfosten.

Karen und Dr. Seif sitzen in der Dämmerung auf der Vortreppe des Pavillons.

Im schummrigen Licht der Außenbeleuchtung zieht Dr. Seif einen zusammengefalteten Zettel aus der Tasche ihres Regenmantels, öffnet ihn und fördert einen Stift zutage. Vom Wald klingt das hohe Surren der Insekten herüber. In der Ferne heult ein Kojote.

»Was ist das?«, fragt Karen.

»Wenn ich Gäste in meine Sendung einlade, müssen sie dieses Dokument unterzeichnen. Darin erteilen sie mir die Erlaubnis, sie vor laufender Kamera zu befragen und über sie zu sprechen. Niemand kann Ihnen helfen, Karen. Das ist Ihnen doch sicher klar.«

»Ich fühle mich ein wenig besser.«

»Das ist immer so, weil Sie hier programmiert werden. Das haben die auch bei mir versucht. Es ist eine Verschwörung. Deshalb haben sie mich auch gezwungen, mir die Aufnahmen von meiner Mutter anzuhören.«

Karen greift nach der Vollmacht und versucht, sie zu lesen. Aber es ist zu dunkel.

»Ich möchte unsere wunderbaren und hilfreichen Gespräche und Erkenntnisse gern mit meinen Millionen von Zuschauern überall auf der Welt teilen. Und dazu brauche ich Ihre Genehmigung. Natürlich können Sie auch unter einem Pseudonym auftreten.«

»Aber nein! Ich würde mich freuen, wenn Sie von mir erzählen und meinen wirklichen Namen nennen. Ich wäre gern in Ihrer Show, Marilyn! Was für eine Verschwörung meinen Sie eigentlich? Sind Sie sicher, dass ich auch davon betroffen bin?«

»Sie müssen das unterschreiben.« Sie reicht Karen den Stift.

Karen gehorcht. »Sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie über mich sprechen, damit ich mir die Sendung anschauen kann? Falls Sie das überhaupt tun. Meinen Sie, ich kann mir Hoffnungen machen?«

»Wenn Sie dann noch da sind.«

»Wie bitte?«

»Sie kommen sicher nicht gleich in meiner ersten Sendung dran, Karen. Die handelt nämlich von Frankenstein und empörenden Menschenversuchen. Ich werde berichten, wie ich gegen meinen Willen unter Medikamente gesetzt, gequält, gedemütigt und in die Röhre gesteckt worden bin. In einen riesigen Magneten, wie ich betonen muss. Dort musste ich mir die Stimme meiner Mutter anhören. Sie haben mich gezwungen, mit anzuhören, wie sie Lügen über mich verbreitet und mich mit Vorwürfen überhäuft hat. Es könnte also Wochen dauern, bis Sie in meiner Sendung vorkommen. Hoffentlich sind Sie dann noch da.«

»Soll das heißen, hier im Krankenhaus? Ich werde nämlich morgen früh entlassen.«

»Ich meine, da.«

»Wo denn?«

»Wollen Sie eigentlich noch auf dieser Welt sein, Karen? Hat man Sie je gefragt, ob Sie geboren werden wollen? Das ist die wahre Frage.«

Mit zitternden Händen zündet Karen sich eine Zigarette an. »Sie haben doch sicher meine Serie über Drew Martin gesehen«, fährt Dr. Seif fort. »Eine Tragödie.«

»Ich sollte allen die Wahrheit über ihren Trainer sagen. Mit Engelszungen habe ich versucht, es ihr klarzumachen.«

»Was hat er denn getan?«

»Haben Sie schon einmal meine Website besucht?«

»Nein. Ich hätte es aber tun sollen.« Zusammengeduckt sitzt Karen auf der kalten Steinstufe und raucht.

»Was hielten Sie davon, wenn ich Sie dort erwähnen würde, bis Sie in meine Sendung können?«

»Erwähnen? Heißt das, Sie würden meine Geschichte erzählen?«

»In gekürzter Fassung. Es gibt dort eine Seite mit dem Titel *Selbstgespräch*, in dem Menschen Blogs verfassen, über sich schreiben und Nachrichten austauschen. Da natürlich nicht alle Teilnehmer sehr stilsicher sind, beschäftigte ich Mitarbeiter, die die Texte überarbeiten und umschreiben, sich Berichte diktieren lassen und Interviews führen. Erinnern Sie sich noch, dass ich Ihnen bei unserer ersten Begegnung meine Karte gegeben habe?«

»Ich habe sie noch.«

»Ich möchte, dass Sie Ihre Geschichte an die dort aufgeführte E-Mail-Adresse schicken, damit wir sie ins Netz stellen können. Sicher wird sie vielen Menschen Mut machen. Ganz im Gegensatz zu dem Schicksal von Dr. Wesleys Nichte.«

»Von wem?«

»Eigentlich ist sie nicht wirklich seine Nichte. Sie hat einen Gehirntumor. Dagegen sind sogar meine Methoden machtlos.«

»O Gott. Das ist ja schrecklich. Durch einen Gehirntumor kann man den Verstand verlieren, ohne dass es eine Hoffnung auf Heilung gibt.«

»Im Internet können Sie alles über sie lesen - ihre Krankengeschichte und dazu sämtliche Blogs. Sie werden sich wundern«, sagt Dr. Seif, die eine Stufe über Karen sitzt, sodass sie die frische Brise genießen kann, während der Zigarettenrauch in die andere Richtung weht. »Der Bericht über Ihr Schicksal wird der Welt eine wichtige Botschaft vermitteln. Wie oft waren Sie eigentlich schon in stationärer Behandlung? Mindestens zehnmal. Warum immer ohne Erfolg?«

Dr. Seif stellt sich vor, dass sie diese Frage ihrem Publikum stellt, während die Kameras sich auf ihr Gesicht - eines der berühmtesten Gesichter der Welt - richten. Sie liebt ihren Namen: Seif. Er gehört zu ihrer wichtigen Mission, und sie würde ihn niemals aufgeben. Nie im Leben würde sie einen anderen Namen annehmen und ihn auch mit niemandem teilen. Wer sich ihr in den Weg stellt, ist verloren. Denn nicht die Fleischeslust ist die schlimmste aller Todsünden, sondern das Scheitern.

»Ich komme in Ihre Sendung, wann immer Sie wollen. Bitte rufen Sie mich an. Ich kann jederzeit da sein«, sagt Karen wieder und wieder. »Solange ich nur nicht ... *darüber* reden muss. Dass geht einfach nicht.«

Selbst damals, als Dr. Selfs Phantasien greifbar wurden, ihr Denken magische Dimensionen annahm und sie begann, Vorahnungen zu haben, hätte sie sich so etwas niemals träumen lassen.

Ich bin Dr. Marilyn Seif. Willkommen bei Self on Self. SOS. Brauchen Sie Hilfe? Zu Beginn jeder Sendung ertönt tosender Applaus vom Studiopublikum, während Millionen Zuschauer weltweit vor ihren Fernsehern sitzen.

»Sie werden mich doch nicht zwingen, *darüber* zu sprechen, oder? Meine Familie würde es mir nie verzeihen. Deshalb kann ich auch nicht mit dem Trinken aufhören. Ich verrate es Ihnen, wenn ich es nicht im Fernsehen oder auf Ihrer Website wiederholen muss.« Karen redet und redet und verzettelt sich immer mehr.

Danke, danke. Manchmal kann Dr. Seif die Zuschauer kaum zur Ruhe bringen. *Ich finde Sie alle großartig.*

»Ich hatte eine Boston-Terrier-Hündin. Sie hieß Bandit. Eines Abends habe ich sie noch spät rausgelassen und sie dann vergessen, weil ich so betrunken war. Es war Winter.«

Applaus, der klingt wie prasselnder Regen. Tausende von klatschenden Händen.

»Am nächsten Morgen habe ich sie tot an der Hintertür gefunden. Das Holz war ganz zerkratzt, weil sie versucht hatte, ins Haus zu kommen. Meine arme kleine Bandit mit ihrem kurzen Fell. Sie hat gezittert, geheult und gebellt, da bin ich ganz sicher. Sie wollte ins Haus, weil sie fror.« Karen schluchzt. »Und deshalb betäube ich mein Gehirn, damit ich nicht denken muss. Es heißt, ich hätte weiße Stellen und verbreiterte ... tja, es verkümmert. Ein schöner Tod, Karen, sage ich mir. Du zerstörst dein Gehirn. Man kann ganz deutlich erkennen, dass ich nicht normal bin.« Sie berührt ihre Schläfe. »Ich habe es im Leuchtkasten beim Neurologen gesehen. Mein Gehirn ist abnormal, daran führt kein Weg vorbei.

Ich werde niemals normal sein. Jetzt bin ich fast sechzig, und der Schaden ist nicht mehr rückgängig zu machen.«

»Wenn es um Hunde geht, können die meisten Menschen nicht verzeihen«, sagt Dr. Seif geistesabwesend.

»Ich weiß. Was soll ich tun, um darüber hinwegzukommen? Bitte, geben Sie mir einen Rat.«

»Geistesranke weisen Besonderheiten in der Schädelform auf. So haben Verrückte beispielsweise verengte oder deformierte Schädel«, sagt Dr. Seif. »Maniker leiden an Gehirnerweichung. Diese

Erkenntnisse wurden 1824 im Rahmen einer Pariser Studie gewonnen, bei der man einhundert Idioten und Geistesschwache untersuchte. Nur vierzehn von ihnen hatten normale Schädel.«

»Soll das heißen, dass ich geistesschwach bin?«

»Klingt das denn so anders als das, was die Ärzte Ihnen bis jetzt erzählt haben, nämlich dass Ihr Kopf sich von den Köpfen Ihrer Mitmenschen unterscheidet?«

»Ich soll geistesschwach sein? Ich habe meinen Hund getötet.«

»Abergläubische und falsche Vorstellungen wie diese kursieren schon seit Jahrhunderten. Man vermaß die Schädel der Insassen von Irrenanstalten und seziierte die Gehirne von Idioten und Geistesschwachen.«

»Ich bin geistesschwach?«

»Heutzutage wird man in eine Zauberröhre gesteckt - einen Magneten -, muss sich dabei Tonbandaufnahmen von seiner Mutter anhören und kriegt dann gesagt, man hätte ein deformiertes Gehirn.«
Dr. Seif verstummt, als eine hochgewachsene Gestalt zielstrebig durch die Dunkelheit auf sie zusteuert.

»Karen, wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich gern allein mit Dr. Seif sprechen«, sagt Benton Wesley.

»Bin ich geistesschwach?«, fragt Karen beim Aufstehen.

»Natürlich nicht«, erwidert Benton freundlich.

Karen verabschiedet sich von ihm. »Sie waren immer nett zu mir«, sagt sie. »Morgen fliege ich nach Hause und komme nicht zurück.«

Dr. Seif fordert Benton auf, neben ihr auf den Stufen Platz zu nehmen. Doch er lehnt ab. Sie spürt, dass er wütend ist - wieder ein Triumph.

»Ich fühle mich schon viel besser«, verkündet sie.

Im Spiel zwischen Schatten und den Lichtkegeln der Laternen wirkt er völlig verändert.

Sie hat ihn noch nie bei Dunkelheit gesehen und findet das Ergebnis sehr faszinierend.

»Ich bin neugierig, was Dr. Maroni und Kay dazu sagen würden«, beginnt sie. »Es erinnert mich an die Frühlingsferien am Strand. Ein junges Mädchen bemerkt einen attraktiven jungen Mann. Und dann? Ihm fällt sie auch auf. Sie sitzen im Sand, waten durchs Wasser, spritzen einander nass und tun, was ihnen gefällt, bis die Sonne aufgeht. Es kümmert sie nicht, dass sie nass und klebrig sind, vom Salzwasser und voneinander. Wo ist der Zauber geblieben, Benton? Altwerden bedeutet, dass nichts mehr genügt. Man ahnt, dass man den Zauber nie wieder empfinden wird. Ich weiß, was der Tod bedeutet, und Sie auch. Setzen Sie sich zu mir, Benton. Ich bin froh, dass Sie mit mir sprechen wollen, bevor ich abreise.«

»Ich habe mit Ihrer Mutter telefoniert«, antwortet Benton. »Noch einmal.«

»Offenbar finden Sie sie sympathisch.«

»Sie hat mir etwas Interessantes anvertraut. Deshalb muss ich eine meiner Aussagen Ihnen gegenüber zurücknehmen, Dr. Seif.«

»Entschuldigungen höre ich immer gern. Und wenn sie von Ihnen kommen, sind sie ein ganz besonders unerwartetes Geschenk.«

»Es stimmt, dass Sie mit Dr. Maroni sexuellen Kontakt hatten«, fährt Benton fort.

»Das habe ich niemals behauptet.« Dr. Seif erschrickt bis ins Mark. »Wann soll denn das gewesen sein? In meinem Zimmer mit Aussicht vielleicht? Ich stand unter Medikamenten. Also war ich gar nicht in der Lage, sexuellen Kontakt mit jemandem zu haben, zumindest nicht freiwillig. Er hat mich betäubt.«

»Ich spreche nicht von der Gegenwart.«

»Als ich bewusstlos war, hat er mein Nachthemd aufgeknöpft und mich betatscht. Er sagte, er liebe meinen Körper.«

»Weil er sich an ihn erinnern konnte.«

»Wer sagt, ich hätte Sex mit ihm gehabt? Hat diese blöde Schlampe es ihnen etwa vorgelogen? Woher will sie wissen, was bei meiner Ankunft hier passiert ist? Bestimmt haben Sie ihr verraten, dass ich hier Patientin bin. Ich werde Sie verklagen. Wie ich Ihnen bereits geschildert habe, war er offenbar machtlos gegen die Versuchung. Und dann hat er die Flucht ergriffen. Weil er wusste, dass er sich falsch verhalten hatte, ist er nach Italien verschwunden. Die Information, ich hätte angeblich mit ihm geschlafen, haben Sie nicht von mir. Er hat mich unter Medikamente gesetzt und meinen Zustand ausgenutzt. Ich hätte damit rechnen sollen. Diesem Menschen ist alles zuzutrauen.«

Nie hätte sie erwartet, dass es sie immer noch erregen würde. Auch wenn sie sich im fraglichen Moment pro forma gestäubt hat. »Weshalb ist eine so eingehende Untersuchung notwendig?«, hat sie gefragt. »Weil ich es wissen muss«, lautete seine Antwort. »Offenbar lässt dich die Erinnerung an das, was einmal gewesen ist, bis heute nicht los«, hat sie erwidert, und er meinte, während er nicht von seinem Tun abließ: »Seitdem sind viele Jahre vergangen. Vielleicht kommst du ja nicht davon los und träumst von einem Neuanfang.« - »Tust du das denn?«, gab sie zurück. »Nein«, antwortete er. Und dann war er fort, die schlimmste Kränkung von allen, weil es nicht zum ersten Mal geschah.

»Ich spreche von einem Vorfall vor langer Zeit«, entgegnet Benton.

Wellen plätschern leise.

Will Rambo ist von Wasser und Nacht umgeben, als er von Sullivan's Island wegrudert. Seinen Cadillac hat er, gut versteckt, nur wenige Schritte von der Stelle geparkt, wo er sich das Boot ausgeliehen hat. Er hat das Boot schon öfter benutzt. Den Außenbordmotor schaltet er bloß ein, wenn er ihn braucht. Falls Ruhe angesagt ist, rudert er eben. Wasser plätschert. Es ist dunkel.

Die Erste hat er mit in die Grotta Bianca genommen. Das Gefühl der Vertrautheit, als die Fragmente sich in einer tiefen Tropfsteinhöhle seines Verstandes zusammenfügten. Moos wuchs, wo die Sonnenstrahlen hineinfielen. Er ist mit ihr an der Säule des Herkules vorbeispaziert, in eine Unterwelt aus steinernen Gängen und funkelnden Gesteinsablagerungen, erfüllt vom steten Tropfen

von Wasser.

An diesem verträumten Tag waren sie ganz allein, bis auf die Gruppe fröhlicher Schulkinder mit Mützen und Jacken, die an ihnen vorbeirannte. »Die kreischen wie ein Schwärm Fledermäuse«, sagte er zu ihr. Und sie erwiderte lachend, sie fände es sehr nett mit ihm. Dann ergriff sie seinen Arm und drückte sich an ihn, sodass er ihren weichen Körper spüren konnte. In der Stille war nur das Tropfen des Wassers zu hören. Unter Kronleuchtern aus Stein schlenderte er mit ihr dahin, durch den Schlangentunnel, vorbei an Vorhängen aus durchscheinenden Steingebilden und in den Wüstenkorridor.

»Wenn du mich hier zurücklässt, finde ich nie wieder hinaus«, stellte sie fest.

»Warum sollte ich dich zurücklassen? Ich bin dein Führer. In der Wüste überlebt man ohne Führer nicht, wenn man den Weg nicht kennt.«

Und der Sandsturm erhob sich wie eine mächtige Wand, sodass er sich die Augen reiben musste, um an diesem Tag nicht in seinen Kopf hineinzublicken.

»Woher kennst du den Weg? Sicher kommst du oft hierher«, antwortete sie. Da ließ er den Sandsturm hinter sich und war wieder in der Höhle. Das Mädchen war so schön, so bleich und wohlgeformt wie aus Quarz geschnitten. Aber sie war traurig, denn ihr Geliebter hatte sie wegen einer anderen verlassen.

»Was ist Besonderes an dir, dass du so vertraut mit diesem Ort bist?«, fragte sie Will. »Ein endloses Labyrinth aus Stein, drei Kilometer tief in der Erde. Es wäre schrecklich, sich hier unten zu verirren. Ob das wohl schon einmal passiert ist? Wenn sie schließen und das Licht ausgeht, ist es hier sicher stockfinster und kalt.«

Er konnte die Hand nicht vor Augen sehen. Nur ein grelles Rot, während der Sand auf sie einpeitschte, bis er glaubte, es würde ihm jeden Fetzen Haut vom Leibe reißen.

»Will! Oh, Gott, hilf mir. Will!« Rogers Schreie mischten sich mit dem Kreischen der Schulkinder ein paar Gänge weiter. Dann verstummte das Tosen des Sturms.

Wasser tropfte. Ihre Schritte schmatzten auf dem Boden.

»Warum reibst du dir dauernd die Augen?«, fragte sie.

»Ich könnte den Weg auch ohne Licht finden. Ich sehe sehr gut, wenn es dunkel ist, und war als Kind oft hier. Heute bin ich dein Führer.« Er ging sehr sanft und einfühlsam mit ihr um, weil er verstand, dass sie den Verlust kaum ertragen konnte. »Schau, wie das Licht durch den Stein schimmert. Er ist glatt und kräftig wie Muskeln und Sehnen. Und die Kristalle haben das wächserne Gelb von Knochen. Hinter dem schmalen Gang liegt der Dom von Mailand, so grau, feucht und kalt wie das Gewebe einer alten Leiche.«

»Meine Schuhe und meine Hose sind schon voller Kalkspritzer. Es sieht aus wie weiße Farbe. Du hast mir die Klamotten ruiniert.«

Ihre Beschwerden ärgerten ihn. Er zeigte ihr einen natürlichen Teich, auf dessen Grund grüne Münzen lagen, und fragte sich laut, ob wohl einer der Wünsche wahr geworden sei. Sie warf auch eine Münze hinein, die ins Wasser platschte und rasch versank.

»Wünsch dir, was du willst«, sagte er zu ihr. »Aber es wird nie in Erfüllung gehen. Und wenn doch, ist es Pech für dich.«

»Wie kannst du so etwas Schreckliches sagen!«, rief sie. »Es ist doch kein Pech, wenn ein Wunsch in Erfüllung geht. Außerdem weißt du ja gar nicht, was ich mir gewünscht habe. Vielleicht habe ich mir ja gewünscht, mit dir zu schlafen. Oder bist du etwa nicht gut im Bett?«

Er antwortete nicht, doch seine Wut wuchs, denn wenn sie miteinander schliefen, würde sie seine nackten Füße sehen. Das letzte Mal hatte er im Irak Sex, und zwar mit einer Zwölfjährigen, die weinte und schrie und mit ihren kleinen Fäusten auf ihn einschlug. Irgendwann wurde sie still und schlief ein. Er hat deshalb nie etwas empfunden, denn schließlich hatte sie keine Zukunft vor sich, kein Leben, auf das sie sich freuen konnte. Ihr Land lag in Trümmern, und die Menschen starben wie die Fliegen. Während das Wasser weitertropfte, verblasste ihr Gesicht in seiner Erinnerung. Die Pistole in seiner Hand. Rogers Schreie, weil er den Schmerz nicht mehr ertragen konnte.

In der Kuppelhöhle waren die Steine rund wie Schädel. Das Wasser tropfte und tropfte, als hätte es geregnet. Steinerne Wülste, Zapfen und Sporen funkelten im Kerzenschein. Er verbot ihr, sie zu berühren.

»Wenn du sie anfasst, werden sie schwarz wie Ruß«, warnte er. »Das ist offenbar mein Schicksal«, erwiderte sie. »Alles, was ich anfasse, wird zu Scheiße.«

»Du wirst mir dankbar sein«, sagte er. »Wofür?«, gab sie zurück.

Im Korridor der Rückkehr war es feuchtwarm. Wasser rann die Wände hinunter wie Blut. Er hielt die Pistole in der Hand, nur eine Fingerkrümmung trennte ihn vom Ende der Dinge, die er über sich wusste. Falls Roger sich noch bei ihm hätte bedanken können, er hätte es getan.

Ein kleines Dankeschön, und eine Wiederholung erübrigt sich. Doch die Menschen sind undankbar und nehmen einem alles weg, was Bedeutung haben könnte. Nach einer Weile interessiert es einen nicht mehr. Irgendwann wird es gleichgültig.

Ein rotweiß gestreifter Leuchtturm, gebaut kurz nach dem Krieg und inzwischen ohne Leuchtfeuer, ragt einsam etwa einhundert Meter vom Ufer entfernt aus dem Meer.

Will schmerzen die Schultern vom Rudern, und auf der harten Fiberglasbank schläft ihm der Hintern ein. Es ist ziemlich anstrengend, weil seine Ladung fast so viel wiegt wie das flache Boot selbst. Da er sein Ziel ohnehin fast erreicht hat, wird er den Außenbordmotor nicht mehr anwerfen. Das tut er nie, denn der Motor macht Lärm, was er nicht gebrauchen kann, auch wenn kein Mensch in der Nähe ist, der ihn hören würde. Die Insel ist unbewohnt. Wenn jemand herkommt, dann nur tagsüber und bei schönem Wetter.

Niemand ahnt, dass die Insel ihm gehört. Ein Leuchtturm und ein Sandeimer, Bilderbuchidylle. Wie viele kleine Jungen haben schon eine eigene Insel? Baseballspiele, Picknicks, Campingausflüge. Alles

vorbei. Tot. Eine einsame Bootsfahrt in eine andere Welt.

Am gegenüberliegenden Ufer funkeln die Lichter des Mount Pleasant, von James Island und Charleston. Im Südwesten liegt Folly Beach. Morgen soll es warm und bewölkt werden. Am späten Nachmittag herrscht Ebbe. Das Boot scharrt über Austernschalen, als er es an den Strand zieht.

Inzwischen ist es früher Mittwochmorgen im kriminaltechnischen Fotolabor.

Scarpetta baut die Gerätschaften auf, die sie vielleicht benötigen wird. An ihre Fähigkeiten als Wissenschaftlerin werden diesmal keine großen Anforderungen gestellt. Aus Schränken und Schubladen sucht sie Keramikschalen, Papier, Styroporbecher, Zellstoff, sterile Wattestäbchen, Knetmasse, destilliertes Wasser, eine Flasche Pariser Oxyd (eine Kobalt-Eisen-Tönung, die Metalle schwarzblau verfärbt), eine Flasche Ruthenium-Tetroxid (RTX), Tuben mit Superglue und eine kleine Aluminiumpfanne zusammen. Dann koppelt sie eine Makrolinse und einen Auslöser mit Fernbedienung mit einer Digitalkamera, die auf einem Reprostativ steht, und bedeckt eine Arbeitsfläche mit dickem braunem Papier.

Zwischen den verschiedenen Verfahren, die ihr zur Verfügung stehen, um latente Fingerabdrücke auf nichtporösen Oberflächen wie Metall zutage zu fördern, entscheidet sie sich für das Bedampfen, also die Standardmethode. Es steckt keine Zauberei dahinter, nur reine Chemie. Superglue besteht fast ausschließlich aus Zyanoacrylat, einem Acrylharz, das auf Aminosäuren, Glucose, Sodium, Milchsäure und all die übrigen von den Hautporen abgesonderten Substanzen reagiert. Wenn Superglue-Dämpfe mit einem - mit dem bloßen Auge nicht erkennbaren - latenten Fingerabdruck in Kontakt kommen, entsteht durch eine chemische Reaktion ein neuer Stoff, der weiß und sehr beständig ist und den Abdruck gut sichtbar abbildet.

Scarpetta überlegt, wie sie anfangen soll. Ein DNA-Test wäre angesagt, allerdings nicht in diesem Labor und auch nicht als erster Schritt. Damit zu beginnen ist auch deshalb überflüssig, weil weder Superglue noch RTX die DNA zerstören. Also nimmt sie Superglue, holt den Revolver aus der Papiertüte und notiert sich die Seriennummer. Dann öffnet sie die leere Trommel und verstopft den Lauf von beiden Seiten mit Zellstoff. Aus einer anderen Tüte fördert sie die sechs .38er-Patronen zutage und stellt sie aufrecht in die Bedampfungskammer, die eigentlich nur aus einer Wärmequelle in einem Glasbecken besteht. Danach zieht sie den quer über das Becken gespannten Draht durch den Abzug des Revolvers und hängt die Waffe daran auf. Anschließend stellt sie einen Becher warmes Wasser hinein, um für ein feuchtes Klima zu sorgen, gibt Superglue in die kleine Alupfanne, setzt den Deckel auf die Bedampfungskammer und schaltet zu guter Letzt die Abluftanlage ein.

Nachdem sie die Handschuhe gewechselt hat, greift sie zu dem Plastikbeutel, der die Goldkette enthält. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind DNA-Spuren daran haften geblieben, weshalb sie das Kettchen getrennt vom Anhänger verpackt und beides beschriftet. An der Münze könnten sich zudem nicht nur DNA-Spuren, sondern auch Fingerabdrücke finden. Also hält sie sie vorsichtig an den Rändern und betrachtet sie durch eine Lupe. In diesem Moment hört sie, wie sich das biometriegesteuerte Schloss der Labortür öffnet. Lucy kommt herein, und Scarpetta merkt ihr sofort an, in welcher Stimmung sie ist.

»Schade, dass wir kein Programm haben, das die Gesichter auf Fotos miteinander abgleicht«, sagt Scarpetta, wohl wissend, dass es im Moment nicht ratsam wäre, Lucy auf ihre Gefühle und deren Ursachen anzusprechen.

»Haben wir doch«, erwidert Lucy und weicht ihrem Blick aus. »Allerdings brauchte man dazu etwas zum Vergleichen. Nur wenige Polizeidienststellen verfügen über eine computerisierte Verbrecherkartei.

Und falls doch. Nun ja ... Jedenfalls werden wir diesem Dreckskerl mit einer anderen Methode das Handwerk legen müssen. Und damit meine ich nicht unbedingt den Schwachkopf, der sich auf einem Motorrad hinter deinem Haus herumgedrückt haben soll.“

»Wen dann?«

»Den Besitzer der Kette und der Waffe. Bist du wirklich sicher, dass es nicht Bull selbst ist?«

»Das würde doch überhaupt keinen Sinn ergeben.«

»Klar würde es das, nämlich wenn er sich dir gegenüber als Held aufspielen wollte. Möglicherweise versucht er auch zu verschleiern, was er tatsächlich im Schilde führt. Jedenfalls wirst du nie dahinterkommen, wer Waffe und Kette zuletzt in der Hand hatte, weil du nicht dabei warst, als der Betreffende die Sachen fallen ließ.«

»Sofern die Beweise nicht in eine andere Richtung deuten«, entgegnet Scarpetta, »werde ich Bull deshalb beim Wort nehmen und ihm dankbar sein, dass er sich meiner wegen in Gefahr begeben hat.«

»Glaub doch, was du willst.«

Scarpetta mustert Lucys Gesicht. »Offenbar stimmt etwas nicht.«

»Ich wollte dich nur darauf hinweisen, dass keine Zeugen für seine angebliche Auseinandersetzung mit dem Motorradfahrer existieren. Mehr nicht.«

Scarpetta schaut auf die Uhr und geht hinüber zur Bedampfungskammer. »Fünf Minuten. Das müsste reichen.« Sie nimmt den Deckel ab, um den Prozess anzuhalten. »Außerdem müssen wir die Seriennummer des Revolvers noch überprüfen.«

Lucy kommt näher und späht in das Glasbecken. Dann streift sie Handschuhe über und nimmt den Revolver von seiner Drahtaufhängung. »Hier auf dem Lauf sind ein paar Rillen.« Sie dreht die Waffe hin und her und legt sie schließlich auf die mit Papier abgedeckte Arbeitsfläche. Danach holt sie die Patronen aus dem Becken. »Einige teilweise erhaltene Abdrücke. Ich glaube, die Details müssten uns genügen.« Sie legt die Patronen ebenfalls beiseite.

»Ich fotografiere alles. Vielleicht könntest du die Fotos einscannen, um sie mit IAFIS abzugleichen.«

Scarpetta greift zum Telefon, um das Fingerabdrucklabor anzurufen und zu erklären, was sie vorhaben.

»Ich beschäftige mich zuerst damit. Das spart Zeit«, sagt Lucy und klingt dabei recht mürrisch. »Ich beseitige den Farbfilter, sodass aus Weiß Schwarz wird, und gebe sie so schnell wie möglich ein.«

»Da ist doch etwas im Busch. Aber wahrscheinlich wirst du es mir sowieso erst erzählen, wenn es dir in den Kram passt.«

Lucy antwortet nicht. »Wer Schrott eingibt, wird Schrott ernten«, schimpft sie. In so destruktiver Stimmung war sie schon lange nicht mehr.

Wenn man einen Fingerabdruck in IAFIS einspeichert, macht der Computer keinen Unterschied

zwischen einem Stein und einem Fisch. Computer denken nicht und können nicht kombinieren. Das System überlagert nur die Merkmale eines Fingerabdrucks mit einem, dessen Eigenschaften vielleicht passen könnten. Und falls Details fehlen, undeutlich sind oder nicht von einem kompetenten Spurensicherungsexperten korrekt eingespeist wurden, stehen die Chancen hoch, dass die Suche ergebnislos bleibt. Nicht IAFIS ist das Problem, sondern der Mensch. Für DNA-Untersuchungen gilt dasselbe, denn auch hier hängen die Ergebnisse von den sichergestellten Spuren und davon ab, wie sie von wem verarbeitet wurden.

»Weißt du eigentlich, wie oft beim Abnehmen von Fingerabdrücken gefälscht wird?«, nörgelt Lucy in gehässigem Ton weiter. »Irgendein Hilfssheriff auf einem Kuhdorf hantiert mit Fingerabdruckkarte und Tinte wie im letzten Jahrhundert. Anschließend landet der ganze Mist in IAFIS, was nie passieren würde, wenn alle die Möglichkeit hätten, die Abdrücke sofort mit einem biometrischen System einzuspeisen. Aber die Polizei hat ja kein Geld. In diesem bescheuerten Land ist nie Kohle für die wirklich wichtigen Dinge da!«

Scarpetta betrachtet die Münze, die immer noch in einer Plastiktüte steckt, durch eine Lupe. »Könntest du mir verraten, warum du so eine schreckliche Laune hast?« Sie fürchtet sich vor der Antwort.

»Wie lautet die Seriennummer des Revolvers, damit ich sie in NCIC eingeben kann?«

»Sie steht auf dem Zettel, der auf der Arbeitsfläche liegt. Hast du mit Rose gesprochen?«

Lucy holt sich den Zettel und lässt sich am Computerterminal nieder. Tasten klappern. »Ich habe sie angerufen, um sie zu fragen, wie es ihr geht. Sie meinte, jemand müsste sich um dich kümmern.«

»Eine amerikanische Ein-Dollar-Münze«, beschreibt Scarpetta das Geldstück unter der Lupe, damit sie nicht auf diese Bemerkung reagieren muss. »Aus dem Jahr 1873.« Da fällt ihr noch etwas auf. Und das hat sie noch nie bei einem Beweisstück gesehen, das noch nicht von der Spurensicherung behandelt wurde.

»Ich würde den Revolver gern im Wassertank probeschießen und ihn über NIBIN ballistisch überprüfen.«

NIBIN ist das Nationale Ballistische Identifikations-Netzwerk.

»Um festzustellen, ob er schon einmal bei einer anderen Straftat verwendet wurde«, fügt Lucy hinzu. »Obwohl du den Zwischenfall weiterhin nicht als Straftat einstufst und dich weigerst, die Polizei einzuschalten.«

»Wie ich bereits erklärt habe« - Scarpetta hat keine Lust, sich zu rechtfertigen -, »hat Bull sich auf den Kerl gestürzt und ihm die Waffe aus der Hand geschlagen.« Sie betrachtet die Münze und stellt die Lupe schärfer ein. »Ich kann nicht beweisen, dass der Motorradfahrer mir ans Leder wollte. Außerdem ist er nicht eingebrochen, sondern hat es nur versucht.«

»Das behauptet Bull.«

»Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen, dass diese Münze schon einmal mit Superglue auf Fingerabdrücke untersucht wurde.« Durch die Lupe betrachtet Scarpetta die Spuren auf Vorder- und Rückseite, die an verblasste weiße Rillen erinnern.

»Was soll das heißen, wenn du es nicht besser wüsstest? Du weißt es doch gar nicht. Im Grunde genommen weißt du überhaupt nichts von dieser Münze, außer dass Bull sie hinter deinem Haus gefunden haben will. Von wem sie verloren wurde, ist eine andere Geschichte.«

»Es sieht ganz nach Polymere-Resten aus. Wie Superglue. Ich verstehe das nicht.« Scarpetta legt die Münze in ihrer Plastikhülle vor das Reprostativ. »Aber das wäre nicht das Einzige, was ich nicht begreife.« Sie wirft Lucy einen Blick zu. »Ich hoffe, dass du bald irgendwann den Mund aufmachst.« Sie wechselt die Handschuhe und setzt eine Schutzmaske auf.

»Offenbar müssen wir die Sachen nur fotografieren. Pariser Oxyd und RTX erübrigen sich.« Lucy spielt auf die Spuren an der Münze an.

»Höchstens vielleicht noch Schwarzpulver. Aber wahrscheinlich nicht einmal das.« Scarpetta stellt die am Reprostativ befestigte Kamera ein und richtet die vier Lampen entsprechend aus. »Ich fotografiere sie. Dann ist der DNA-Test dran.«

Nachdem sie ein Stück braunes Papier für den Sockel des Reprostativs abgerissen hat, nimmt sie die Münze aus der Tüte und legt sie, die Vorderseite nach oben, hin. Dann schneidet sie einen Stryporbecher entzwei und stülpt eine der trichterförmigen Hälften über die Münze, sodass ein improvisiertes Zelt entsteht, um das Licht zu dämpfen und die Fingerspuren sichtbarer zu machen. Zu guter Letzt greift sie zur Fernbedienung und betätigt den Auslöser.

»Superglue«, sagt Lucy. »Vielleicht war die Münze schon einmal Beweisstück in einem Fall und ist anschließend wieder in den Umlauf geraten.«

»Das wäre natürlich eine Erklärung. Keine Ahnung, ob es zutrifft, doch es würde die Frage beantworten.«

Tasten klappern. »Ein-Dollar-Münze, Gold«, stellt Lucy fest. »USA, 1873. Mal schauen, was sich darüber rauskriegen lässt.« Sie tippt weiter. »Gegen welche Krankheit nimmt man eigentlich Fiorinal mit Kodein? Und was enthält es genau?«

»Butalbital plus Kodeinphosphat, Aspirin und Koffein«, erwidert Scarpetta und wendet vorsichtig die Münze, um sie von der anderen Seite zu fotografieren. »Ein hochwirksames Schmerzmittel mit narkotisierender Wirkung. Es wird häufig gegen starken Spannungskopfschmerz verschrieben.« Der Auslöser klickt. »Warum?«

»Und was ist mit Testroderm?«

»Das ist ein Testosteron-Gel zum Einreiben in die Haut.«

»Hast du schon einmal von einem Typen namens Stephen Siegel gehört?«

Scarpetta überlegt, doch der Name ist ihr völlig unbekannt. »Nicht dass ich wüsste.«

»Er hat das Testroderm verordnet. Zufällig praktiziert der Kerl, übrigens ein zwielichtiger Proktologe, in Charlotte, der Heimatstadt von Shandy Snook. Ihr Vater war - und die Zufälle häufen sich - Patient bei ebendiesem Facharzt für Darmerkrankungen, was darauf hinweist, dass Shandy ihn kennen und auf

Wunsch Rezepte von ihm erhalten könnte.«

»Wo wurde das Rezept eingelöst?«

»In einer Apotheke auf Sullivan's Island, wo - wie es wiederum der Zufall will - Shandy Snook eine Zwei-Millionen-Dollar-Villa bewohnt. Offiziell gehört das Haus irgendeiner Holding«, erläutert Lucy, während sie immer noch tippt. »Vielleicht solltest du Marino mal fragen, was zum Teufel hier gespielt wird. Wir haben alle Grund, uns Sorgen zu machen.«

»Was mir am meisten Sorgen macht, ist deine Wut.«

»Offenbar weißt du nicht, wie es aussieht, wenn ich wirklich wütend bin.« Zornig drischt Lucy auf die Tastatur ein. »Marino ist mit illegal verschriebenen Medikamenten vollgepumpt. Wahrscheinlich beschmiert er sich mit Testosteron-Gel, als wäre es Sonnencreme, und wirft dazu jede Menge Pillen gegen den Kater ein. jedenfalls hat er sich in letzter Zeit in einen tobenden und ständig besoffenen King Kong verwandelt.« Lautes Tastenklappern. »Bestimmt hat er einen Dauerständer und riskiert dabei einen Herzinfarkt und außerdem, dass er seine Aggressionen irgendwann nicht mehr im Griff hat. Und das, obwohl er vor lauter Suff sowieso kaum noch geradeaus schauen kann. Wie ist es möglich, dass sich jemand unter dem Einfluss eines anderen Menschen in nur einer Woche so verändert?«

»Seine neue Freundin tut ihm eindeutig nicht gut.«

»Damit meinte ich nicht sie, sondern dich und deine Hiobsbotschaft.«

»Hätte ich es ihm, dir und Rose etwa verschweigen sollen?«, erwidert Scarpetta leise.

»Deine Goldmünze ist etwa sechshundert Dollar wert«, verkündet Lucy und beendet eine Datei in ihrem Computer. »Der Preis der Kette kommt noch dazu.«

Dr. Maroni sitzt in seiner Wohnung südlich von San Marco am Kaminfeuer. Die Kuppeln der Basilika sehen im Regen bedrückend aus. Die Passanten, hauptsächlich Einheimische, tragen grüne Gummistiefel. Die Touristen haben billige gelbe an. In Venedig dauert es nicht lange, bis das Wasser die Straßen überschwemmt.

»Ich habe eben von der Leiche gehört«, sagt er am Telefon zu Benton.

»Wie denn? Anfangs wurde dem Fall doch gar keine Bedeutung beigemessen. Warum also hätten Sie davon erfahren sollen? »Otto hat es mir erzählt.«

»Sie meinen Capitano Poma.«

Benton ist so fest entschlossen, zwischen ihm und dem Capitano keine Vertraulichkeiten aufkommen zu lassen, dass er es nicht einmal über sich bringt, seinen Vornamen auszusprechen.

»Otto hat mich wegen einer anderen Sache angerufen und es dabei erwähnt«, fährt Dr. Maroni fort.

»Woher war er denn informiert? Es kam doch zunächst kaum etwas darüber in den Nachrichten.«

»Weil er ein Carabinieri ist.«

»Und dadurch wird er allwissend?«, spöttelt Benton. »Sie mögen ihn nicht.«

»Ich bin nur ein wenig verwirrt«, entgegnet Benton. »Der Mann ist *medico legale* bei den Carabinieri. Allerdings war für diesen Fall doch die Staatspolizei zuständig, nicht die Carabinieri. Und zwar, wie meistens, deshalb, weil die Staatspolizei nun einmal zuerst am Tatort war. Früher nannte man dieses Prinzip *Wer zuerst kommt, mahlt zuerst*. Aber als rechtsstaatliches Vorgehen kann man es nicht gerade bezeichnen.«

»Was soll ich dazu sagen? So läuft es nun einmal in Italien. Wer als Erster am Tatort eintrifft beziehungsweise verständigt wird, ist zuständig. Sicher liegt es nicht nur daran, dass Sie so verärgert sind.«

»Ich bin nicht verärgert.«

»Sie wollen einen Psychiater hinters Licht führen?« Dr. Maroni zündet seine Pfeife an. »Ich kann Ihren Affekt zwar nicht sehen, aber das ist auch überflüssig. Sie sind verärgert. Könnten Sie mir erklären, warum es so wichtig ist, auf welchem Wege ich von der Toten in Bari erfahren habe?«

»Jetzt unterstellen Sie mir auch noch mangelnde Objektivität.«

»Ich will damit nur andeuten, dass Sie sich von Otto bedroht fühlen. Lassen Sie mich genauer erklären, wie sich die Ereignisse der Reihe nach zugetragen haben. Die Leiche wurde am Rand einer Autostrada unweit von Bari gefunden. Anfangs dachte ich mir nichts dabei. Niemand kannte die Frau, und man hielt sie für eine Prostituierte. Die Polizei ging davon aus, dass die *Sacra Corona Unita* - die apulische Mafia - dafür verantwortlich war. Otto war recht froh, dass die Carabinieri nichts damit zu tun hatten, weil er keine Lust hatte, sich mit dem organisierten Verbrechen herumzuärgern. Mit seinen Worten sind Opfer, die ebenso korrupt sind wie ihre Mörder, etwas äußerst Unerfreuliches. Ich glaube, es war einen Tag später, als er mir mitteilte, er habe mit dem Gerichtsmediziner in der *Sezione di Medicina Legale* in Bari gesprochen. Offenbar handelte es sich bei dem Opfer um eine vermisste kanadische Touristin, die zuletzt in einer Diskothek in Ostuni gesehen worden war. Sie sei ziemlich betrunken gewesen und habe das Lokal in Begleitung eines jungen Mannes verlassen. Am nächsten Tag wurde eine junge Frau, auf die die Beschreibung passte, in der Grotta Bianca, der Weißen Grotte, in Puglia, beobachtet.«

»Offenbar ist Capitano Poma tatsächlich allwissend, und alle Welt erstattet ihm Bericht.«

»Sie klingen wieder, als hätten Sie Vorbehalte gegen ihn.«

»Reden wir lieber über die Weiße Grotte. Wir müssen annehmen, dass der Täter symbolische Handlungen begeht«, sagt Benton.

»Die tieferen Schichten des Bewusstseins«, erwidert Dr. Maroni. »Verschüttete Kindheitserinnerungen. Unterdrückte Erinnerungen an Verletzungen und Schmerz. Vielleicht können wir den Ausflug in die Grotte als mythologische Reise in die Geheimnisse seiner eigenen Neurosen, Psychosen und Ängste deuten. Ihm ist etwas Schreckliches zugestoßen. Wahrscheinlich bereits vor dem traumatischen Ereignis, das er selbst für den Auslöser hält.«

»Was können Sie mir über sein Aussehen verraten? Wurde er von den Zeugen, die ihn mit dem Opfer in der Disco, in der Grotte oder anderswo beobachtet haben wollen, beschrieben?«

»Jung. Eine Mütze auf dem Kopf«, antwortet Dr. Maroni. »Das war's.«

»Mehr nicht? Die Rasse?«

»In der Diskothek sowie in der Grotte war es sehr dunkel.«

»In Ihrer Patientenakte, die ich hier vor mir habe, heißt es, Ihr Patient habe eine Kanadierin in einer Diskothek kennengelernt. Das hat er Ihnen einen Tag nach dem Auffinden der Leiche erklärt. Anschließend hätten Sie nichts mehr von ihm gehört. Welcher Rasse gehört der Patient an?«

»Er ist ein Weißer.«

»In Ihren Notizen steht weiter, und ich zitiere, er hätte *das Mädchen in Bari auf der Straße zurückgelassen*.«

»Damals wusste niemand, dass sie Kanadierin war. Die Leiche war noch nicht identifiziert worden, und man hielt sie, wie ich bereits sagte, für die einer Prostituierten.«

»Haben Sie denn keinen Zusammenhang gesehen, als Sie erfuhren, dass es sich um eine kanadische Touristin handelte?«

»Natürlich hatte ich gewisse Befürchtungen, allerdings keine Beweise.«

»Schon gut, Paolo, schützen Sie nur Ihren Patienten. Mit einer kanadischen Touristin, die sich ein bisschen zu gut in einer Disco amüsiert und dort jemanden trifft, dem sie vertrauen zu können glaubt, lockt man ja keinen Hund hinter dem Ofen hervor! Der Italienurlaub der jungen Frau endet mit einer Obduktion auf irgendeinem süditalienischen Friedhof. Sie kann von Glück reden, dass sie nicht in einem Armengrab verscharrt wurde.«

»Sie sind sehr ungeduldig und aufgebracht«, entgegnet Dr. Maroni.

»Da Sie nun Ihre Notizen vorliegen haben, regt sich vielleicht etwas in Ihrem Gedächtnis, Paolo.«

»Ich kann mich nicht erinnern, Ihnen meine Unterlagen überlassen zu haben, und frage mich deshalb, wie sie in Ihre Hände gelangt sind.« Das hat Dr. Maroni schon mehrfach wiederholt, und Benton bleibt nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

»Wenn Sie Patientendaten auf dem Krankenhausserver speichern, sollten Sie vielleicht die allgemeine Zugriffsfunktion abschalten«, gibt er zurück. »Andernfalls hat jeder, der herausfindet, auf welcher Festplatte diese vertraulichen Unterlagen abgelegt sind, auch Zugang dazu.«

»Das Internet ist ein gefährliches Pflaster.«

»Die kanadische Touristin wurde vor einem knappen Jahr ermordet«, fährt Benton fort. »Sie wies nahezu identische Verstümmelungen auf wie die ermordete Tennisspielerin. Können Sie mir vielleicht erklären, warum Sie nach dem Tod von Drew Martin also nicht sofort an diesen Fall oder an Ihren Patienten gedacht haben? Es wurden Stücke derselben Körperpartien herausgeschnitten. Die Leiche wurde nackt an einem öffentlichen Ort abgelegt, wo sie möglichst rasch gefunden werden würde. Und wie damals gibt es keine Indizien.«

»Offenbar ist der Täter kein Vergewaltiger.«

»Wir wissen nicht, was er getan hat. Insbesondere dann nicht, wenn er seine Opfer zwingt, weiß Gott wie lang in einer Wanne mit kaltem Wasser zu sitzen. Ich würde gern Kay in das Gespräch miteinbeziehen und habe sie deshalb angerufen, bevor ich mich mit Ihnen in Verbindung gesetzt habe. Hoffentlich hatte sie inzwischen Zeit, einen Blick in die Unterlagen zu werfen.«

Dr. Maroni wartet und starrt auf den Bildschirm. Draußen regnet es immer heftiger. Der Wasserpegel des Kanals steigt. Als Dr. Maroni den Fensterladen einen Spalt weit öffnet, stellt er fest, dass das Wasser auf den Gehwegen bereits fast einen halben Meter hoch steht. Ein Glück, dass er heute nicht mehr vor die Tür muss. Im Gegensatz zu den Touristen betrachtet er eine Überschwemmung nämlich nicht als spannendes Abenteuer.

»Paolo?« Benton ist wieder in der Leitung. »Kay?«

»Ich höre.«

»Sie hat die Unterlagen«, teilt Benton Dr. Maroni mit. »Hast du die beiden Fotos vor dir?«, wendet er sich dann an Scarpetta. »Und den Rest auch?«

»Nichts weist darauf hin, dass er mit den Augen der Frau in Bari dasselbe gemacht hat wie bei Drew Martin«, stellt Scarpetta sofort fest. »Ich lese gerade den Autopsiebericht auf Italienisch und bemühe mich, so viel wie möglich davon zu verstehen. Allerdings frage ich mich, warum besagter Autopsiebericht der Akte dieses Patienten beiliegt. Wie ich annehme, handelt es sich um den Sandman?«

»So nennt er sich wenigstens«, erwidert Dr. Maroni. »Jedenfalls in seinen E-Mails an Dr. Seif. Haben Sie sie übrigens schon gesehen?«

»Bin gerade dabei.«

»Warum befindet sich der Autopsiebericht in der Akte Ihres Patienten mit dem Namen Sandman?« Benton lässt nicht locker.

»Weil ich Bedenken, aber keine Beweise hatte.«

»Tod durch Ersticken?«, ist Scarpettas Stimme zu hören. »Festgestellt anhand der Petechien und in Ermangelung weiterer Befunde.«

»Hätte sie auch ertrunken sein können?«, fragt Dr. Maroni. Die Unterlagen, die Benton an ihn weitergeleitet hat, liegen ausgedruckt auf seinem Schoß. »Und Drew womöglich ebenfalls?«

»Nein, bei Drew kommt das absolut nicht in Frage. Sie wurde ganz sicher mit einem wie auch immer gearteten Riemen erdrosselt.«

»Ich hatte diese Vermutung nur, weil in Drews Fall eine Wanne beteiligt war«, erwidert Dr. Maroni. »Und weil auf dem jüngsten Foto eine Frau in einer Kupferwanne sitzt. Vielleicht war ich ja auch ein wenig vorschnell.«

»Was Drew angeht, irren Sie sich tatsächlich. Doch dass die Opfer vor ihrem Tod in einer Wanne

saßen, trifft zu. Wenn keine anderen Beweise dagegen sprächen, käme deshalb auch Ertrinken in Frage. Aber ich kann Ihnen mit Gewissheit sagen, dass Drew nicht ertrunken ist«, wiederholt Scarpetta. »Das muss jedoch nicht zwangsläufig für das Opfer in Bari gelten. Und was aus der Frau in der Kupferwanne geworden ist, wissen wir nicht. Vielleicht lebt sie ja noch, obwohl ich das leider nicht glaube.«

»Sie sieht aus, als stünde sie unter Drogen«, meint Benton.

»Ich habe den starken Verdacht, dass sich das bei allen drei Frauen so verhält«, erwidert Scarpetta. »Die Tote in Bari hatte dreimal mehr Promille Alkohol im Blut, als zum Führen eines Kraftfahrzeugs erlaubt ist. Bei Drew war es die zweifache Menge.«

»Er hat seine Opfer mit Alkohol betäubt, um ihren Widerstand zu brechen«, stellt Benton fest. »Gibt es wirklich keine Hinweise darauf, dass die Ermordete in Bari ertränkt wurde? Steht nichts dergleichen im Bericht? Was ist mit Diatomeen?«

»Diatomeen?«, erkundigt sich Dr. Maroni.

»Mikroskopisch kleine Algen«, erklärt Scarpetta. »Doch die muss man in einer gesonderten Untersuchung nachweisen, was niemand tut, wenn kein Verdacht auf Tod durch Ertrinken besteht.«

»Warum denn auch? Schließlich wurde sie am Straßenrand gefunden«, wendet Dr. Maroni ein.

»Und zweitens«, ergänzt Scarpetta, »sind Diatomeen überall. Sie kommen im Wasser und in der Luft vor. Nur eine Untersuchung des Knochenmarks oder der inneren Organe könnte genaueren Aufschluss geben. Außerdem haben Sie ganz recht, Dr. Maroni. Warum hätte man das tun sollen? Was die Tote in Bari angeht, habe ich den Verdacht, dass sie ihrem Mörder zufällig über den Weg lief. Möglicherweise hat der Sandman - von nun an möchte ich ihn so nennen ...«

»Wir wissen nicht, ob er sich selbst damals so genannt hat«, fällt Dr. Maroni ihr ins Wort. »Mein Patient hat diesen Namen zumindest nie erwähnt.«

»Der Klarheit halber heißt er ab jetzt bei mir trotzdem Sandman«, gibt Dr. Scarpetta zurück. »Er könnte sich in Bars, Diskotheken und an bei Touristen beliebten Orten nach einem passenden Opfer umgesehen haben. Die Touristin hatte einfach das Pech, ihm zu begegnen. Der Mord an Drew Martin hingegen scheint mir vorsätzlich gewesen zu sein.«

»Das können wir nicht mit Bestimmtheit sagen.« Dr. Maroni zieht an seiner Pfeife.

»Ich glaube schon«, entgegnet sie. »Schließlich hat er Drew Martin schon im letzten Herbst in seinen E-Mails an Dr. Seif erwähnt.«

»Angenommen, dass er der Täter ist...«

»Er hat Dr. Seif ein Foto von Drew in der Wanne geschickt, das nur wenige Stunden vor ihrer Ermordung aufgenommen wurde«, erwidert Scarpetta. »Nach den Gesetzen der Logik ist er also der Mörder.«

»Bitte erzählen Sie mir mehr über die Augen des Opfers«, fordert Dr. Maroni Scarpetta auf.

»Diesem Bericht zufolge hat der Täter der Kanadierin nicht die Augen entfernt. Drews Augen wurden hingegen entnommen und die Augenhöhlen mit Sand aufgefüllt. Danach hat der Mörder die Augenlider zugeklebt. Soweit ich feststellen kann, geschah das zum Glück erst nach dem Tod des Opfers.«

»Also kein Sadismus, sondern Symbolismus«, ergänzt Benton.

»Der Sandman streut einem Sand ins Auge, damit man einschläft«, merkt Scarpetta an.

»Ich muss noch einmal auf die Mythologie hinweisen«, sagt Dr. Maroni. »Freudianisch oder jungianisch, aber relevant. Wir können es uns nicht leisten, die *tiefenpsychologischen Elemente* dieses Falles zu ignorieren.«

»Ich ignoriere überhaupt nichts, sondern wäre vielmehr froh, wenn Sie, was Ihren Patienten angeht, die Scheuklappen abgenommen hätten. Obwohl sie befürchten mussten, er könnte etwas mit dem Mord an der Touristin zu tun haben, haben Sie geschwiegen«, entgegnet Benton.

Diskussionen um Kaisers Bart, Gezerre und Schuldzuweisungen. So geht das Dreiergespräch weiter, während Venedig allmählich mit Wasser vollläuft. Schließlich verkündet Scarpetta, sie habe noch jede Menge im Labor zu tun und könne nichts mehr hinzufügen. Mit diesen Worten legt sie auf, während Dr. Maroni fortfährt, sich zu rechtfertigen.

»Damit hätte ich gegen das Arztgeheimnis verstoßen. Ich hatte keine Beweise«, beschwört er Benton. »Sie kennen doch die Vorschriften. Wo kämen wir denn hin, wenn wir jedes Mal zur Polizei liefen, sobald ein Patient gewalttätige Absichten äußert oder Straftaten erwähnt, die vermutlich völlig aus der Luft gegriffen sind? Wir müssten tagtäglich Anzeige gegen Patienten erstatten.«

»Meiner Ansicht nach hätten Sie Ihren Patienten melden müssen. Außerdem wäre es Ihre Pflicht gewesen, sich bei Dr. Seif eingehender nach ihm zu erkundigen.«

»Soweit ich informiert bin, sind Sie nicht mehr beim FBI, und es ist auch nicht Ihre Aufgabe, Verhaftungen vorzunehmen. Sie sind forensischer Psychologe in einer psychiatrischen Klinik und gehören dem Lehrkörper der medizinischen Fakultät von Harvard an. Deshalb sind Sie in erster Linie dem Wohl des Patienten verpflichtet.«

»Kann sein, dass ich meinen Beruf verfehlt habe. Jedenfalls hat sich meine Einstellung zum Patienten nach zwei Wochen mit Dr. Seif gründlich verändert. Auch was Sie angeht, bin ich mir nicht mehr so sicher, Paolo. Ihrem Festhalten am Arztgeheimnis ist es zu verdanken, dass mindestens zwei Frauen ihr Leben lassen mussten.«

»Falls mein Patient der Täter war.«

»Er war es.«

»Erzählen Sie mir von Dr. Selfs Reaktion auf die Fotos. Insbesondere auf das von Drew in der Wanne. Es scheint sich um einen Raum in einem alten italienischen Haus zu handeln«, sagt Dr. Maroni.

»Vermutlich in Rom oder ganz in der Nähe. Etwas anderes kommt nicht in Frage, da Drew aller Wahrscheinlichkeit nach in Rom ermordet wurde«, antwortet Benton.

»Und dann wäre da noch das andere Foto.« Dr. Maroni klickt den zweiten Anhang von Dr. Seifs E-Mail an: eine Frau in einer Wanne, diesmal aus Kupfer. Die Frau ist offenbar Mitte dreißig und hat langes dunkles Haar. Ihre Lippen sind blutig und geschwollen, rechts hat sie ein blaues Auge. »Was hat Dr. Seif gesagt, als Sie ihr die letzte E-Mail vom Sandman gezeigt haben?«

»Als die Mail eintraf lag sie gerade in der Röhre. Anschließend habe ich sie damit konfrontiert, und sie sah sie zum ersten Mal. Allerdings interessierte sie sich eigentlich nur dafür, dass wir uns in ihre E-Mails - ich zitiere - *eingehackt* hätten. Dr. Seif warf uns vor, wir - genau genommen Lucy - hätten gegen die Datenschutzvereinbarung der amerikanischen Krankenversicherer verstoßen und herumposaunt, dass sie sich als Patientin im McLean Hospital aufhielt. Übrigens frage ich mich, wie sie darauf gekommen ist, Lucy mit hineinzuziehen.«

»Wie ich zugeben muss, ist es wirklich ein wenig seltsam, dass sie sie sofort in Verdacht hatte.«

»Haben Sie den Text gesehen, den Dr. Seif auf ihre Website gestellt hat? Es handelt sich um einen angeblichen offenen Brief von Lucy in dem sie über ihren Hirntumor spricht. Man kann es überall nachlesen.«

»Lucy hat so einen Brief geschrieben?«, wundert sich Dr. Maroni. Davon hat er nichts gewusst.

»Selbstverständlich nicht. Wie ich vermute, ist Dr. Seif irgendwie dahintergekommen, dass Lucy sich regelmäßig im McLean Hospital untersuchen lässt. Und da ihre Lust darauf, ihren Mitmenschen das Leben zur Hölle zu machen, keine Grenzen kennt, hat sie dieses erfundene Geständnis auf ihrer Website veröffentlicht.«

»Wie geht es Lucy damit?«

»Das können Sie sich wohl denken.«

»Was hat Dr. Seif sonst noch zu diesem zweiten Foto - der Frau in der Kupferwanne - gesagt? Haben wir inzwischen eine Vermutung, wer sie sein könnte?«

»Offenbar hat jemand Dr. Seif den Floh ins Ohr gesetzt, Lucy könnte heimlich ihre E-Mails lesen. Wer mag das wohl gewesen sein?«

»*Die Frau in der Kupferwanne*«, wiederholt Dr. Maroni. »Was hat Dr. Seif geantwortet, als Sie sie auf der dunklen Treppe darauf angesprochen haben? Sicher war sie außer sich.« Er wartet ab und zündet erneut seine Pfeife an.

»Ich habe nie behauptet, dass ich sie auf der Treppe getroffen habe.«

Schmunzelnd lässt Dr. Maroni Rauchwolken zur Decke steigen. Der Tabak im Pfeifenkopf glüht. »Noch einmal: Was hat sie gesagt, als Sie ihr das Foto gezeigt haben?«

»Sie wollte wissen, ob es echt ist. Darauf habe ich ihr erklärt, dass wir dazu einen Blick auf die Dateien im Computer des Absenders werfen müssten. Allerdings könnte ich keine der üblichen Hinweise auf eine Fotomontage - wie zum Beispiel fehlende Schatten, falsche Perspektiven oder widersprüchliche Licht- und Wetterverhältnisse - erkennen.

»Nein, es sieht wirklich nicht manipuliert aus«, gibt Dr. Maroni zu und mustert das Foto auf seinem Bildschirm, während draußen weiter Regen fällt und das Wasser im Kanal gegen die Mauern plätschert. »Allerdings bin ich kein Fachmann.«

»Sie hat darauf beharrt, dass es sich um einen schlechten Scherz handelt. Ich habe widersprochen, das Foto von Drew Martin sei schließlich auch echt und ganz und gar kein schlechter Scherz gewesen. Immerhin sei die Frau ermordet worden. Dann habe ich meine Befürchtung geäußert, die Frau auf dem zweiten Bild könnte ebenfalls tot sein. Offenbar hat Dr. Seif einen Informanten, und zwar nicht nur, was diesen Fall angeht. Ich frage mich, wer das nur sein könnte.«

»Und was hat sie sonst noch gesagt?«

»Dass es nicht ihre Schuld sei«, erwidert Benton.

»Und da Lucy uns nun diese Informationen beschafft hat, könnte sie wissen ...«, beginnt Dr. Maroni, aber Benton fällt ihm ins Wort.

»... wo die Mails abgeschickt wurden. Lucy hat mir alles genau erklärt. Durch den Zugang zu Dr. Selfs E-Mails war es möglich, die IP-Adresse des Sandman herauszufinden. Ein weiterer Beweis dafür, dass Dr. Seif der Inhalt der Mails gleichgültig ist. Denn sonst hätte sie die IP-Adresse doch selbst ermitteln oder jemanden damit beauftragen können. Aber das hat sie nicht. Wahrscheinlich hat sie keinen Gedanken daran verschwendet. Jedenfalls lässt sich der Absender zu einer Domain in Charleston zurückverfolgen. Am Hafen.«

»Wie interessant.«

»Sie überschlagen sich ja geradezu vor Begeisterung, Paolo.«

»Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen.«

»Lucy hat mit dem IT-Verantwortlichen der Hafenverwaltung, also dem Menschen gesprochen, der für die Verwaltung aller Computer und drahtlosen Netzwerke zuständig ist«, fährt Benton fort. »Interessanterweise stimmt die IP-Adresse des Sandman mit keinem dortigen MAC - das ist der *Machine Access Code*, also der Gerätezugangscode - überein. Demzufolge scheint der Computer, mit dem der Sandman seine E-Mails verschickt, nicht im Büro der Hafenverwaltung zu stehen, was heißt, dass wir es vermutlich nicht mit einem Mitarbeiter zu tun haben. Lucy hat dazu einige Theorien auf Lager. Er könnte jemand sein, der sich in unregelmäßigen Abständen am Hafen aufhält. Vielleicht fährt er auf einem Kreuzfahrtschiff oder Frachter und missbraucht einfach das Netzwerk der Hafenverwaltung, wenn sein Schiff anlegt. In diesem Fall muss sich das betreffende Schiff im Hafen von Charleston aufgehalten haben, als Dr. Seif die E-Mails erhielt. Alle seine Mails - also die siebenundzwanzig Stück, die Lucy auf Dr. Selfs Festplatte gefunden hat - wurden über das drahtlose Netzwerk der Hafenverwaltung versendet. Auch die letzte mit dem Foto der Frau in der Kupferwanne.«

»Dann ist unser Mann jetzt in Charleston«, stellt Dr. Maroni fest. »Hoffentlich lassen Sie den Hafen überwachen. So kriegen wir ihn vielleicht.«

»Wir müssen sehr vorsichtig sein. Wenn wir jetzt die Polizei einschalten, verscheuchen wir ihn sicher.«

»Bestimmt gibt es einen Plan über die Schiffsbewegungen von Frachtern und Kreuzfahrtschiffen. Besteht denn eine Überschneidung zwischen diesen Daten und dem Eingang der E-Mails an Dr. Seif?«

»Ja und nein. Einige Daten für das Ein- und Auslaufen eines bestimmten Kreuzfahrtschiffes sind identisch mit den Datumsstempeln auf seinen E-Mails. Andere wiederum nicht, was meine Annahme bestätigt, dass er sich dauerhaft in Charleston aufhält. Vielleicht wohnt er sogar dort und verschafft sich Zugang zum Netzwerk der Hafenverwaltung, indem er ganz in der Nähe parkt und sich einfach einloggt.«

»Jetzt kann ich Ihnen nicht mehr folgen«, lässt sich Dr. Maroni vernehmen. »Ich bin ein altmodischer Mensch.« Wieder zündet er seine Pfeife an, die Tätigkeit, die ihm beim Pfeiferauchen am meisten Vergnügen bereitet.

»Das funktioniert ungefähr so, als ob man mit einem Abhörgerät aus einem Auto heraus lauscht, während jemand mobil telefoniert«, erklärt Benton.

»Wie ich annehme, weist Dr. Seif jegliche Verantwortung zurück«, meint Dr. Maroni bedrückt. »Und das, obwohl der Täter ihr seit dem vergangenen Herbst E-Mails aus Charleston schickt. Eigentlich hätte sie doch stutzig werden und den Vorfall melden müssen.«

»Sie hätte es wenigstens Ihnen anvertrauen können, Paolo, und zwar als sie den Sandman an Sie überwiesen hat.«

»Und sie weiß nun, dass der Sandman sich vermutlich in Charleston aufhält?«

»Ich habe es ihr gesagt, in der Hoffnung, sie könnte sich an damals erinnern und uns sachdienliche Hinweise geben.«

»Und wie hat sie auf diese Information reagiert?«

»Sie hat alles abgestritten«, erwidert Benton, »ist in ihrer Limousine zum Flughafen gefahren und dort in ihre Privatmaschine gestiegen.«

Wer Dr. Selfs Website anklickt, hört zuerst Applaus und dann ihre Stimme.

Als Scarpetta Lucys gefälschten offenen Brief liest, in dem ihre Nichte angeblich die Untersuchungen im McLean Hospital und ihr Leben mit einem Gehirntumor schildert, kann sie ihre Bestürzung nicht verhehlen. Scarpetta studiert die Blogs, bis sie es nicht mehr erträgt. Dennoch wird Lucy den Gedanken nicht los, dass das Entsetzen ihrer Tante noch verhältnismäßig milde ausfällt.

»Was soll ich tun? Das Kind ist nun einmal in den Brunnen gefallen«, sagt Lucy, während sie die sichergestellten Fingerabdrücke in den Computer einscannt. »Nicht einmal ich bin in der Lage, Dinge rückgängig zu machen, die abgeschickt, veröffentlicht oder gesagt wurden. Ein Vorteil ist, dass ich jetzt keine Angst mehr davor zu haben brauche, dass ich geoutet werden könnte.«

»Geoutet. Sehr vielsagend, dass du es so ausdrückst.«

»Dass meine Erkrankung publik gemacht wird, trifft mich härter als alles andere, für das man mich schon geoutet hat. Also ist es vielleicht das Beste, dass es endlich auf dem Tisch ist. So habe ich es wenigstens hinter mir. Die Wahrheit ist eine Erleichterung. Es ist doch gut, wenn man sich nicht länger verstecken muss, findest du nicht? Auf diese Weise macht man viele unverhoffte positive Erfahrungen. Menschen, von denen man nie so viel Anteilnahme erwartet hätte, wollen einem plötzlich helfen. Andere halten endlich den Mund. Und einige Leute wird man zum Glück für immer los.«

»Wen genau meinst du damit?«

»Sagen wir mal, es war keine Überraschung.«

»Positive Folgen oder nicht. Dr. Seif hatte kein Recht dazu«, protestiert Scarpetta.

»Du solltest dich mal reden hören.« Scarpetta schweigt.

»Warum fängst du nicht gleich an, darüber nachzugrübeln, ob dich nicht vielleicht ein Teil der Schuld trifft? Wenn ich nicht die Nichte der berühmt-berüchtigten Dr. Scarpetta wäre, würde kein Hahn nach mir krähen! Du stehst doch sonst immer unter dem Zwang, dir die Probleme der ganzen Welt aufzuladen und sie lösen zu wollen«, sagt Lucy.

»Ich kann mir das nicht länger ansehen.« Scarpetta beendet die Datei.

»Das ist nämlich dein größter Fehler«, fügt Lucy hinzu. »Und zwar einer, mit dem ich nur schwer klarkomme, wenn du es unbedingt wissen willst.«

»Wir müssen uns einen Anwalt nehmen, der auf Internetkriminalität spezialisiert ist. Üble Nachrede und Verleumdung im World Wide Web, einer gesetzlosen Welt, in der keine Regeln gelten.«

»Versuch mal zu beweisen, dass ich den Text nicht selbst geschrieben habe. Wie willst du vor Gericht damit durchkommen? Beschäftige dich nicht mit mir, um deinen eigenen Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen. Ich habe den ganzen Vormittag lang den Mund gehalten, aber jetzt reicht es mir. Ich ertrage es nicht

mehr.«

Scarpetta fängt an aufzuräumen und Gerätschaften in Schränken zu verstauen.

»Ich sitze da und höre zu, wie du ganz seelenruhig mit Benton und Dr. Maroni telefonierst. Wie schaffst du das bloß, ohne an deiner Selbsttäuschung und Verdrängung zu ersticken?«

Scarpetta lässt Wasser in ein Edelstahlbecken laufen und schrubbt sich die Hände, als hätte sie gerade eine Autopsie hinter sich und keine Untersuchung in einem blitzsauberen Labor, in dem fast ausschließlich fotografiert wird. Lucy bemerkt die Blutergüsse an den Handgelenken ihrer Tante, die sie trotz aller Bemühungen nicht verbergen kann.

»Willst du diesen Idioten für den Rest deines Lebens in Schutz nehmen?« Lucy meint Marino. »Schon gut. Du brauchst mir nicht zu antworten. Gut, sie will uns beiden ans Leder. Aber ich an seiner Stelle würde mich nicht von Dr. Seif dazu provozieren lassen, mich selbst abzuschießen.«

»Abzuschießen? Hoffentlich nicht. Ich mag es gar nicht, wenn du dieses Wort benutzt.« Umständlich packt Scarpetta die Goldmünze und die Kette weg. »Wovon redest du eigentlich?«

Lucy zieht den Laborkittel aus und hängt ihn an einen Haken an der geschlossenen Tür. »Niemals werde ich dieser Frau die Genugtuung gönnen, dass ich ihretwegen einen nicht mehr rückgängig zu machenden Fehler begehe. Ich bin nicht Marino.«

»Das hier muss sofort zur DNA-Untersuchung.« Scarpetta reißt Asservatenband ab, um die Umschläge zu versiegeln. »Ich gebe es persönlich ab, damit die Beweiskette nicht unterbrochen wird. Vielleicht haben wir den Befund in sechsunddreißig Stunden, möglicherweise schon früher, falls es keine Komplikationen gibt. Die Analyse darf nicht warten. Sicher verstehst du, warum. Schließlich hatte ich einen Besucher mit einem Revolver.«

»Erinnerst du dich noch an das Weihnachtsfest damals in Richmond? Ich habe dich während der Semesterferien besucht und eine Freundin mitgebracht. Und er hat sie vor meinen Augen angebaggert.«

»Das wäre ja nicht zum ersten Mal passiert.« Diesen Gesichtsausdruck kennt Lucy bei Scarpetta noch nicht.

Ihre Tante füllt Formulare aus und tut alles, um beschäftigt zu sein, weil sie es nicht über sich bringt, sie anzusehen. Lucy kann sich nicht erinnern, sie je so wütend und gleichzeitig so gedemütigt erlebt zu haben. Gut, wütend vielleicht, aber gedemütigt nie. Lucys mulmiges Gefühl wächst.

»Weil er es in Gegenwart so vieler Frauen nicht aushielt, hat er den dicken Max markiert. Leider haben wir den Fehler gemacht, uns nicht davon beeindrucken zu lassen, zumindest nicht so, wie er es wollte. Denn mit Freundschaft kommt er ja nicht klar«, spricht sie weiter. »Wir haben einfach nur versucht, von Mensch zu Mensch mit ihm zu reden, und was tut er? Er fängt an, meine Freundin vor meiner Nase zu betatschen! Natürlich war er sturzbetrunken.«

Sie steht auf und geht zur Arbeitsfläche, wo ihre Tante sich damit ablenkt, alle bunten Markierstifte aus der Schublade zu räumen, die Kappen abzunehmen und zu testen, ob sie vielleicht leer oder ausgetrocknet sind.

»Ich habe das nicht auf mir sitzen lassen, sondern mich gewehrt«, fährt Lucy fort. »Obwohl ich erst achtzehn war, habe ich ihn zur Rede gestellt, und er kann froh sein, dass ich ihm keine verpasst habe. Wie lange willst du noch herumkramen, als ob du das Problem aus der Welt schaffen könntest, indem du es ignorierst?«

Lucy nimmt ihre Tante an den Händen und schiebt ihr vorsichtig die Ärmel hoch. Die Handgelenke sind knallrot, die Verletzung reicht bis in tiefere Gewebeschichten hinein, als wäre sie mit den Armen in einen Schraubstock geraten.

»Lass uns nicht darüber reden«, meint Scarpetta. »Mir ist klar, wie sehr dich das erschrecken muss.« Sie entzieht Lucy ihre Hände und streift die Ärmel hinunter. »Aber bitte bedräng mich deswegen nicht, Lucy.«

»Was hat er mit dir gemacht?«

Scarpetta setzt sich.

»Am besten schenkst du mir jetzt reinen Wein ein«, bohrt Lucy nach. »Mir ist es egal, wie sehr Dr. Seif ihn provoziert haben mag, denn schließlich wissen wir beide, dass dazu nicht viel gehört. Er ist zu weit gegangen, und dafür muss er jetzt geradestehen. Keine Ausnahmen. Ich knöpfe ihn mir vor.«

»Bitte überlass das mir.«

»Du wirst doch sowieso nichts unternehmen. Immer findest du Entschuldigungen für ihn.«

»Falsch. Außerdem ist es keine Lösung, wenn du ihn bestrafst. Was soll das nützen?«

»Was genau ist passiert?« Lucys Stimme klingt ganz ruhig, auch wenn sich eine kalte Wut in ihr aufbaut, wie immer, wenn sie zu allem in der Lage wäre. »Er war gestern Nacht bei dir zu Hause. Was hat er getan? Jedenfalls etwas, womit du nicht einverstanden warst, denn sonst hättest du ja keine blauen Flecken. Weil du nichts von ihm willst, hat er dich dazu gezwungen. Richtig? Er hat dich an den Handgelenken gepackt. Was sonst noch? Dein Hals ist auch ganz wund. Hast du noch weitere Verletzungen? Was hat der Schweinekerl mit dir gemacht? Wenn man sich anschaut, mit welchen Schlampen er ins Bett geht, hat er bestimmt alle möglichen Krankheiten ...«

»So weit ist es nicht gekommen.«

»Wie *weit* ist es denn gekommen? Was hat er getan?« Lucy wird nicht lockerlassen, bis sie ihre Antwort hat.

»Er war betrunken«, beginnt Scarpetta. »Und inzwischen wissen wir, dass er vermutlich unter dem Einfluss eines Testosteron-Präparats steht, das ihn, abhängig von der Dosis, aggressiv machen könnte. Das Konzept, dass weniger oft mehr sein kann, ist ihm sowieso völlig fremd. Er übertreibt es immer und kennt nur Extreme. Was seinen Alkohol- und Zigarettenkonsum der letzten Wochen angeht, hast du völlig recht. Mit Grenzen hatte er schon immer Schwierigkeiten. Inzwischen existieren sie für ihn offenbar nicht mehr. Tja, vermutlich musste es irgendwann mal passieren.«

»Es musste mal passieren? Soll das etwa heißen, dass du einen sexuellen Übergriff auf dich als das

zwangsläufige Ergebnis eurer jahrelangen Freundschaft betrachtest?«

»So habe ich ihn noch nie erlebt. Er war wie ein Fremder. Aggressiv, wütend und völlig außer sich. Vielleicht sollten wir uns eher Sorgen um ihn machen als um mich.«

»Fang bloß nicht so an.«

»Bitte versteh mich doch.«

»Vielleicht verstehe ich es ja besser, wenn du mir genau schilderst, was er getan hat.« Lucys Stimme klingt tonlos. Im Moment ist ihr alles zuzutrauen. »Was ist passiert? Je mehr du herumdruckst, desto stärker wird mein Bedürfnis, ihn zu bestrafen und dafür zu sorgen, dass er seine Quittung kriegt. Inzwischen solltest du mich gut genug kennen, um mich ernst zu nehmen, Tante Kay.«

»Er ist bis zu einem *gewissen Punkt* gegangen und hat dann zu weinen angefangen«, sagt Scarpetta.

»Was meinst du mit einem gewissen Punkt?«

»Ich kann nicht darüber reden.«

»Wirklich? Und wenn du die Polizei gerufen hättest? Die hätte Einzelheiten von dir hören wollen. Du weißt doch, wie es läuft. Erst wird eine Frau vergewaltigt, und dann wird sie zum zweiten Mal missbraucht, nämlich wenn ein Polizist sich die Tat ausmalt und sich dabei heimlich einen runterholt. Es gibt Perverse, die, immer auf der Suche nach einem Vergewaltigungsfall und spannenden Details, von Gerichtssaal zu Gerichtssaal pilgern.«

»Warum steigerst du dich so in dieses Thema hinein? Das hat doch nichts mit mir zu tun.«

»Was, glaubst du, wäre geschehen, wenn du die Polizei verständigt und Marino wegen sexueller Nötigung angezeigt hättest? Du hättest auf jeden Fall vor Gericht gemusst, eine Sensation für alle Schaulustigen, die sich gebannt den Tathergang angehört und sich alles genüsslich vorgestellt hätten. Du wärest in aller Öffentlichkeit nackt ausgezogen, als Sexualobjekt betrachtet und zum zweiten Mal gedemütigt worden. Die große Dr. Kay Scarpetta, hüllenlos und als Opfer, damit alle ihren Spaß daran haben.«

»So weit ist es nicht gekommen.«

»Wirklich? Knöpf mal die Bluse auf. Was versteckst du? Ich habe die Schürfwunden an deinem Hals schon gesehen.« Lucy will den obersten Knopf von Scarpettas Bluse öffnen.

Scarpetta stößt ihre Hand weg. »Du bist keine forensische Krankenschwester. Außerdem habe ich jetzt genug. Pass auf, dass ich nicht wütend werde.«

Inzwischen kann Lucy ihren Zorn kaum noch zügeln. Sie spürt ihn in ihrem Herzen und in Händen und Füßen. »Ich kümmere mich darum«, sagt sie.

»Ich möchte aber nicht, dass du dich darum kümmerst. Offenbar bist du bereits in sein Haus eingebrochen und hast es durchsucht.

Ich weiß, wie du solche Dinge angehst, und möchte die Angelegenheit lieber selbst erledigen. Außerdem hätte mir eine Auseinandersetzung zwischen euch beiden gerade noch gefehlt.«

»Was hat er getan? Was hat dieser besoffene, verblödete Schweinehund mit dir angestellt?«

Scarpetta schweigt.

»Er hat die Proll-Schlampe, mit der er geht, durch deine Praxis geführt. Benton und ich haben jede Sekunde beobachtet und konnten deutlich sehen, dass er im Autopsiesaal einen Ständer hatte. Kein Wunder. Der Kerl ist eine wandelnde Erektion, vollgepumpt mit irgendwelchen Hormonen, damit er bei diesem blöden Miststück, das nicht einmal halb so alt ist wie er, auch immer einen hochkriegt. Und dann tut er dir so etwas an.«

»Hör auf damit.«

»Nein. Was hat er gemacht? Hat er dir die Kleider vom Leib gerissen? Wo sind sie? Das sind Beweisstücke. Wo sind deine Sachen?«

»Hör auf, Lucy.«

»Wo sind sie? Ich will mir die Kleider ansehen, die du getragen hast. Wo hast du sie versteckt?«

»Du machst alles nur noch schlimmer.«

»Du hast sie weggeworfen, richtig?«

»Gib endlich Ruhe.«

»Sexuelle Nötigung wird mit Haft bestraft. Und falls du es Benton noch nicht erzählt hast, werde ich es tun. Du hättest es mir tatsächlich verheimlicht! Ich musste es von Rose erfahren. Die hat nämlich Verdacht geschöpft. Was ist los mit dir? Ich dachte, du wärst eine starke Frau, die sich niemals geschlagen gibt. Daran habe ich mein ganzes Leben lang geglaubt. Und jetzt habe ich dich doch bei einer Schwäche erappt. Du lässt dir so etwas gefallen und schweigst auch noch dazu. Warum nimmst du das einfach so hin?«

»Darum geht es dir also.«

»Worum?«

»Das ist der springende Punkt«, beharrt Scarpetta. »Reden wir doch mal über deine Schwächen.«

»Jetzt wälz das Problem nicht auf mich ab.«

»Ich hätte die Polizei verständigen können. Außerdem hatte ich seine Pistole in Griffweite und deshalb auch die Möglichkeit, ihn umzubringen. In Notwehr. Mir standen also verschiedene Möglichkeiten offen«, fährt Scarpetta fort.

»Und warum hast du dann nichts getan?«

»Ich habe mich für das geringere Übel entschieden. Das wird schon wieder. Alles andere hätte nur zu noch mehr Schwierigkeiten geführt«, antwortet Scarpetta. »Sicher ist dir klar, warum du so reagierst.«

»Hier geht es nicht um mich, sondern um dich.«

»Wegen deiner Mutter, der tragischen Figur, die meine Schwester ist. Einen Mann nach dem anderen hat sie angeschleppt. Dass sie ohne Kerle nicht leben kann, wäre noch zu milde ausgedrückt. Sie ist männersüchtig«, spricht Scarpetta weiter. »Erinnerst du dich noch, wie du mich einmal gefragt hast, warum diese Männer ihr immer wichtiger sind als du?«

Lucy ballt die Fäuste.

»Du hast mir damals gesagt, dass der jeweilige Mann im Leben deiner Mutter stets an erster Stelle käme, und du hattest recht. Weißt du noch, wie ich es dir erklärt habe? Weil Dorothy innerlich leer sei. Es ginge nicht um dich, sondern um sie. Du hast das, was sich in deinem Zuhause abgespielt hat, immer als Verletzung deiner Persönlichkeit empfunden ...« Ihre Stimme erstickt, und ein düsterer Ausdruck lässt ihre Augen noch tiefblauer wirken. »Ist vielleicht noch mehr vorgefallen? Hat sich einer ihrer Freunde je an dich herangemacht?«

»Wahrscheinlich wollte ich die Aufmerksamkeit.«

»Was ist passiert?«

»Vergiss es.«

»Was ist passiert, Lucy?«, bohrt Scarpetta nach.

»Vergiss es. Im Moment bin nicht *ich* das Thema. Außerdem war ich noch klein. Du hingegen bist kein Kind mehr.«

»Aber ich war in einer ganz ähnlichen Situation. Wie hätte ich mich gegen ihn wehren sollen?«

Es wird still, und die Anspannung zwischen ihnen ist plötzlich wie weggeblasen. Lucy will nicht mehr mit ihr streiten. Im Moment hasst sie Marino so sehr wie noch nie jemanden in ihrem Leben, denn nur er ist schuld daran, dass sie ihre Tante so hart angegangen hat. Ohne Rücksicht darauf, dass Scarpetta das Opfer ist, hat Lucy sie gnadenlos in die Mangel genommen. Die Wunde, die Marino ihr zugefügt hat, wird wohl niemals wieder vollständig heilen. Und sie, Lucy hat jetzt noch zusätzlich Salz hineingestreut.

»Es ist so ungerecht«, sagt Lucy. »Schade, dass ich nicht dabei war.«

»Du kannst auch nicht alle Probleme lösen«, erwidert Scarpetta. »Wir beide haben anscheinend mehr Gemeinsamkeiten, als du glaubst.«

»Drew Martins Trainer hat Henry Hollings' Bestattungsinstitut besucht«, sagt Lucy weil es besser ist, nicht weiter über Marino zu reden. »Die Adresse ist in das Navigationssystem seines Porsche eingespeichert. Ich kann das überprüfen, falls du lieber einen Bogen um unseren Leichenbeschauer machen möchtest.«

»Nein«, antwortet Scarpetta. »Es ist an der Zeit, dass wir uns kennenlernen.«

Ein geschmackvoll eingerichtetes, mit wertvollen Antiquitäten ausgestattetes Büro. Die zurückgezogenen Damastvorhänge gestatten einen Blick auf die Außenwelt. An den mit Mahagoni getäfelten Wänden hängen Henry Hollings' Vorfahren in Öl, eine Galerie von Männern, die mit ernsten Mienen über die Vergangenheit wachen.

Hollings selbst hat seinen Schreibtischstuhl in Richtung Fenster gedreht, wo sich einer der für Charleston typischen makellos gepflegten Gärten erstreckt. Offenbar hat der Bestattungsunternehmer gar nicht bemerkt, dass Scarpetta wartend in der Tür steht.

»Ich kann Ihnen da etwas empfehlen, das sicher Ihren Vorstellungen entspricht«, sagt er ins Telefon. Er hat eine beruhigende Stimme und einen ausgeprägten Südstaatenakzent. »Wir führen eigens für diesen Zweck angefertigte Urnen, eine wunderbare neue Erfindung, von der noch kaum jemand gehört hat. Biologisch abbaubar, wasserlöslich, ganz schlicht und ziemlich günstig. Ja, wenn Sie eine Seebestattung planen ... Ja, richtig ... Sie möchten die Asche also auf dem Meer verstreuen ... Gut. Indem Sie die Urne insgesamt versenken, verhindern Sie, dass die Asche herumgeweht wird. Ich verstehe. Gut, es ist nicht ganz dasselbe. Selbstverständlich können Sie die Möglichkeit wählen, die Ihren Gefühlen am meisten entgegenkommt. Ich werde Ihnen, so gut ich kann, behilflich sein ... Ja, ja, dazu würde ich auch raten ... Nein, dass sie überall herumfliegt, wollen Sie natürlich vermeiden. Wie soll ich das am besten ausdrücken? Dass sie womöglich noch im Boot landet? Nein, das wäre nicht auszudenken.«

Nach einigen anteilnehmenden Bemerkungen legt er auf. Als er sich umdreht, scheint er nicht überrascht, Scarpetta zu sehen. Schließlich hat er ihren Besuch erwartet, denn sie hat sich ja telefonisch angekündigt. Offenbar stört es ihn nicht, dass sie das Gespräch vermutlich mitgehört hat. Dass er einen so aufrichtig interessierten und einfühlsamen Eindruck macht, bringt Scarpetta ziemlich aus dem Konzept. Vorurteile können nämlich etwas sehr Beruhigendes haben. Bis jetzt hat sie ihn immer unter »geldgeil«, »schmierig« und »selbstgerecht« abgelegt.

»Dr. Scarpetta.« Lächelnd steht er auf und umrundet seinen ordentlich aufgeräumten Schreibtisch, um ihr die Hand zu schütteln.

»Schön, dass Sie so kurzfristig Zeit für mich hatten«, erwidert sie und lässt sich in dem Ohrensessel nieder. Er setzt sich aufs Sofa. Dass er sich für diesen Platz entscheidet, findet sie sehr vielsagend. Denn wenn er vorgehabt hätte, ihr seine Überlegenheit zu demonstrieren oder ihr die Rolle der Bittstellerin zuzuweisen, hätte er sich doch sicher hinter seinem massiven Schreibtisch verschanzt.

Henry Hollings ist ein würdiger Herr, der einen geschmackvollen maßgeschneiderten Anzug trägt. Seine Hose hat Bügelfalten, das Sakko ist mit schwarzer Seide gefüttert, und sein Hemd ist hellblau. Sein Haar hat dieselbe Farbe wie seine silbrig schimmernde Seidenkrawatte. Die Falten in seinem Gesicht lassen ihn nicht abweisend wirken, sondern scheinen eher ein Zeichen dafür zu sein, dass er öfter lächelt, als finster dreinzublicken. Seine Augen wirken freundlich. Scarpetta empfindet es weiterhin als verstörend, dass er so gar nicht dem Bild des mit allen Wassern gewaschenen Politikers entspricht, das sie sich von ihm gemacht hat. Dann jedoch hält sie sich vor Augen, dass genau diese Unschuldsmiene ja die Spezialität von gerissenen Zeitgenossen ist, denn wenn man jemanden für dumm verkaufen will, muss man zuerst sein Vertrauen gewinnen.

»Ich will nicht lange um den heißen Brei herumreden«, beginnt Scarpetta. »Sie hatten ausreichend Zeit, um meine Anwesenheit in dieser Stadt zur Kenntnis zu nehmen. Immerhin bin ich seit knapp zwei Jahren hier. So, das wäre geklärt. Lassen Sie uns nun auf den Punkt kommen.«

»Ich wollte mich Ihnen nicht aufdrängen, indem ich den ersten Schritt mache«, erwidert er.

»Ein Besuch wäre doch nur höflich gewesen. Ich bin neu hier, und wir sind in derselben Branche tätig. Also sollten wir eigentlich an einem Strang ziehen.«

»Ich bin Ihnen für Ihre Offenheit dankbar, da ich so die Möglichkeit habe, Ihnen alles zu erklären. Wir hier in Charleston sind ein ganz besonderes Völkchen und neigen dazu, uns Zeit zu lassen und erst einmal die Lage zu sondieren. Vermutlich haben Sie inzwischen selbst bemerkt, dass es bei uns recht geruhsam zugeht. Die Menschen schlendern lieber, statt zu hasten.« Er lächelt. »Deshalb habe ich abgewartet, ob Sie interessiert daran sind, die Initiative zu ergreifen. Allerdings habe ich nicht damit gerechnet. Darf ich weiter ausholen? Sie sind forensische Pathologin und genießen, wie ich hinzufügen möchte, einen ausgezeichneten Ruf. Menschen wie Sie haben für gewöhnlich keine hohe Meinung von ins Amt gewählten Leichenbeschauern, da wir zumeist weder Ärzte sind noch über eine kriminaltechnische Vorbildung verfügen. Deshalb musste ich davon ausgehen, dass Sie mir ablehnend gegenüberstehen, als Sie Ihre Praxis hier eröffnet haben.«

»Offenbar sind wir beide unseren Vorurteilen aufgesessen.« Sie will ihm nichts unterstellen - oder wenigstens den Schein wahren.

»In Charleston wird manchmal recht viel geklatscht.« Hollings erinnert Scarpetta an eine Arbeit des Bürgerkriegs-Fotografen Matthew Brady, wie er so aufrecht, die Beine übereinandergeschlagen und die Hände im Schoß verschränkt, dasitzt. »Es gibt in unserer Stadt einige engstirnige Menschen und Kleingeister«, fügt er hinzu.

»Beruflich werden wir beide sicher miteinander zurechtkommen.« Scarpettas Zweifel haben sich noch nicht gelegt.

»Kennen Sie eigentlich Ihre Nachbarin Mrs. Grimball?«

»Ich sehe sie nur, wenn sie aus dem Fenster schaut, um mir nachzuspionieren.«

»Wie es scheint, hat sie sich darüber mokiert, dass ein Leichenwagen in der Gasse hinter Ihrem Haus stand. Sogar zweimal.«

»Ich weiß nur von einem Mal.« Scarpetta hat keine Ahnung, wann das zweite Mal gewesen sein soll. »Lucious Meddick. Meine Adresse ist auf geheimnisvolle Weise verwechselt worden. Hoffentlich hat sich das inzwischen aufgeklärt.«

»Mrs. Grimball hat sich bei Leuten beschwert, die Ihnen eine Menge Schwierigkeiten hätten machen können. Man hat sich deswegen an mich gewandt, und ich habe die Wogen geglättet. Ich sagte, ich sei sicher, dass Sie sich keine Leichen ins Haus liefern lassen. Bestimmt liege da ein Missverständnis vor.«

»Hätten Sie mir das auch erzählt, wenn ich Sie nicht zufällig angerufen hätte?«

»Warum hätte ich Sie in dieser Situation in Schutz nehmen sollen, wenn ich Ihnen ans Leder wollte?«

»Keine Ahnung.«

»Zufällig bin ich Verfechter der Auffassung, dass der Tod und das Leid auf dieser Welt für alle reichen,

auch wenn nicht jeder diese Meinung teilt«, erwidert er. »In ganz South Carolina gibt es kein Bestattungsinstitut, das mir nicht gern die Kundschaft abspenstig machen würde. Lucious Meddick gehört auch dazu. Ich kaufe ihm keine Minute lang ab, dass er Ihre Privatadresse mit der Ihrer Praxis verwechselt hat, ganz gleich, was er irgendwo gelesen haben will.«

»Weshalb sollte er mir schaden wollen? Ich kenne den Mann doch gar nicht.«

»Da haben Sie Ihre Antwort! Sie sind für ihn keine Einkommensquelle, weil Sie, wie ich vermute, nichts tun, um ihm zu Aufträgen zu verhelfen«, antwortet Hollings.

»Bin ich etwa eine Vermittlungsagentur?«

»Wenn Sie gestatten, werde ich eine E-Mail an sämtliche Leichenbeschauer, Bestatter und Leichentransportunternehmen schicken, um sicherzugehen, dass sie alle Ihre richtige Adresse haben.«

»Das ist nicht nötig. Ich erledige das selbst.« Je netter er zu ihr ist, desto mehr misstraut sie ihm.

»Offen gestanden ist es besser, wenn die Information von mir kommt. So sieht man, dass wir beide zusammenarbeiten. Sind Sie nicht deshalb hier?«

»Gianni Lupano«, sagt sie.

Er sieht sie irritiert an.

»Drew Martins Tennistrainer.«

»Sicher wissen Sie, dass ich für den Fall Drew Martin nicht zuständig bin und auch nicht mehr darüber weiß als das, was in den Nachrichten kam«, erwidert Hollings.

»Er hat Ihrem Beerdigungsinstitut mindestens einen Besuch abgestattet.«

»Wenn er hier gewesen wäre, um Fragen über Drew Martin zu stellen, müsste ich ganz sicher davon wissen.«

»Irgendeinen Grund wird sein Besuch bestimmt gehabt haben.«

»Dürfte ich erfahren, woher Sie so sicher sind, dass das stimmt? Vielleicht haben Sie ja ein Gerücht aufgeschnappt, das ich noch nicht kenne.«

»Zumindest war er eindeutig auf Ihrem Parkplatz«, entgegnet sie.

»Ich verstehe.« Er nickt. »Wahrscheinlich hat die Polizei oder sonst jemand das Navigationssystem in seinem Auto überprüft und ist dabei auf meine Adresse gestoßen. Und das wiederum macht mich neugierig, ob er womöglich unter Mordverdacht steht.«

»Wahrscheinlich hält man es für notwendig, alle zu befragen, die mit ihr in Kontakt standen. Außerdem haben Sie gerade sein Auto erwähnt. Woher wissen Sie eigentlich, dass er in Charleston ein Auto hat?«

»Schließlich besitzt er eine Wohnung in der Stadt«, antwortet er.

»Die meisten - einschließlich seiner unmittelbaren Nachbarn - ahnen nichts davon. Woher sind Sie bloß so gut informiert?«

»Wir haben ein Gästebuch«, sagt er. »Es liegt auf einem Pult in der Kapelle aus, damit die Teilnehmer an einer Totenwache oder Trauerfeier sich eintragen können. Er könnte Gast bei einer Beerdigung gewesen sein. Werfen Sie ruhig einen Blick in das Buch, beziehungsweise die Bücher, falls Sie sich auch für die vergangenen Jahre interessieren.«

»Die letzten beiden Jahre würden mir genügen«, erwidert sie.

Der Holzstuhl im Vernehmungszimmer ist mit Handschellen und Fußseisen ausgestattet.

Madelisa Dooley fragt sich, ob sie wohl bald in diesem Raum landen wird. Schließlich hat sie gelogen.

»Hauptsächlich Drogendelikte, aber wir haben hier mit allem Möglichen zu tun«, verkündet Turkington, Ermittler in Strafsachen, als Madelisa und Ashley ihm einen Flur entlang folgen, von dem eine Folterkammer nach der anderen abgeht. Sie befinden sich in der südlichen Niederlassung des Büros des Sheriffs von Beaufort County. »Zum Beispiel mit Einbrüchen, Raubüberfällen und Morden.«

Das Gebäude ist größer, als Madelisa gedacht hat. Nie hätte sie damit gerechnet, dass auf Hilton Head so viele Verbrechen geschehen. Doch wenn man Turkington glauben kann, werden südlich des Broad River genügend Straftaten verübt, um sechzig vereidigte Polizeibeamte, einschließlich acht Ermittlern, rund um die Uhr auf Trab zu halten.

»Im letzten Jahr«, erzählt er stolz, »haben wir mehr als sechshundert Schwerverbrechen bearbeitet.«

Madelisa fragt sich, wie oft wohl Delikte wie Hausfriedensbruch und Falschaussage dabei waren.

»Das ist ja schrecklich«, meint sie mit zitternder Stimme. »Wir dachten, hier wäre es so sicher, dass man nicht einmal seine Tür abschließen müsste.«

Turkington führt sie in ein Konferenzzimmer. »Sie würden sich wundern, wie viele Leute denken, gegen Verbrechen gefeit zu sein, nur weil sie reich sind.«

Madelisa fühlt sich geschmeichelt, weil er sie und Ashley offenbar für reich hält. Das passiert ihr zum ersten Mal, und einen Moment freut sie sich darüber, bis ihr wieder einfällt, warum sie eigentlich hier sind. Jeden Augenblick wird dieser junge Mann, der einen schicken Anzug mit Krawatte trägt, die Wahrheit über die finanzielle Lage von Mr. und Mrs. Ashley Dooley herausfinden. Wenn er erst weiß, in welchem gesichtslosen Viertel im Norden von Charleston sie ein billiges Haus - so weit hinter Bäumen verborgen, dass das Meer nur zu erahnen ist - gemietet haben, wird er eins und eins zusammenzählen.

»Bitte nehmen Sie Platz.« Er rückt Madelisa einen Stuhl zurecht.

»Sie haben sicher recht«, sagt sie. »Geld macht weder glücklich, noch sorgt es dafür, dass die Menschen sich vertragen.« Als ob sie da mitreden könnte!

»Sie haben da aber einen tollen Camcorder«, wendet Turkington sich an Ashley. »Wie viel mussten Sie denn dafür hinblättern? Mindestens einen Tausender.« Mit einer Geste fordert er Ashley auf, ihm das Gerät zu reichen.

»Warum wollen Sie ihn unbedingt hierbehalten«, protestiert dieser. »Sie können sich die Aufnahmen doch schnell anschauen.«

»Was ich noch immer nicht ganz begreife« - Turkington fixiert Madelisa mit hellen Augen -, »ist, warum Sie überhaupt zu dem Haus gegangen sind. Sie sind einfach aufs Grundstück spaziert, obwohl da ein Schild mit der Aufschrift *Betreten verboten* steht.«

»Sie hat den Besitzer gesucht«, erwidert Ashley mit Blick auf seinen Camcorder, der auf dem Tisch liegt.

»Mr. Dooley, bitte lassen Sie ihre Frau antworten. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, sind Sie kein Zeuge, sondern haben am Strand gewartet, während sie sich im Haus umsah.«

»Warum müssen Sie ihn hierbehalten?« Ashleys Gedanken kreisen unverrückbar weiter um seinen Camcorder, während Madelisa die Sorge um den Basset nicht loswird, der allein im Auto sitzt.

Sie hat die Fenster einen Spalt offen gelassen, damit er Luft bekommt. Zum Glück ist es heute nicht sehr heiß. *Oh, bitte, lass ihn nicht bellen.* Sie hat sich bereits in den Hund verliebt. *Der arme Kleine. Was mag er bloß alles durchgemacht haben?* Sie erinnert sich an das klebrige Blut an seinem Fell. Den Hund darf sie auf keinen Fall erwähnen, obwohl die Absicht, seinen Besitzer zu finden, eine glaubhafte Erklärung dafür wäre, warum sie das Haus betreten hat. Wenn die Polizei von der Existenz des bedauernswerten Welpen erfährt, wird man ihn ihr wegnehmen, ihn ins Tierheim bringen und ihn irgendwann einschläfern. Genau wie Frisbee.

»Sie haben also den Besitzer des Hauses gesucht. Das haben Sie jetzt schon öfter gesagt, allerdings ohne uns den Grund zu verraten.« Wieder richtet Turkington seine hellen Augen auf Madelisa. Sein Stift liegt auf dem Block, wo er sich ihre Lügen notiert.

»Es ist so ein wunderschönes Haus«, erwidert sie. »Ich wollte, dass Ashley es filmt, aber er fand, dass wir zuerst die Erlaubnis einholen sollten. Also habe ich die Bewohner zuerst am Pool gesucht und dann drinnen nachgesehen, ob jemand zu Hause ist.«

»Um diese Jahreszeit wohnt dort oben kaum jemand. Viele dieser großen Anwesen sind Zweit- oder Dritthäuser sehr reicher Leute, die sie nicht weitervermieten. Außerdem haben wir momentan keine Saison.«

»Richtig«, stimmt sie zu.

»Aber dennoch haben Sie angenommen, dass jemand da sein muss, und zwar weil etwas auf dem Grill lag?“

»Genau.«

»Wie konnten Sie das vom Strand aus feststellen?“

»Es hat gequalmt.«

»Sie haben also Rauch gesehen und vielleicht auch Grillgeruch wahrgenommen.« Er schreibt es auf. »Stimmt.“

»Was war es?«

»Was war was?«

»Was lag auf dem Grill?«

»Fleisch. Schwein vielleicht. Oder möglicherweise ein großes Steak.«

»Und da haben Sie einfach eigenmächtig entschieden, so mir nichts, dir nichts ins Haus zu spazieren.«
Er macht sich weitere Notizen. Schließlich bleibt der Stift in der Luft stehen. Er blickt sie an. »Wissen Sie, genau das ist der Teil Ihrer Aussage, der mir einfach nicht in den Kopf will.«

Dafür eine plausible Erklärung zu finden hat Madelisa ziemlich viel Mühe gekostet. Sie hat sich wirklich lange das Hirn nach einer möglichst glaubwürdigen Geschichte zermartert.

»Wie ich Ihnen schon am Telefon erzählt habe«, antwortet sie, »habe ich den Besitzer gesucht und dann angefangen, mir Sorgen zu machen. Ich habe mir gedacht, dass der Bewohner vielleicht schon alt ist und vielleicht einen Herzinfarkt hatte. Warum sonst sollte jemand Fleisch auf den Grill legen und dann verschwinden? Also habe ich immer weiter gerufen und gefragt, ob jemand zu Hause ist. Und da habe ich gemerkt, dass die Tür zur Waschküche offen war.«

»Sie meinen, nicht abgeschlossen.«

»Richtig.«

»Die Tür neben dem Fenster, wo Ihrer Aussage nach eine Scheibe fehlte und eine andere zerbrochen war?«, hakt Turkington nach und notiert es.

»Also bin ich reingegangen. Wahrscheinlich hätte ich das besser nicht tun sollen. Aber was ist, wenn der reiche alte Besitzer des Hauses einen Schlaganfall hatte und hilflos auf dem Boden liegt?, habe ich mir gedacht.«

»Manchmal muss man im Leben eben Entscheidungen treffen«, mischt sich Ashley ein. Sein Blick wandert unstedt zwischen Turkington und seinem Camcorder hin und her. »Und wenn man nicht reingeht und später in der Zeitung liest, dass jemand tatsächlich Hilfe gebraucht hätte, macht man sich ewig Vorwürfe.«

»Haben Sie das Haus gefilmt, Sir?«

»Während ich auf Madelisa gewartet habe, habe ich ein paar Delphine aufgenommen.«

»Ich fragte, ob Sie das Haus gefilmt haben.«

»Lassen Sie mich überlegen. Ganz kurz vielleicht. Aber schon früher. Mit Madelisa davor. Doch ich hätte die Bilder ohne Erlaubnis niemandem gezeigt.«

»Ich verstehe. Sie wollten also um Erlaubnis fragen, um das Haus zu filmen, haben es aber trotzdem getan, ohne auf besagte Erlaubnis zu warten.«

»Und als diese Erlaubnis nicht kam, habe ich die Aufnahmen wieder gelöscht«, ergänzt Ashley.

»Wirklich?« Turkington mustert ihn argwöhnisch. »Ihre Frau rennt aus dem Haus, panisch, weil dort vielleicht jemand ermordet worden ist - und Sie haben noch die Geistesgegenwart, einen Teil Ihres Films zu löschen, weil Ihnen die Genehmigung des Mordopfers fehlt?«

»Ich weiß, dass das seltsam klingt«, meint Madelisa. »Aber das spielt doch keine Rolle. Jedenfalls habe ich nichts Böses getan.«

»Als Madelisa völlig verstört zurückgekehrt ist, wollte ich sofort die Polizei anrufen. Allerdings hatte keiner von uns beiden sein Telefon dabei.«

»Und Sie sind nicht auf den Gedanken gekommen, das im Haus zu benutzen?«

»Nicht nach dem, was ich dort gesehen habe!«, ruft Madelisa. »Er war nämlich bestimmt noch dort.«

»Er?«

»Es war nur so ein scheußliches Gefühl. Noch nie habe ich solche Angst gehabt. Sie glauben doch nicht im Ernst, dass ich nach diesem Erlebnis noch eine Minute länger im Haus geblieben wäre, um zu telefonieren. Schließlich hatte ich den Eindruck, dass mich jemand beobachtet.« Sie kramt ein Taschentuch aus ihrer Handtasche.

»Also sind wir ganz schnell zurück in unsere Wohnung. Sie war so außer sich, dass ich sie zuerst beruhigen musste«, ergänzt Ashley. »Sie hat geweint wie ein Baby. Wir haben sogar unsere Tennisstunde verpasst. Die ganze Nacht lang hat sie nicht aufhören können zu schluchzen. *Schatz, warum schläfst du nicht erst mal? Wir reden morgen früh darüber*, habe ich da zu ihr gesagt. Die Wahrheit ist, dass ich ihr nicht wirklich geglaubt habe. Meine Frau hat nämlich eine blühende Phantasie. Ständig liest sie Detektivgeschichten und schaut sich im Fernsehen Krimis an. Aber als sie sich einfach nicht beruhigt hat, habe ich mir allmählich Sorgen gemacht und gedacht, dass vielleicht mehr dahintersteckt. Deshalb habe ich Sie angerufen.«

»Allerdings erst nach einer weiteren Tennisstunde«, entgegnet Turkington spitz. »Obwohl Ihre Frau derart außer sich war, sind Sie heute Morgen zum Tennis gegangen. Nach Ihrer Rückkehr haben Sie erst einmal gemütlich geduscht, sich umgezogen und anschließend Ihre Sachen ins Auto gepackt, um nach Charleston zu fahren. Und erst dann sind Sie auf den Gedanken gekommen, die Polizei zu verständigen? Verlangen Sie von mir allen Ernstes, dass ich Ihnen das abnehme?«

»Warum hätten wir unseren Urlaub um zwei Tage verkürzen sollen, wenn das nicht stimmt? Immerhin hatten wir ihn ein ganzes Jahr im Voraus geplant«, protestiert Ashley. »Meinen Sie, wir bekommen wegen dieses Notfalls unser Geld zurück? Vielleicht könnten Sie ja ein gutes Wort für uns bei der Agentur einlegen.«

»Wenn Sie die Polizei nur deswegen angerufen haben, war das reine Zeitverschwendung«, gibt Turkington zurück.

»Mir wäre es lieber, wenn Sie meinen Camcorder nicht hierbehielten. Ich habe doch das kurze Stück gelöscht, das ich vor dem Haus aufgenommen habe. Es gibt nichts für Sie zu sehen. Nur Madelisa, wie sie

vor dem Haus steht und etwa zehn Sekunden lang mit ihrer Schwester spricht.«

»War die Schwester etwa auch dabei?«

»Sie wollte ihr mit dem Film eine Botschaft schicken. Ich weiß nicht, was er Ihnen bringen soll. Ich habe doch alles gelöscht.«

Madelisa hat ihn darum gebeten, damit der Hund nicht im Bild ist. Er hat sie nämlich gefilmt, als sie das Tier streichelte.

»Vielleicht haben Sie ja den Rauch vom Grill aufgenommen«, meint Turkington zu Ashley. »Sie sagten doch, Sie hätten ihn vom Strand her bemerkt, richtig? Wenn Sie das Haus gefilmt haben, müsste der Rauch eigentlich auch im Bild sein.«

Ashley ist überrascht. »Tja, ich glaube, das habe ich nicht draufgekriegt. Ich habe die Kamera nicht darauf gerichtet. Können Sie sich den Film nicht einfach anschauen und mir die Kamera dann zurückgeben? Schließlich sind nur Madelisa und ein paar Delphine drauf. Außerdem noch ein paar Sachen, die ich bei uns zu Hause gefilmt habe. Ich begreife nicht, warum Sie unbedingt meinen Camcorder brauchen.«

»Wir müssen uns vergewissern, dass Sie wirklich nichts aufgenommen haben, was uns weiterbringt, Einzelheiten, die Ihnen womöglich gar nicht aufgefallen sind.«

»Was zum Beispiel?«, fragt Ashley erschrocken.

»Dass Sie zum Beispiel gelogen haben, als Sie sagten, Sie seien nicht ins Haus gegangen, nachdem Ihre Frau Ihnen berichtet hatte, was geschehen war.« Allmählich hat Turkington genug von dem Theater. »Mir erscheint es nämlich ziemlich unglaublich, dass Sie nicht nach dem Rechten gesehen haben wollen.«

»Wenn es nicht nur Einbildung war, wäre es doch Wahnsinn von mir gewesen, auch nur einen Fuß in dieses Haus zu setzen«, erwidert Ashley. »Was, wenn sich der Mörder noch dort versteckt gehalten hätte?«

Madelisa erinnert sich an das Plätschern von Wasser, das Blut, die Kleidungsstücke und das Foto von der toten Tennisspielerin. Sie stellt sich das Durcheinander in dem riesigen Wohnzimmer vor, die vielen Döschen mit verschreibungspflichtigen Medikamenten und die Wodkaflasche. Der Projektor war eingeschaltet, obwohl auf der Leinwand kein Film lief. Der Detective glaubt ihr nicht. Sicher kommen jetzt große Schwierigkeiten auf sie zu: Einbruch. Hundediebstahl. Falschaussage. Niemand darf von der Existenz des Hundes erfahren. Sonst wird man ihn ihr wegnehmen und einschläfern. Sie liebt diesen Hund. Na und, dann hat sie eben gelogen. Wenn es um das Leben eines Hundes geht, wird sie auch weiter lügen, dass sich die Balken biegen.

»Ich möchte mich ja nicht einmischen«, beginnt Madelisa und nimmt ihren ganzen Mut zusammen. »Aber wissen Sie, wer in dem Haus wohnt und ob dort etwas Schreckliches geschehen ist?«

»Wir kennen den Namen der Bewohnerin, den ich Ihnen jedoch nicht verraten werde. Zufällig ist sie nicht zu Hause. Ihr Hund und ihr Auto sind fort.«

»Ihr Auto ist fort?« Madelisas Unterlippe beginnt zu zittern.

»Offenbar ist sie weggefahren und hat den Hund mitgenommen, meinen Sie nicht? Und wissen Sie, was ich glaube? Sie haben aus lauter Neugier in der Villa herumgeschnüffelt und hatten anschließend Angst, jemand könnte Sie beim Hausfriedensbruch beobachtet haben. Und um keinen Ärger zu bekommen, haben Sie sich dieses alberne Märchen ausgedacht. Jetzt halten Sie sich wohl für sehr schlau.«

»Sie sollten sich die Mühe machen, sich genauer im Haus umzuschauen. Dann werden Sie sehen, dass ich recht habe.« Madelisas Stimme zittert.

»Das wurde bereits erledigt, Ma'am. Ich habe einige Kollegen hingeschickt. Aber von den Dingen, die Sie angeblich bemerkt haben wollen, gibt es keine Spur. Im Fenster neben der Tür zur Waschküche fehlt keine Scheibe. Nirgendwo Glasscherben, Blut oder Messer. Der Gasgrill war abgeschaltet und blitzsauber. Kein Hinweis darauf, dass dort vor kurzem etwas gebraten worden war. Und der Projektor lief auch nicht«, verkündet er.

Scarpetta sitzt in dem Besprechungszimmer, wo Hollings und seine Mitarbeiter sonst die trauernden Familien empfangen. Sie hat sich auf einem Sofa mit blassgoldenen und cremefarbenen Streifen niedergelassen und blättert nun schon das zweite Gästebuch durch.

Wenn ihr bisheriger Eindruck sie nicht trügt, ist Hollings ein Mann mit Stil und Geschmack. Seine dicken Gästebücher sind in teures schwarzes Leder gebunden und haben cremefarbene linierte Seiten. Offenbar laufen seine Geschäfte gut, denn er braucht drei bis vier Bücher im Jahr. Die langwierige Überprüfung der ersten vier Monate des vergangenen Jahres hat keine Hinweise darauf ergeben, dass Gianni Lupano hier eine Beerdigung besucht hat.

Sie greift zum nächsten Gästebuch und macht sich daran, es durchzuarbeiten. Als sie mit dem Finger Seite um Seite hinunterfährt, erkennt sie die Namen alteingesessener Charlestoneer Familien. Von Januar bis März kein Gianni Lupano. Auch im April keine Spur von ihm. Scarpettas Enttäuschung wächst. Auch nichts im Mai und im Juni. Da stoppt ihr Finger bei einer ausladenden, schwungvollen Unterschrift, die sich mühelos entziffern lässt. Am 12. Juli letzten Jahres ist Gianni Lupano offenbar Gast auf der Beerdigung einer gewissen Holly Webster gewesen. Anscheinend war die Trauergemeinde nur klein - lediglich elf Personen haben im Gästebuch unterschrieben. Scarpetta notiert sich sämtliche Namen und steht auf. Sie geht an der Kapelle vorbei, wo zwei Frauen Blumen rings um einen Sarg aus polierter Bronze drapieren. Eine Mahagonitreppe bringt sie zurück in Henry Hollings' Büro. Wieder sitzt er mit dem Rücken zur Tür und telefoniert.

»Manche Menschen bevorzugen es, die Flagge zu einem Dreieck zu falten und sie hinter den Kopf des Verstorbenen zu legen«, meint er in seinem beruhigenden, melodischen Tonfall. »Aber natürlich können wir sie auch über den Sarg breiten. Was ich empfehlen würde?« Er hält ein Blatt Papier hoch. »Wie ich sehe, tendieren Sie zur Walnussausführung mit champagnerfarbenem Satinfutter. Doch auch die Stahlausführung ... Natürlich verstehe ich. Das sagt jeder ... Es ist sehr schwer. Und selbstverständlich fallen Entscheidungen wie diese niemandem leicht. Wenn Sie meine ehrliche Meinung hören wollen, würde ich Stahl nehmen.«

Er telefoniert noch eine Zeitlang, dreht sich um und sieht Scarpetta in der Tür stehen. »Manchmal ist man wirklich ratlos«, sagt er. »Ein zweiundsiebzigjähriger Kriegsveteran. Hat vor kurzem seine Frau verloren, ist darüber depressiv geworden und hat sich mit einer Schrotflinte in den Mund geschossen. Wir

haben zwar getan, was wir konnten, doch alle Kosmetik und Wiederherstellungskunst der Welt reicht nicht, um ihn vorzeigbar zu machen. Sicher wissen Sie, was ich meine. Unmöglich, ihn im offenen Sarg aufzubahren, aber die Familie will das einfach nicht einsehen.«

»Wer war Holly Webster?«, fragt Scarpetta.

»Eine schreckliche Tragödie«, erwidert Hollings, ohne zu zögern. »Es gibt Fälle, die man nie vergisst.«

»Erinnern Sie sich, ob Gianni Lupano bei der Beerdigung war?«

»Damals kannte ich ihn noch nicht«, erwidert er zu ihrem Erstaunen.

»War er ein Freund der Familie?«

Hollings steht auf, öffnet die Schublade eines Schrankes aus Kirschholz, blättert einige Akten durch und zieht eine heraus.

»Hier sind die Einzelheiten der Beerdigung, Kopien der Rechnungen und so weiter, die ich Ihnen aus Datenschutzgründen nicht zeigen darf. Doch die Zeitungsausschnitte können Sie sich ansehen.« Er reicht sie ihr. »Ich bewahre sie immer auf, wenn die Beerdigung in meinem Hause abgewickelt wurde. Wie Sie bestimmt wissen, befinden sich die offiziellen Unterlagen bei der Polizei, beim mit dem Fall beauftragten Gerichtsmediziner und bei dem Leichenbeschauer, der den Fall damals hierher zur Autopsie verwiesen hat, da es in Beaufort County kein Gerichtsmedizinisches Institut gibt. Doch das ist Ihnen ja sicher bekannt, denn inzwischen leitet er die Fälle ja an Sie weiter. Als Holly starb, waren Sie noch nicht im Gespräch. Ansonsten wäre diese traurige Angelegenheit sicher auf Ihrem Tisch und nicht bei mir gelandet.«

Sie kann keine Spur von Ablehnung entdecken. Offenbar empfindet er sie wirklich nicht als Konkurrenz.

»Das Mädchen starb auf Hilton Head. Eine sehr wohlhabende Familie«, fährt er fort.

Scarpetta schlägt die Mappe auf. Sie enthält einige Zeitungsausschnitte. Der ausführlichste Bericht ist dem *Hilton Head Island Packet* entnommen. Dem Artikel zufolge hat Holly Webster am späten Vormittag des 10. Juli 2006 auf der Terrasse mit ihrem Basset-Welpen gespielt. Den olympiatauglichen Pool zu benutzen war ihr ohne Aufsicht streng verboten. Allerdings war das Mädchen an diesem Morgen allein. Laut Zeitungsbericht waren die Eltern mit unbekanntem Ziel verreist und hatten sie der Obhut von nicht genannten Freunden überlassen. Als Holly gegen Mittag zu Tisch gerufen wurde, war sie nirgendwo zu sehen. Nur der Welpen lief am Rand des Pools hin und her und patschte immer wieder mit der Pfote ins Wasser. Die Leiche des kleinen Mädchens wurde, das lange, dunkle Haar im Abfluss verfangen, auf dem Grund des Pools entdeckt. Neben der Leiche lag ein Gummiknochen. Die Polizei ging davon aus, dass Holly ihn für ihren Hund aus dem Wasser hatte holen wollen.

Der nächste Artikel ist sehr kurz: Keine zwei Monate später war Lydia Webster, die Mutter des Kindes, Gast in Dr. Selfs Sendung.

»Ich erinnere mich, von diesem Fall gehört zu haben«, sagt Scarpetta. »Ich glaube, es geschah während meiner Zeit in Massachusetts.«

»Eine tragische Geschichte, die jedoch nicht an die große Glocke gehängt wurde. Die Polizei hat die Sache nach Möglichkeit heruntergespielt. Schließlich ist man in einem Ferienort nicht unbedingt scharf darauf, dass solche, um es mal so auszudrücken, unschönen Ereignisse publik gemacht werden.« Hollings greift zum Telefon. »Ich denke nicht, dass der Gerichtsmediziner, der die Leiche obduziert hat, Ihnen viel erzählen wird, aber wir wollen es auf einen Versuch ankommen lassen.« Er hält inne. »Henry Hollings hier ... ausgezeichnet... Sie ersticken in Arbeit? Ich weiß, ich weiß ... Man sollte Ihnen wirklich zusätzliche Planstellen bewilligen ... Nein, ich war schon länger nicht mehr mit meinem Boot draußen ... Richtig ... Ich bin Ihnen noch einen Angelausflug schuldig. Und Sie mir etwas für meinen Vortrag vor diesen sensationslüsternen Studenten, die Mordermittlungen anscheinend für eine spannende Freizeitbeschäftigung halten ... Ich rufe wegen des Falls Holly Webster an. Dr. Scarpetta sitzt hier neben mir. Hätten Sie vielleicht Zeit, kurz mit ihr zu sprechen?«

Nachdem Hollings ihr den Hörer gereicht hat, erklärt sie dem stellvertretenden Chefpathologen von der medizinischen Fakultät der University of South Carolina, man habe sie als Beraterin zu einem Fall hinzugezogen, der möglicherweise mit dem Tod von Holly Webster in Zusammenhang steht.

»Was für ein Fall ist denn das?«, fragt der stellvertretende Chefpathologe.

»Tut mir leid, aber darüber darf ich nicht sprechen«, erwidert sie. »Schließlich handelt es sich um laufende Ermittlungen.«

»Prima, dann kennen Sie ja das Spiel. Für den Fall Webster gilt nämlich dasselbe.«

Offenbar will er auf stur schalten.

»Ich möchte Sie wirklich nicht belästigen«, antwortet Scarpetta. »Als Zeichen meines guten Willens verrate ich Ihnen so viel, dass ich Mr. Hollings in seiner Funktion als Leichenbeschauer aufgesucht habe, und zwar deshalb, weil Gianni Lupano, Drew Martins Tennistrainer, offenbar auf Holly Websters Beerdigung war. Welchen Grund mag er wohl dafür gehabt haben? Mehr darf ich wirklich nicht ins Detail gehen.«

»Der Name sagt mir nichts.«

»Das beantwortet bereits eine meiner Fragen. Mich interessiert nämlich, was Lupano mit der Familie Webster zu tun hatte.«

»Keine Ahnung.«

»Was können Sie mir über Hollys Tod erzählen?«

»Sie ist ertrunken. Alles wies auf einen Unfall hin.«

»Also keine krankhaften Befunde? Eine Diagnose, basierend auf den Umständen«, stellt Scarpetta fest. »Das heißt, hauptsächlich darauf, wie die Leiche aufgefunden wurde.«

»Richtig.«

»Könnten Sie mir vielleicht den Namen des ermittelnden Polizisten nennen?«

»Kein Problem. Moment bitte.« Eine Computertastatur klappert. »Schauen wir mal. Aha, das habe ich mir gleich gedacht. Turkington vom Büro des Sheriffs von Beaufort County. Wenn Sie weitere Fragen haben, müssen Sie ihn selbst anrufen.«

Nachdem Scarpetta sich noch einmal bei ihm bedankt hat, legt sie auf und wendet sich an Hollings. »Wussten Sie eigentlich, dass Lydia Webster, Hollys Mutter, nur knapp zwei Monate nach dem Tod ihres Kindes Gast in Dr. Selfs Sendung war?«

»Ich sehe mir dieses Zeug nicht an. Die Frau gehört erschossen«, erwidert er.

»Haben Sie eine Erklärung dafür, wie Mrs. Webster an eine Einladung in die Sendung gekommen sein könnte?«

»Vermutlich beschäftigt Dr. Seif ein ganzes Heer von Mitarbeitern, die die Nachrichten nach interessanten Meldungen durchforsten und auf diese Weise die Gäste anwerben. Meiner Ansicht nach hat es Mrs. Webster sicher psychisch geschadet, auf diese Weise in aller Öffentlichkeit bloßgestellt zu werden, bevor sie Gelegenheit hatte, die Tragödie zu verarbeiten. Soweit mir bekannt ist, ist es bei Drew Martin ganz ähnlich abgelaufen«, fügt Hollings hinzu.

»Spielen Sie auf ihren Auftritt in Dr. Selfs Sendung im vergangenen Herbst an?«

»Mir kommen, ob ich nun will oder nicht, jede Menge Gerüchte zu Ohren. Wenn Drew in der Stadt war, stieg sie immer im *Charleston Place Hotel* ab. Doch beim letzten Mal, vor knapp drei Wochen, hat sie ihr Zimmer kaum benutzt und offenbar kein einziges Mal dort übernachtet. Die Zimmermädchen haben ihr Bett stets unberührt vorgefunden. Bis auf einige Gepäckstücke wies nichts auf ihre Anwesenheit hin.«

»Und woher wissen Sie das alles?«, wundert sich Scarpetta.

»Eine sehr gute Freundin von mir ist dort Sicherheitschefin. Wenn Verwandte oder Freunde der Verstorbenen zur Beerdigung anreisen, empfehle ich Ihnen stets das *Charleston Place*, vorausgesetzt, sie können es sich leisten.«

Scarpetta erinnert sich an die Worte von Ed, dem Portier, Drew sei im Haus ein und aus gegangen und habe ihm jedes Mal zwanzig Dollar Trinkgeld gegeben. Möglicherweise war das ja keine großzügige Geste, sondern eher eine Art Schweigegeld.

Sea Pines ist die exklusivste Wohnanlage auf Hilton Head. Für einen Obolus von fünf Dollar erhält man am Pförtnerhaus einen Tagespass, ohne dass die graublau uniformierten Wachmänner einen Ausweis sehen wollen. Als Scarpetta und Benton hier eine Eigentumswohnung hatten - und die Erinnerung an diese Zeit schmerzt noch immer -, hat sie sich oft über diesen Leichtsinn beschwert.

»Den Cadillac hat sie in Savannah gekauft«, erzählt Turkington. Scarpetta und Lucy sind mit ihm in seinem Zivilwagen unterwegs. »Das Auto ist weiß, was uns nicht sehr viel weiterbringt. Haben Sie eine Vorstellung davon, wie viele weiße Cadillac und Lincoln in dieser Gegend herumkurven? Außerdem sind vermutlich zwei von drei Mietwagen weiß.«

»Und den Wachen am Tor ist das Auto nicht aufgefallen? Etwa, weil es zu einer ungewöhnlichen Zeit die Schranke passiert hat? Was ist mit den Überwachungskameras?«, fragt Lucy die vorn sitzt.

»Bis jetzt keine sachdienlichen Hinweise. Sie kennen das ja. Der eine will etwas beobachtet haben, der andere behauptet das genaue Gegenteil. Ich für meinen Teil denke, dass sich das Wachpersonal die Autos, die nicht rein-, sondern rausfahren, ohnehin nicht so genau anschaut.«

»Wann hat er es eigentlich gestohlen?«, fährt Lucy fort. »Hatte sie es in der Garage stehen?«

»Angeblich hat sie den Wagen immer in der Auffahrt geparkt. Also kann der Diebstahl noch nicht so lange zurückliegen. Was meinen Sie?« Beim Fahren wirft er Lucy einen Blick zu. »Könnte sich der Täter den Schlüssel unter den Nagel gerissen und das Auto geklaut haben, ohne dass sie es bemerkt hat?«

»Schwer zu sagen, was sie bemerken oder nicht bemerken konnte.«

»Und Sie gehen wirklich vom Schlimmsten aus?«, tastet Turkington sich vor.

»Ja. Das sagen mir die Tatsachen und mein gesunder Menschenverstand.« Die Stimmung zwischen Lucy und ihm ist gereizt, seit er sie vom Flughafen abgeholt und über ihren Hubschrauber gefrotzelt hat. Er hat den Helikopter als Schneebesens bezeichnet. Sie hat ihn dafür einen Ludditen - einen Maschinenstürmer - genannt. Leider weiß Turkington nicht, was ein Luddit ist, und sie bleibt ihm die Erklärung schuldig.

»Allerdings können wir auch nicht ausschließen, dass sie entführt wurde, um Lösegeld zu erpressen«, sagt Lucy. »Obwohl ich das eher nicht annehme. Trotzdem war es die richtige Entscheidung, eine Großfahndung auszulösen.«

»Schade, dass sich die Reporter nicht abwimmeln lassen. Becky meldet, sie hätten außerdem den ganzen Vormittag Schaulustige vom Haus verscheuchen müssen.«

»Wer ist Becky?«, erkundigt sich Lucy.

»Die Leiterin der Spurensicherung. Sie hat wie ich einen Nebenjob als Sanitäterin.«

Scarpetta fragt sich, warum er das so betont. Ob es ihm peinlich ist, dass er etwas dazuverdienen muss?

»Wahrscheinlich brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen, wie Sie das Geld für die Miete zusammenkriegen«, fügt er hinzu.

»Da irren Sie sich. Außerdem ist meine Miete vermutlich ein bisschen höher als Ihre.«

»Da haben Sie sicher recht. Die Labors kosten Sie bestimmt eine Stange Geld. Und dann noch die fünfzig Häuser und die Ferrari.«

»Fünfzig ist ein wenig übertrieben. Woher sind Sie eigentlich so gut über meine Vermögensverhältnisse informiert?«

»Benutzen inzwischen viele Polizeidienststellen Ihre Labors?«, antwortet er mit einer Gegenfrage.

»Ein paar. Die Bauarbeiten sind noch nicht abgeschlossen, aber das meiste steht schon, und die nötigen Zulassungen liegen ebenfalls vor. Sie haben also die Wahl: wir oder die Einrichtungen der Justizbehörden von South Carolina. Aber wir sind schneller«, fügt sie hinzu. »Und falls Sie etwas wünschen, das nicht auf der Karte steht, haben wir genug Freunde in bestens ausgestatteten Instituten wie Oak Ridge und Y-Twelve.«

»Ich dachte, dort werden Atomwaffen hergestellt.«

»Nicht nur.«

»Soll das ein Scherz sein? Führen die etwa auch kriminaltechnische Untersuchungen durch? Was zum Beispiel?«, will er wissen. »Das ist geheim.«

»Ist auch egal. Sie wären sowieso viel zu teuer für uns.«

»Richtig. Aber man kann über alles reden.«

Turkingtons dunkle Sonnenbrille erscheint im Rückspiegel. »Schlafen Sie schon?«, meint er zu Scarpetta, wahrscheinlich, weil er genug von Lucy hat.

Er trägt einen cremefarbenen Anzug, und Scarpetta fragt sich, wie er es bloß schafft, sich am Tatort nicht schmutzig zu machen. Sie greift einige der wichtigeren Punkte aus seinem Gespräch mit Lucy auf und schärft den beiden noch einmal ein, dass man nichts als gegeben voraussetzen sollte - so zum Beispiel in der Frage, seit wann Lydia Websters Auto fort ist. Schließlich hat sie es nur hin und wieder benutzt, um Zigaretten, Alkohol und etwas Essbares zu besorgen - auch wenn sie aus gesundheitlichen Gründen lieber gar nicht mehr hätte fahren sollen. Das Auto könnte also schon vor Tagen gestohlen worden sein. Außerdem ist es durchaus möglich, dass sein Verschwinden gar nichts mit dem des Hundes zu tun hat. Hinzu kommen die Fotos, die der Sandman an Dr. Seif gemailt hat. Beide Frauen, Drew Martin und Lydia Webster, wurden in einer Badewanne, offenbar gefüllt mit kaltem Wasser, fotografiert und standen eindeutig unter Drogeneinfluss. Auch die Beobachtungen von Mrs. Dooley darf man nicht außer Acht lassen. Bis weitere Erkenntnisse vorliegen, muss man deshalb in diesem Fall von einem Mord ausgehen. Denn wie Scarpetta schon seit über zwanzig Jahren predigt, lässt sich Versäumtes meistens nicht mehr nachholen.

Im Moment jedoch ist sie voll und ganz damit beschäftigt, ihre Erinnerungen zurückzudrängen. Ihr

letzter Besuch auf Hilton Head diente dem Zweck, Bentons Wohnung auszuräumen. Niemals wäre sie in dieser schrecklichen Zeit auf den Gedanken gekommen, der Mord an ihm könnte nur vorgetäuscht sein, um ihn vor den Menschen zu schützen, die ihn andernfalls ganz sicher umgebracht hätten. Wo mögen die verhinderten Mörder heute sein? Haben sie das Interesse an ihm verloren? Sind sie zu dem Schluss gekommen, dass er keine Bedrohung mehr darstellt und dass Rache an ihm nicht lohnt? Diese Frage hat Scarpetta auch Benton gestellt, aber er verweigert die Antwort und behauptet, dass er darüber nicht reden darf. Als Scarpetta das Fenster von Turkingtons Auto öffnet, funkelt der Ring im Sonnenlicht. Doch auch das kann sie nicht aufmuntern. Das schöne Wetter soll ohnehin nicht anhalten. Schon für heute Nachmittag sind weitere Gewitter angesagt.

Die Straße schlängelt sich vorbei an Golfplätzen und über kleine Brücken, die schmale Kanäle und Teiche kreuzen. Auf einer mit Gras bewachsenen Böschung liegt ein Alligator so reglos da wie ein Baumstamm. Schildkröten sitzen still im Morast, und ein schneeweißer Reiher steht auf einem Bein im flachen Wasser. Vorn im Wagen wird eine Weile über Dr. Seif gesprochen. Riesige Eichen werfen ihre dunklen Schatten auf den Weg. Der Greisenbart an ihren Stämmen sieht aus wie totes, graues Haar. Es hat sich kaum etwas verändert. Einige neue Häuser sind gebaut worden, und Scarpetta kommen lange Spaziergänge, Meeresluft, Wind und Abendsonne auf dem Balkon in den Sinn. Und der Augenblick, in dem alles endete. Sie sieht das vor sich, was sie für seine Leiche gehalten hat. In der verkohlten Ruine des Gebäudes, in dem er angeblich den Tod fand. Sein silbergraues Haar, der verbrannte Körper, das geschwärzte Holz und der Schutt, hinterlassen von einem Feuer, das bei ihrer Ankunft noch qualmte. Sein Gesicht war fort, von ihm selbst blieben nur noch verkohlte Knochen übrig. Die Autopsieberichte waren gefälscht. Man hat sie getäuscht. Bentons Entscheidung, unterzutauchen, hat tiefe Narben auf ihrer Seele hinterlassen, ihr Leben völlig auf den Kopf gestellt und sie als Person unwiederbringlich verändert. Der Zwischenfall mit Marino hat sie längst nicht so sehr erschüttert.

Der Wagen stoppt in der Auffahrt von Lydia Websters riesiger weißer Villa. Scarpetta erinnert sich, sie vom Strand aus gesehen zu haben. Der Grund, warum sie heute hier ist, erscheint ihr immer noch unwirklich. Streifenwagen säumen die Straße.

»Die Websters haben das Haus vor etwa einem Jahr gekauft. Davor gehörte es einem Wirtschaftsboss aus Dubai«, erklärt Turkington und öffnet die Wagentür. »Wirklich traurig. Gerade hatten sie alles von Grund auf umgebaut und waren eingezogen, als das kleine Mädchen ertrank. Keine Ahnung, wie Mrs. Webster es danach noch hier ausgehalten hat.«

»Manchmal können Menschen nicht loslassen«, erwidert Scarpetta, als sie über den Gartenweg auf die Steinstufen zugehen, die zu der dicken doppelflügeligen Tür aus Teakholz führen. »Und deshalb verkriechen sie sich in einem Haus und in ihren Erinnerungen.«

»Kriegt sie nach der Scheidung eigentlich das Haus?«, fragt Lucy.

»Vermutlich hätte das Gericht es ihr zugesprochen.« Als ob kein Zweifel mehr an ihrem Tod bestünde. »Doch der Scheidungsprozess läuft noch. Ihr Mann verdient sein Geld mit Hedge-Fonds und Anlageberatungen und ist fast so reich wie Sie.«

»Können wir dieses Thema bitte lassen?«, raunzt Lucy.

Turkington öffnet die Tür. Drinnen sind zahlreiche Spurensicherungsexperten zugange. An einer Wand im Flur lehnt ein Fenster mit zerbrochener Scheibe.

»Laut Aussage der Urlauberin«, meint Turkington zu Scarpetta, »dieser Madelisa Dooley, fehlte die Fensterscheibe, als sie das Haus durch die Waschküche betrat. Und zwar die hier.« Er geht in die Hocke und deutet auf die untere rechte Scheibe. »Der Täter hat sie entfernt und anschließend wieder eingesetzt. Wenn Sie genau hinschauen, können Sie Leimreste erkennen. Ich habe ihr weisgemacht, wir hätten bei unserer Durchsuchung keine Scherben gefunden, weil ich sehen wollte, ob sie ihre Geschichte vielleicht ändert.«

»Wie es aussieht, haben Sie die Scheibe nicht zuerst eingeschäumt«, meint Scarpetta.

»Ich habe von dieser Methode gehört«, erwidert Turkington. »Wir sollten sie auch übernehmen. Falls Mrs. Dooley die Wahrheit sagt, muss in diesem Haus etwas passiert sein, und zwar erst, nachdem sie es verlassen hat.«

»Wir schäumen das Fenster ein, bevor es verpackt und abtransportiert wird«, beschließt Scarpetta. »Damit stabilisieren wir das zerbrochene Glas.«

»Tun Sie sich keinen Zwang an.« Turkington geht ins Wohnzimmer, wo ein Spurensicherungsexperte das Durcheinander auf dem Couchtisch fotografiert. Ein Kollege nimmt gerade die Polster vom Sofa.

Scarpetta und Lucy klappen ihre schwarzen Koffer auf. Während sie Schuhhüllen und Handschuhe überstreifen, tritt eine Frau aus dem Wohnzimmer. Sie trägt eine Cargohose und ein Polohemd, auf dem in Großbuchstaben SPURENSICHERUNG steht. Die Frau ist etwa Mitte vierzig und hat braune Augen und kurzes dunkles Haar. Außerdem ist sie sehr zierlich gebaut. Scarpetta fragt sich, warum so ein zartes Persönchen freiwillig zur Polizei geht.

»Sie müssen Becky sein«, sagt sie und stellt sich und Lucy vor.

Becky weist auf das Fenster, das an der Wand lehnt. »Sicher hat Tommy Ihnen schon erklärt, was mit der unteren rechten Scheibe los ist«, beginnt sie und deutet mit der behandschuhten Hand dorthin. »Es wurde ein Glasschneider benutzt. Danach hat der Täter das Fenster wieder eingeklebt. Und warum mir das aufgefallen ist?« Offenbar ist sie stolz auf ihren Scharfsinn. »Im Klebstoff sind Sandkörner hängen geblieben. Schauen Sie.«

Es ist nicht zu übersehen.

»Also ist es durchaus möglich, dass die Scheibe fehlte und auf dem Boden lag, als Mrs. Dooley hier war, um den Hausbesitzer zu suchen«, erklärt Becky weiter. »Ich finde ihre Aussage glaubhaft.

Und nachdem sie die Beine in die Hand genommen hatte, hat der Täter gründlich aufgeräumt.«

Lucy steckt zwei unter Druck stehende Behälter in die Haltevorrichtung einer Mischpistole.

»Eine unheimliche Vorstellung«, fährt Becky fort. »Wahrscheinlich war die arme Frau gleichzeitig mit dem Kerl im Haus. Sie meinte, sie habe den Eindruck gehabt, dass sie jemand beobachtet. Ist das Sprühklebstoff? Davon habe ich auch schon gehört. Damit hält man Glas zusammen. Woraus besteht er denn?«

»Hauptsächlich aus Polyurethan und unter Druck stehendem Gas«, erwidert Scarpetta. »Haben Sie

schon alles fotografiert, auf Fingerabdrücke getestet und DNA-Proben genommen?«

Lucy fotografiert das Fenster vorsichtshalber noch einmal, und zwar mit und ohne Maßstab.

»Fotos und DNA-Proben ja, Fingerabdrücke Fehlanzeige. Wir versuchen zwar, DNA sicherzustellen, doch alles ist so sauber, dass es mich wundern würde, wenn wir etwas finden«, antwortet Becky. »Offenbar hat er das ganze Fenster geputzt. Keine Ahnung, wie es zu Bruch gegangen ist. Vielleicht ist ein großer Vogel dagegengeflogen. Ein Pelikan oder ein Bussard zum Beispiel.«

Scarpetta macht sich Notizen zu der zerbrochenen Scheibe, misst alles ab.

Währenddessen sichert Lucy die Kanten des Fensterrahmens mit Klebeband. »Von welcher Seite ist es passiert?«, fragt sie.

»Ich glaube, die Scheibe wurde von innen zerbrochen«, erwidert Scarpetta. »Können wir das Fenster umdrehen und auch die andere Seite einsprühen?«

Vorsichtig heben sie und Lucy das Fenster an und wenden es. Nachdem sie es an die Wand gelehnt haben, machen sie, ehrfürchtig beobachtet von Becky, weitere Fotos und Notizen.

»Ich brauchte Ihre Hilfe. Könnten Sie sich da drüben hinstellen?«, fordert Scarpetta sie auf.

Becky tut es.

»Zeigen Sie mir an der Wand die Stelle an, wo die Scherben landen würden, wenn das Fenster an seinem Platz gewesen und jemand dagegengestoßen wäre. Später sehe ich mir die Stelle an, wo das Glas tatsächlich lag, aber ich brauche eine ungefähre Vorstellung.«

Becky berührt die Wand. »Allerdings bin ich nicht sehr groß«, sagt sie.

»Also etwa auf Höhe meines Kopfes«, stellt Scarpetta fest und mustert die zerbrochene Scheibe. »Die Art des Schadens erinnert mich an einen Autounfall, wenn der Fahrer nicht angeschnallt war und mit dem Kopf gegen die Windschutzscheibe geprallt ist. Diese Stelle wurde nicht ausgeschlagen«, sie zeigt auf das Loch im Glas, »sondern hat einfach den Großteil des Stoßes abgekriegt. Ich wette, dass auf dem Boden der Waschküche weitere Glassplitter lagen. Vielleicht auch auf dem Fensterbrett.«

»Ich habe alles eingesammelt. Denken Sie, jemand hat sich an der Scheibe den Kopf gestoßen?«, fragt Becky. »Dann müsste doch auch Blut zu sehen sein.«

»Nicht unbedingt.«

Lucy beklebt eine Seite des Fensters mit braunem Packpapier, öffnet die Tür und bittet Scarpetta und Becky den Raum zu verlassen, damit sie sprühen kann.

»Ich bin Lydia Webster einmal begegnet«, berichtet Becky als sie auf der Veranda stehen. »Als ihre kleine Tochter ertrank, musste ich den Unfallort fotografieren. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mich das mitgenommen hat. Schließlich habe ich auch eine kleine Tochter. Bis heute sehe ich Holly in ihrem violetten Badeanzug, wie sie bäuchlings unter Wasser treibt, weil ihr Haar sich im Abfluss verfangen hatte. Übrigens haben wir Lydias Führerschein gefunden. Wir haben sie zur Fahndung ausgeschrieben,

aber machen Sie sich keine großen Hoffnungen. Sie ist etwa so groß wie Sie, was passen würde, wenn sie gegen die Glasscheibe gestoßen wäre und diese dabei zerbrochen ist. Keine Ahnung, ob Tommy es Ihnen erzählt hat, aber ihre Brieftasche lag hier in der Küche und wurde offenbar nicht angerührt. Ich glaube also nicht, dass unser Täter auf Beute aus war.«

Selbst hier draußen kann Scarpetta das Polyurethan riechen. Sie betrachtet die hohen, von Greisenbart überwucherten Eichen und den blauen Wasserturm, der über die Wipfel der Nadelbäume ragt. Zwei Radfahrer strampeln vorbei und werden langsamer, um zu gaffen.

»Ihr könnt wieder reinkommen.« Lucy erscheint an der Tür und nimmt Schutzbrille und Maske ab.

Das zerbrochene Fenster ist mit einer dicken gelblichen Schaumschicht bedeckt.

»Und was machen wir jetzt damit?«, will Becky wissen und sieht Lucy an.

»Ich würde es gern einwickeln und mitnehmen«, erwidert Scarpetta.

»Und worauf möchten Sie es untersuchen?«

»Ich interessiere mich für den Klebstoff und die elementare und chemische Zusammensetzung der mikroskopischen Spuren, die ihm möglicherweise anhaften. Manchmal weiß man erst, was man sucht, wenn man es gefunden hat.«

»Viel Spaß damit, das Fenster unter ein Mikroskop zu kriegen«, frotzelt Becky.

»Außerdem hätte ich gern die Scherben, die Sie eingesammelt haben«, sagt Scarpetta.

»Und die DNA-Abstriche?«

»Alles, was Sie gern in einem Labor überprüfen lassen würden. Können wir uns jetzt die Waschküche anschauen?«, fragt Scarpetta.

Diese liegt unmittelbar neben der Küche. Das Loch rechts von der Tür, wo nun das Fenster fehlt, wurde mit braunem Papier zugeklebt. Vorsichtig nähert sich Scarpetta der Stelle, überzeugt, dass der Täter hier ins Haus eingedrungen ist. Wie immer tritt sie vor die Tür, späht von draußen in den Raum und lässt die Eindrücke auf sich wirken. Dann erkundigt sie sich, ob die Waschküche bereits fotografiert worden ist. Die Antwort lautet ja. Außerdem wurde der Raum auf Fuß- und Schuhspuren sowie Fingerabdrücke untersucht. An der einen Wand stehen zwei Waschmaschinen und zwei Trockner, alles teure Markengeräte. An der anderen befindet sich ein leerer Hundezwinger. Außerdem ist die Waschküche mit Vorratsschränken und einem großen Tisch möbliert. Der Weidenkorb in der Ecke quillt von schmutziger Wäsche über.

»War die Tür bei Ihrer Ankunft abgeschlossen?«, erkundigt sich Scarpetta. Sie meint die mit Schnitzereien verzierte Tür aus Teakholz, die ins Freie führt.

»Nein. Mrs. Dooley hat sie offen vorgefunden, weshalb sie einfach ins Haus spazieren konnte. Ich denke, der Täter hat die Scheibe herausgeschnitten und durch das Loch gegriffen. Wie Sie sehen« - Becky geht zu dem mit Papier zugeklebten Loch hinüber -, »lässt sich der Riegel leicht erreichen, wenn man die Scheibe entfernt. Deshalb raten wir den Leuten ja immer davon ab, unverschießbare Riegel in der Nähe

von Glasscheiben anzubringen. Aber wenn die Alarmanlage eingeschaltet gewesen wäre ...«

»War sie denn wirklich nicht an?«

»Zumindest nicht, als Mrs. Dooley das Haus betreten hat.«

»Aber über den Zustand der Alarmanlage beim Eintreffen des Täters wissen wir nichts.«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht, insbesondere im Zusammenhang mit dem Glasbruch«, sagt Becky. »Sie wird zwar auch durch Geräusche ausgelöst, das Herausschneiden des Glases war aber vermutlich zu leise.«

»Gehen wir einmal davon aus, dass die Alarmanlage nicht angeschaltet war, als die Glasscheibe zerbrochen wurde, und dass der Täter sich zu diesem Zeitpunkt bereits im Haus befand. Natürlich kann die Scheibe auch schon länger kaputt gewesen sein, obwohl ich das bezweifle.«

»Ich ebenfalls«, stimmt Becky zu. »So etwas würde man doch gleich reparieren lassen, schon allein wegen der Insekten und damit es nicht reinregnet. Außerdem würde kein Mensch die Scherben einfach liegen lassen. Schließlich lebte doch der Hund in der Waschküche. Vielleicht hat Mrs. Webster sich ja gegen den Täter gewehrt und wollte durch die Tür fliehen. Ich weiß nicht, ob Sie schon gehört haben, dass sie gestern Abend versehentlich die Alarmanlage ausgelöst hat. Das kam ziemlich häufig vor, weil sie so betrunken war, dass sie vergaß, sie abzuschalten, bevor sie die Schiebetür öffnete. Dann ging natürlich die Sirene los, und wenn die Sicherheitsfirma anrief, war Mrs. Webster fast immer das Passwort entfallen. Also kam die Polizei.«

»Wurde die Alarmanlage seitdem noch einmal ausgelöst?«, erkundigt sich Scarpetta. »Hatten Sie Gelegenheit, die Daten bei der Sicherheitsfirma abzufragen? Wann ist es denn zum letzten Mal passiert? Um welche Uhrzeit wurde die Alarmanlage zuletzt ein- und wieder ausgeschaltet?«

»Seit dem Fehllarm, den ich gerade erwähnt habe, ist nichts mehr vorgefallen.«

»Haben Ihre Kollegen bei ihrem letzten Besuch vielleicht den weißen Cadillac gesehen?«, fragt Scarpetta.

Becky verneint. Die Beamten könnten sich an kein Auto erinnern. Allerdings stand der Wagen vielleicht in der Garage. »Offenbar hat Mrs. Webster die Alarmanlage am Montag bei Einbruch der Dunkelheit eingeschaltet«, fügt sie hinzu. »Gegen neun wurde sie ausgelöst und anschließend wieder aktiviert. Am nächsten Morgen, also gestern, wurde sie erneut abgestellt.«

»Und danach nicht wieder aktiviert«, ergänzt Scarpetta.

»Richtig. Aber, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, Menschen, die zu viel trinken und Drogen nehmen, haben oft einen seltsamen Tagesablauf. Sie dösen den ganzen Tag vor sich hin und stehen irgendwann mitten in der Nacht auf. Möglicherweise hat sie die Alarmanlage ja um vier Uhr vierzehn abgeschaltet, um den Hund rauszulassen oder eine Zigarette zu rauchen. Der Kerl könnte sie schon seit einer Weile beobachtet und ausspioniert haben. Vielleicht hatte er die Glasscheibe bereits rausgeschnitten und lauerte nun in der Dunkelheit. Auf der fraglichen Seite des Hauses wachsen Bambus und Gebüsch. Die Nachbarn sind nicht da. Also hätte er sich selbst bei brennender Außenbeleuchtung verstecken

können, ohne dass das jemandem aufgefallen wäre. Nur die Sache mit dem Hund wundert mich. Wo mag er bloß stecken?«

»Ich lasse das überprüfen«, sagt Scarpetta.

»Wäre schön, wenn er sprechen und uns bei der Aufklärung des Falls helfen könnte.« Ein Scherz.

»Wir müssen ihn finden. Alles kann ein Hinweis sein.«

»Bestimmt ist er jemandem zugelaufen«, mutmaßt Becky. »Schließlich sind Bassets teure Rassehunde. Außerdem fallen streunende Tiere in dieser Gegend sicher auf. Und da wäre noch etwas: Falls Mrs. Dooley die Wahrheit sagt, muss der Täter ziemlich lange bei Mrs. Webster geblieben sein. Womöglich hat er sie noch einige Stunden lang am Leben gelassen. Die Alarmanlage wurde gestern um vier Uhr vierzehn deaktiviert. Mrs. Dooley hat das Blut und alle anderen Spuren um die Mittagszeit entdeckt - also etwa acht Stunden später, während der Täter vermutlich noch im Haus war.«

Scarpetta untersucht die schmutzigen Kleider im Wäschekorb. Obenauf befindet sich ein locker zusammengelegtes T-Shirt, das sie mit der behandschuhten Hand aufhebt, sodass es sich entfaltet. Es ist feucht und mit Dreck verschmiert. Als Scarpetta sich aufrichtet und einen Blick in das Waschbecken aus Edelstahl wirft, bemerkt sie Wasserflecken. Rings um den Abfluss hat sich eine winzige Pfütze gebildet.

»Ob er wohl damit das Fenster geputzt hat?«, fragt sie. »Es fühlt sich noch immer feucht an und ist schmutzig, als hätte es jemand als Putzlappen benutzt. Am besten stecke ich es in eine Papiertüte und schicke es ins Labor.«

»Wonach sollen die da suchen?«, erkundigt sich Becky.

»Wenn der Täter das T-Shirt in der Hand hatte, können wir vielleicht DNA-Spuren sicherstellen. Vielleicht auch Faserspuren. Wir sollten uns jetzt entscheiden, welches Labor wir nehmen.«

»Das Polizeilabor leistet gute Arbeit, wird aber eine Ewigkeit brauchen. Könnten wir möglicherweise auf Ihr Labor zurückgreifen?«

»Dazu ist es ja da.« Scarpetta mustert die Bedienungskonsole der Alarmanlage neben der Tür, die zum Flur führt. »Ob er die Alarmanlage beim Hereinkommen deaktiviert hat? Ich denke, davon sollten wir ausgehen. Die Anlage wird über einen Touchscreen gesteuert, ausgezeichnet für Fingerabdrücke und vielleicht sogar für DNA.«

»Falls er die Alarmanlage abschalten konnte, muss er Mrs. Webster gekannt haben. Klingt logisch, wenn man bedenkt, wie lange er sich im Haus aufgehalten hat.«

»Das heißt nur, dass ihm vermutlich das Haus vertraut war. Ein Hinweis auf eine persönliche Bekanntschaft ist das nicht«, widerspricht Scarpetta. »Wie lautet die Zahlenkombination?«

»Eins-zwei-drei-vier. Wir nennen so was den *Bitte-Eintreten-Code*. Vermutlich vom Hersteller vorprogrammiert, und sie hat sich nie die Mühe gemacht, ihn zu ändern. Ich muss Tommy fragen.«

Tommy Turkington steht mit Lucy in der Vorhalle. Als Becky ihn auf die Wahl eines Labors anspricht, erwidert er, es sei wirklich erstaunlich, was heutzutage so alles privatisiert würde. In manchen

Dienststellen stünden sogar die Polizisten auf der Gehaltsliste eines Privatunternehmens.

»Bei uns zum Beispiel«, erwidert Lucy und reicht Scarpetta eine gelb getönte Schutzbrille. »In Florida hatten wir auch private Wachleute.«

Becky interessiert sich für den Hartschalenkoffer, der offen auf dem Boden steht. Sie betrachtet die fünf starken Tatortleuchten, die aussehen wie Taschenlampen, die Neun-Volt-Nickelakkus, die Schutzbrillen und das Ladegerät. »Ich flehe den Sheriff schon seit einer Ewigkeit an, uns eine dieser tragbaren Tatortleuchten zu genehmigen. Jede deckt ein anderes Spektrum ab, richtig?«

»Violett, Blau, Blaugrün und Grün«, erwidert Lucy. »Und dann haben wir noch dieses praktische Breitband-Weißlicht« - sie hält es hoch - »mit auswechselbaren Filtern in Blau, Grün und Rot zur Verstärkung von Kontrasten.«

»Und worauf reagiert es?«

»Auf Körperflüssigkeiten, Fingerabdrücke, Drogenreste oder Faserspuren. Das klappt echt prima.«

Lucy wählt ein violettes Licht im Bereich vierhundert bis vierhundertdreißig Nanometer aus und geht mit Becky und Scarpetta ins Wohnzimmer. Die Rollläden sind geöffnet. Durch die Scheibe ist der Pool mit dem schwarzen Grund zu sehen, in dem Holly Webster ertrunken ist. Dahinter erstrecken sich Dünen, Strandhafer und Sand. Das Meer ist ruhig. Im funkelnden Sonnenlicht erinnern die sanften Wellen an kleine silbrige Fische.

»Hier sind jede Menge Fußabdrücke«, stellt Becky fest, als sie sich umschauen. »Von nackten Füßen und von Schuhen, alle recht klein, also wahrscheinlich ihre. Seltsam, dass er das Fenster geputzt hat und den Boden offenbar nicht. Also müssten auf diesem stark glänzenden Stein doch auch Schuhabdrücke von ihm vorhanden sein. Solche Fliesen habe ich noch nie gesehen. Blau wie das Meer.«

»Vermutlich ist dieser Effekt Absicht«, erwidert Scarpetta. »Sodalit, blauer Marmor, vielleicht auch Lapislazuli.«

»Echt? Ich hatte einmal einen Ring aus Lapislazuli. Kaum zu glauben, dass jemand seinen ganzen Fußboden damit fliesen lässt. Offenbar nicht sehr schmutzanfällig«, sagt Becky. »Auch wenn hier anscheinend seit Menschengedenken nicht mehr sauber gemacht wurde. Alles voller Staub und Krümel, so wie auch im ganzen restlichen Haus. Wenn Sie mit einer Taschenlampe in die Ecken leuchten, erkennen Sie es selbst. Deshalb will es mir einfach nicht in den Kopf, wie der Täter es geschafft hat, keinen einzigen Fußabdruck zu hinterlassen. Nicht einmal in der Waschküche, wo er reingekommen ist.«

»Ich schaue mich mal ein bisschen um«, verkündet Lucy. »Wie ist die Lage in der oberen Etage?«

»Mein Eindruck ist, dass sie das Obergeschoss gar nicht bewohnt hat. Jedenfalls war der Täter ganz sicher nicht oben, denn es wurde nichts angerührt. Dort gibt es nur Gästezimmer, eine Bildersammlung und einen Raum, der mit Unterhaltungselektronik vollgestopft ist. So ein Haus ist mir noch nie untergekommen. Bestimmt nett, hier zu wohnen.«

»Mrs. Webster hat sich hier sicher nicht wohl gefühlt«, entgegnet Scarpetta und betrachtet die langen dunklen Haare überall auf dem Boden und die leeren Gläser und die Wodkaflasche auf dem Couchtisch.

»Ich denke, sie ist in diesem Haus niemals glücklich gewesen.«

Madelisa ist noch keine Stunde zu Hause, als es an der Tür läutet.

Früher hätte sie nie gefragt, wer draußen ist.

»Wer ist da?«, ruft sie trotzdem durch die geschlossene Tür.

»Ermittler Pete Marino vom Gerichtsmedizinischen Institut«, erwidert eine tiefe Stimme. Der Akzent klingt nach Nordstaaten.

Madelisa sieht ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt: Die Dame aus dem Haus auf Hilton Head ist tot. Aus welchem Grund sonst sollte ein Mitarbeiter des Gerichtsmedizinischen Instituts bei ihr vor der Tür stehen? Warum musste Ashley nur gleich nach ihrer Heimkehr unbedingt etwas erledigen fahren und sie allein lassen? Und das nach allem, was sie durchgemacht hat! Sie lauscht. Zum Glück verhält sich der Basset im Gästezimmer ruhig. Als Madelisa die Tür öffnet, zuckt sie erschrocken zusammen. Der hünenhafte Mann ist gekleidet wie ein Motorradrocker. Ganz sicher hat er die arme Frau umgebracht und Madelisa bis nach Hause verfolgt, um sie für immer zum Schweigen zu bringen.

»Ich weiß nichts«, stammelt sie und will die Tür zudrücken.

Doch der Killer stellt den Fuß dazwischen und marschiert schnurstracks in die Wohnung. »Nur immer mit der Ruhe«, versucht er sie zu beruhigen, klappt die Brieftasche auf und zeigt ihr seine Marke. »Wie ich schon sagte, ich bin Pete Marino vom Gerichtsmedizinischen Institut.«

Madelisa ist völlig ratlos. Wenn sie jetzt zum Telefon rennt, um die Polizei anzurufen, ist ihr Leben bestimmt keinen Pfifferling mehr wert. Dienstmarken wie diese kann man doch heutzutage an jeder Straßenecke kaufen.

»Warum setzen wir uns nicht und plaudern ein wenig?«, schlägt der Fremde vor. »Ich habe gerade von Ihrem Besuch im Büro des Sheriffs von Beaufort County auf Hilton Head erfahren.«

»Wer hat Ihnen das erzählt?« Madelisa fühlt sich ein wenig erleichtert. »Hat dieser Polizist Sie verständigt? Aber warum denn? Ich habe ihm doch alles gesagt, was ich weiß, auch wenn er mir kein Wort geglaubt hat. Woher haben Sie eigentlich meine Adresse? Das gefällt mir gar nicht. Erst gebe ich den Behörden bereitwillig Auskünfte, und dann verbreiten sie einfach weiter, wo ich wohne.«

»Wir haben ein kleines Problem mit Ihrer Geschichte«, erwidert Pete Marino.

Lucy sieht Scarpetta durch gelbe Brillengläser an.

Inzwischen sind sie im Schlafzimmer. Die Rollläden sind heruntergelassen. Auf der Tagesdecke aus brauner Seide sind im intensiven violetten Licht einige grün fluoreszierende Flecken und Schmierer zu erkennen.

»Sperma vielleicht«, verkündet Lucy. »Könnte auch etwas anderes sein.« Sie leuchtet das Bett ab.

»Speichel, Urin, Hautfette, Schweiß«, antwortet Scarpetta. Sie beugt sich über einen großen schimmernden Fleck. »Ich rieche nichts«, fügt sie hinzu. »Halt die Lampe mal hierhin. Das Problem ist,

dass wir nicht wissen, wann die Tagesdecke zuletzt gereinigt wurde. Offenbar stand der Haushalt nicht sehr hoch auf ihrer Prioritätenliste. Typisch für depressive Menschen. Die Tagesdecke kommt ins Labor. Jetzt brauchen wir nur noch ihre Zahnbürste und ihre Haarbürste. Und natürlich die Gläser vom Couchtisch.«

»Auf der Hintertreppe steht ein voller Aschenbecher«, merkt Lucy an. »Mit ihrer DNA dürften wir also kein Problem haben. Ebenso wenig wie mit ihren Fußspuren und Fingerabdrücken. Der Täter ist es, der uns Rätsel aufgibt. Anscheinend kennt er sich gut aus, aber heutzutage ist ja jeder ein Experte.«

»Nein«, widerspricht Scarpetta. »Die meisten überschätzen sich.«

Als sie die Brille abnimmt, ist das grüne Schimmern auf der Tagesdecke nicht mehr zu sehen. Lucy schaltet die Tatortleuchte aus und entledigt sich ebenfalls ihrer Brille.

»Was jetzt?«, fragt sie.

Scarpetta betrachtet ein Foto, das ihr schon beim Betreten des Schlafzimmers aufgefallen ist: Dr. Seif auf einer Couchgarnitur gegenüber einer hübschen Frau mit langem dunklem Haar. Dazu Fernsehkameras und applaudierende, lächelnde Zuschauer.

»Das war bei ihrem Auftritt in Dr. Selfs Sendung«, erklärt sie. »Aber wie mag dieses Foto entstanden sein?«

Die Aufnahme zeigt Lydia in Begleitung von Drew Martin und einem dunkelhäutigen Mann, den Scarpetta für den Tennistrainer Gianni Lupano hält. Die drei blinzeln lächelnd in die Sonne. Sie stehen auf dem Tennisplatz des Family-Circle-Cup-Tenniszentrums auf Daniel Island unweit von Charleston.

»Wo laufen die Fäden zusammen?«, überlegt Lucy laut. »Lass mich raten: Bei Dr. Seif, der größten Selbstdarstellerin aller Zeiten.«

»Allerdings ist dieses Bild nicht beim letzten Turnier gemacht worden«, stellt Scarpetta fest. »Vergleich mal die beiden Fotos miteinander.« Sie deutet erst auf das Bild von Lydia mit Drew, dann auf das, das sie mit Dr. Seif zeigt. »Merkst du, wie stark sie in der Zwischenzeit abgebaut hat? Sieh nur die Augen.«

Lucy macht Licht im Schlafzimmer.

»Als dieses Foto im Family-Circle-Cup-Stadion aufgenommen wurde, war Lydia eindeutig noch nicht alkoholabhängig und tablettensüchtig«, stellt Scarpetta fest.

»Und sie hat sich auch noch nicht die Haare ausgerissen«, fügt Lucy hinzu. »Ich begreife nicht, wie sich jemand so etwas antun kann. Kopfhaare, Schamhaare. Überall. Auf dem Foto von ihr in der Wanne ist sie fast völlig kahl. Sogar Augenbrauen und Wimpern mussten dran glauben.«

»Trichotillomanie«, sagt Scarpetta. »Eine zwanghafte Störung. Angst. Depressionen. Ihr Leben muss die Hölle gewesen sein.«

»Wenn alle Fäden wirklich bei Dr. Seif zusammenlaufen - was ist dann mit der kanadischen Touristin, die in Bari ermordet wurde? Es weist doch nichts darauf hin, dass sie je in Dr. Selfs Sendung war oder

dass sie sie überhaupt kannte.«

»Vielleicht ist er ja danach erst auf den Geschmack gekommen.«

»Auf was für einen Geschmack?«, fragt Lucy.

»Zivilisten umzubringen«, antwortet Scarpetta.

»Das erklärt noch immer nicht die Verbindung zu Dr. Seif.«

»Die Fotos, die er ihr schickt, weisen darauf hin, dass er seine Verbrechen in eine psychologische Landschaft und in Rituale eingebettet hat. Die Taten sind für ihn zu einem Spiel geworden, das einen bestimmten Zweck verfolgt. So gewinnt er Abstand zu seinen Taten, denn er kann es vermutlich nicht ertragen, sich der Tatsache zu stellen, dass er anderen Menschen auf sadistische Weise Schmerzen zufügt und sie tötet. Deshalb muss er seinen Verbrechen einen Sinn geben und sich an seiner eigenen Schlaueit berauschen.« Scarpetta nimmt einen Block Post-it-Klebezettel aus dem Tatortkoffer. »Er definiert die Morde gewissermaßen zu einem religiösen Akt um. Denn wer im Namen Gottes handelt, kann nichts falsch machen, nicht einmal wenn er Menschen zu Tode steinigt oder sie auf dem Scheiterhaufen verbrennt. Denk nur an die Inquisition oder die Kreuzzüge. An die ideologisch motivierte Unterdrückung von Menschen, die von der Norm abweichen. Gewiss hat der Täter einen Sinn in seine Verbrechen hineininterpretiert. Das ist wenigstens meine Meinung.«

Scarpetta leuchtet das Bett mit einem grellweißen Licht ab und sammelt mit der Klebefläche der Post-its Fasern, mit dem bloßen Auge sichtbare Haare, Staub und Sand ein.

»Dann glaubst du also nicht, dass dieser Typ Dr. Seif an den Kragen will? Ist sie etwa nur eine Statistin in seinem Drama? Hat er sich womöglich nur auf sie eingeschossen, weil es sie gibt, weil sie ständig im Fernsehen auftritt und weil jeder sie kennt?«

Scarpetta verstaut die Post-its in einem Asservatenbeutel aus Plastik, versiegelt diesen mit gelbem Band und beschriftet und datiert es mit Hilfe eines Markierstifts. Dann falten sie und Lucy die Tagesdecke zusammen.

»Ich denke, dass da sehr persönliche Motive im Spiel sind«, erwidert Scarpetta. »Ansonsten gibt man einem Menschen keine Rolle in einer solchen Inszenierung. Allerdings habe ich auch keine Erklärung dafür.«

Lucy reißt ein großes Stück braunes Papier von der Rolle.

»Vielleicht ist er ihr ja auch nie wirklich begegnet. So wie bei Menschen, die sich willkürlich ein prominentes Opfer ausgucken und ihm nachstellen. Oder er kennt sie doch«, spricht Scarpetta weiter. »Ob er in ihrer Show war oder sogar privaten Kontakt mit ihr hatte?«

Sie legen die zusammengefaltete Tagesdecke mitten auf das Papier.

»Du hast recht. Ganz sicher stecken persönliche Motive dahinter«, stimmt Lucy zu. »Vielleicht hat er den Mord an der Frau in Bari ja Dr. Maroni gestanden, in der Hoffnung, dass Dr. Seif es auf diese Weise erfährt. Aber Fehlanzeige. Er sagt es ihr nicht. Und was geht dann wohl in unserem Mann vor?«

»Er fühlt sich noch mehr missachtet.«

»Und was folgt daraus?«

»Er geht immer brutaler vor.«

»Was geschieht, wenn eine Mutter ihrem schwer gestörten und psychisch angeschlagenen Kind nicht genug Aufmerksamkeit schenkt?«, fragt Scarpetta, während sie die Tagesdecke verpackt.

»Lass mich mal überlegen«, antwortet Lucy. »Das Kind entwickelt sich zu jemandem wie mir.«

Scarpetta schneidet ein Stück gelbes Band ab. »Es wäre schrecklich«, sagt sie, »wenn sie Frauen foltert und tötet, die Gäste in ihrer Sendung waren. Oder wenn der Mörder es tut, um ihre Aufmerksamkeit zu erzwingen.«

Der Sechzig-Zoll-Flachbildschirm spricht zu Marino und verrät ihm etwas über Madelisa, das er gegen sie verwenden kann.

»So einen riesigen Plasmabildschirm habe ich noch nie gesehen«, verkündet er.

Sie ist übergewichtig, hat geschwollene Lider und müsste sich dringend einen besseren Zahnarzt suchen, denn ihre Dritten haben Ähnlichkeit mit einem weißen Lattenzaun. Außerdem sollte man ihren Friseur an die Wand stellen. Angespannt kauert sie auf ihrem geblühten Sofa und flicht nervös die Finger ineinander.

»Mein Mann und seine Spielzeuge«, sagt sie. »Keine Ahnung, warum es immer das Größte und Teuerste sein muss.«

»Sicher toll, sich auf so einem Ding ein Spiel anzuschauen. Wenn ich so was hätte, würde ich wahrscheinlich den ganzen Tag vor der Glotze hängen und gar nichts mehr gebacken kriegen.«

Wie er vermutet, verbringt sie tatsächlich ihre Tage damit, reglos vor dem Fernseher vor sich hin zu dämmern.

»Welche Sendungen sehen Sie denn so am liebsten?«, fragt er.

»Ich mag Krimis und Reportagen, in denen es um Verbrechen geht, weil ich meistens gleich weiß, wer der Täter ist. Doch nach dem, was mir jetzt passiert ist, kann ich gewalttätige Filme nicht mehr ertragen.«

»Wenn Sie so viele Krimis sehen, kennen Sie sich bestimmt gut mit Spurensicherung aus«, fährt Marino fort.

»Als ich vor einem Jahr Geschworene war, wusste ich besser Bescheid als der Richter. Der hat sich nämlich nicht unbedingt mit Ruhm bekleckert. Jedenfalls bin ich recht gut informiert.«

»Was ist mit der Wiederherstellung von Bildern?«

»Hab ich schon mal gehört.«

»Zum Beispiel von gelöschten Fotos, Videos und digitalen Aufnahmen.«

»Soll ich Ihnen einen Eistee machen?«

»Vielleicht später.«

»Ich glaube, Ashley wollte etwas von Jimmy Dengate mitbringen. Haben Sie schon mal ein Brathähnchen von dort gegessen? Er müsste jeden Moment zurück sein. Möchten Sie vielleicht mit uns essen?«

»Was ich möchte, ist, dass Sie jetzt endlich aufhören, vom Thema abzulenken. Dank der Wiederherstellung von Bildern ist es nämlich nahezu unmöglich, eine digitale Aufnahme auf einer CD oder einem USB-Stick endgültig zu beseitigen. Man kann löschen, so lange man lustig ist. Wir schaffen es trotzdem, sie zu rekonstruieren.« Das stimmt zwar nicht ganz, aber Marino hat keine Skrupel, zu lügen.

Madelisa macht ein Gesicht wie eine Maus in der Falle.

»Sie wissen doch sicher, was ich meine«, fährt Marino fort. Er hat sie zwar jetzt so weit, aber auch ein schlechtes Gewissen, weil er sie so bedrängt. Außerdem ist er nicht sicher, was er eigentlich sucht.

Als Scarpetta ihn vor einer Weile angerufen und ihm mitgeteilt hat, Officer Turkington fände Mr. Dooleys angeblich gelöschte Aufnahmen verdächtig - aus welchem Grund hat er wohl während der Vernehmung ständig darauf herumgehackt? -, hat er versprochen, der Sache auf den Grund zu gehen. Im Moment würde Marino ihr jeden Wunsch von den Augen ablesen, nur damit sie ihn nicht verstößt. Er hat sich noch immer nicht von dem Schrecken erholt, dass sie sich überhaupt bei ihm gemeldet hat.

»Was wollen Sie eigentlich von mir?«, fragt Madelisa mit Tränen in den Augen. »Ich habe dem Polizisten doch schon alles erzählt.«

Immer wieder blickt sie an Marino vorbei in den hinteren Teil des kleinen gelben Hauses. Gelbe Tapete, gelber Teppich. So viel Gelb ist Marino noch nie untergekommen. Es sieht aus, als hätte ein Innenarchitekt alles angepinkelt, was die Dooleys besitzen.

»Ich habe die Wiederherstellung von Fotos erwähnt, weil Ihr Mann, soweit ich informiert bin, einen Teil des am Strand aufgenommenen Films gelöscht hat«, sagt Marino, ohne sich von ihren Tränen rühren zu lassen.

»Nur die Stelle, wo ich ohne Erlaubnis vor dem Haus stehe. Das ist alles. Schließlich habe ich es nicht geschafft, mir eine Erlaubnis zu besorgen. Wie sollte ich auch. Jedenfalls habe ich es versucht. Ich bin ja gut erzogen.«

»Sie und Ihre Erziehung interessieren mich einen feuchten Dreck. Ich will nur wissen, warum Sie mir und der Polizei etwas vorlügen.« Marino beugt sich vor. »Ich merke doch, dass Sie nicht ehrlich mit mir sind. Und woran? Weil es wissenschaftliche Erkenntnisse gibt.«

Marino fischt im Trüben, denn es ist beileibe kein Kinderspiel, einmal gelöschte Aufnahmen auf einem Digitalrecorder wiederherzustellen. Wenn es überhaupt klappt, ist es zumindest eine ziemlich mühselige und langwierige Angelegenheit.

»Bitte nicht!«, fleht sie. »Es tut mir ja wirklich leid, aber bitte nehmen Sie ihn mir nicht weg. Ich liebe ihn doch so sehr.«

Marino hat keine Ahnung, von wem sie redet. Von ihrem Mann vielleicht? Wen könnte sie sonst meinen?

»Was ist, wenn ich ihn Ihnen nicht wegnehme?«, entgegnet er deshalb. »Wie soll ich das erklären, wenn man mich danach fragt?«

»Tun Sie einfach so, als hätten Sie nie von ihm gehört.« Sie schluchzt noch heftiger. »Es ist doch nicht weiter wichtig. Er hat nichts getan. Oh, der arme Kleine. Wer weiß, was er durchgemacht hat? Er hat gezittert, war voller Blut und hatte solche Angst, dass er weggelaufen ist. Sie wissen genau, was passiert, wenn Sie ihn mitnehmen. Man wird ihn einschläfern. Bitte, bitte, bitte, ich möchte ihn so gern behalten!«

»Warum war er denn voller Blut?«, fragt Marino.

Im Badezimmer lässt Scarpetta den Schein der Taschenlampe rasch über den Fußboden aus Onyx gleiten, der die Farbe von Tigerauge hat.

»Die Abdrücke von nackten Füßen«, verkündet sie und bleibt an der Tür stehen. »Recht klein. Vermutlich wieder von ihr. Und noch mehr Haare.«

»Wenn Madelisa Dooley die Wahrheit sagt, muss er hier drin hin und her gegangen sein. Wirklich seltsam«, sagt Becky als Lucy mit einem kleinen blau-gelben Kästchen und einer Flasche sterilem Wasser erscheint.

Scarpetta tritt ins Bad, zieht den getigerten Duschvorhang zurück und leuchtet in die tiefe Kupferwanne. Nichts. Im nächsten Moment jedoch fällt ihr etwas auf. Sie hebt den Gegenstand auf, der wie eine Keramikscherbe aussieht und zwischen einem Stück weißer Seife und der am Rand der Wanne eingehakten Seifenschale klemmt. Dann zückt sie ihre Juwelierlupe.

»Ein Stück von einer Zahnkrone«, stellt sie fest. »Kein Porzellan, sondern ein Provisorium, das irgendwie zu Bruch gegangen ist.«

»Wo mag wohl der Rest stecken?«, fragt Becky, geht auf der Schwelle in die Knie und leuchtet mit ihrer Taschenlampe in alle Ecken. »Natürlich könnte sie auch schon länger dort gelegen haben.«

»Vielleicht wurde die restliche Krone ja den Abfluss hinuntergespült. Wir sollten im Knie nachschauen. Sie könnte überall sein.« Scarpetta glaubt, an der Scherbe - fast die Hälfte einer Krone und allem Anschein nach von einem Schneidezahn stammend - Spuren von eingetrocknetem Blut zu erkennen. »Wissen wir, ob Lydia Webster in letzter Zeit beim Zahnarzt war?«

»Das kann ich überprüfen. Auf der Insel gibt es nicht viele Zahnärzte. Falls ihr Arzt seine Praxis also nicht auswärts hat, sollte es rasch festzustellen sein.«

»Der Besuch muss in allerjüngster Zeit stattgefunden haben«, fährt Scarpetta fort. »Ganz gleich, wie sehr man sich in Sachen Körperpflege auch gehenlässt, eine zerbrochene Krone kann man nicht ignorieren, vor allem nicht an einem Schneidezahn.«

»Ob sie von ihm ist?«, merkt Lucy an.

»Das wäre sogar noch besser«, antwortet Scarpetta. »Wir brauchen einen kleinen Papierumschlag.«

»Ich hole ihn«, er bietet sich Lucy.

»Ich kann sonst nichts erkennen. Falls die Krone hier zerbrochen ist, ist der Rest nirgendwo zu sehen. Vielleicht befindet er sich ja noch am Zahn. Ich habe mir mal eine Krone abgebrochen. Ein Teil davon hing an dem kleinen Stummel, der von meinem Zahn noch übrig ist.« Becky blickt an Scarpetta vorbei zur Kupferwanne. »Hier haben wir das größte falschpositive Ergebnis der Weltgeschichte«, fügt sie hinzu. »Etwas ganz Neues für die Fachbücher. Endlich ergibt sich mal eine Gelegenheit, Luminol anzuwenden, und dann sind die verdammte Wanne und das Waschbecken aus Kupfer. Tja, das können wir wohl vergessen.«

»Ich nehme kein Luminol mehr«, erwidert Scarpetta, als sei sie von der oxidierenden Substanz bitter enttäuscht worden.

Bis vor kurzem war Luminol aus der Kriminaltechnik nicht wegzudenken. Auch Scarpetta hat es selbstverständlich benutzt, um nicht mehr sichtbare Blutspuren zutage zu fördern. Mit einer Sprühflasche Luminol lassen sich selbst weggewaschene oder übergestrichene Blutflecken meist rasch feststellen, da es sie zum Leuchten bringt. Allerdings hat diese Methode auch ihre Tücken, denn wie ein Hund, der alle Nachbarn unterschiedslos mit einem Schwanzwedeln begrüßt, reagiert Luminol nicht nur auf das Hämoglobin im Blut, sondern leider auch auf viele andere Dinge wie Farben, Lacke, Rohrfrei, Bleiche, Löwenzahn, Disteln, Myrte und Mais. Und natürlich auch auf Kupfer.

Lucy holt einen kleinen Behälter Hemastix-Teststreifen, um eventuell vorhandene Blutspuren nachzuweisen. Währenddessen öffnet Scarpetta eine Blue-Star-Magnum-Schachtel und entnimmt ihr eine braune Glasflasche, ein Folienpäckchen und eine Sprühflasche.

»Es ist stärker, hält länger vor und muss nicht bei völliger Dunkelheit angewendet werden«, erklärt sie Becky. »Und da es kein Natriumperborat-Tetrahydrat enthält, ist es nicht toxisch. Man kann es auch auf Kupfer benutzen, da die Reaktion sich in Intensität und Farbspektrum von Blut unterscheidet.«

Bis jetzt fehlt im Schlafzimmer von Blut noch jede Spur. Obwohl Madelisa Blut gesehen haben will, hat selbst das intensivste Weißlicht auch nicht den kleinsten Blutfleck sichtbar gemacht. Allerdings wundert das Scarpetta inzwischen nicht mehr, denn der Täter hat nach Madelisas Flucht aus dem Haus offenbar gründlich sauber gemacht. Scarpetta stellt die Düse der Sprühflasche auf ganz fein ein, gießt 1,2 Milliliter steriles Wasser in die Flasche und gibt zwei Tabletten dazu. Nachdem sie einige Minuten vorsichtig mit einer Pipette umgerührt hat, fügt sie Natriumhydroxid-Lösung aus der braunen Flasche hinzu.

Dann fängt sie an zu sprühen. Überall im Raum entsteht ein Muster aus leuchtend kobaltblauen Flecken, Schmierern und Formen. Einige Zeit später, Scarpetta ist inzwischen mit dem Aufräumen fertig und packt gerade ihren Tatortkoffer zusammen, läutet ihr Mobiltelefon. Es ist der Fingerabdruck-Experte aus Lucys Labor.

»Sie werden es nicht glauben«, beginnt er.

»Sie dürfen niemals ein Gespräch mit diesem Satz anfangen, wenn Sie es nicht ernst meinen.« Scarpetta

macht keine Witze.

»Es geht um den Abdruck auf der Goldmünze.« Der Mann ist aufgeregt und spricht schnell. »Wir haben eine Übereinstimmung festgestellt, und zwar mit den Fingerspuren des nicht identifizierten kleinen Jungen, der auf Hilton Head gefunden wurde.«

»Sind Sie sicher? Da müssen Sie sich vertan haben. Das ist unmöglich.«

»Es besteht aber kein Zweifel.«

»Wollen Sie sich wirklich darauf festlegen? Ich vermute eher, dass ein Irrtum vorliegt«, entgegnet Scarpetta.

»Ausgeschlossen. Ich habe alles mit den Fingerabdrücken auf der Karte verglichen, die Marino der Leiche in der Autopsie abgenommen hat, und alles noch einmal mit eigenen Augen überprüft. Die Details des teilweise erhaltenen Fingerabdrucks auf der Münze stimmen mit dem Abdruck des rechten Daumens des Jungen überein. Irrtum ausgeschlossen.«

»Ein Fingerabdruck auf einer Münze, die mit Leim bedampft wurde? Ich begreife nicht, wie das möglich sein kann.«

»Glauben Sie mir, ich verstehe Ihre Zweifel. Schließlich ist allgemein bekannt, dass die Fingerabdrücke von Kindern vor der Pubertät nicht haltbar genug sind, um sie zu bedampfen, weil sie hauptsächlich aus Wasser bestehen, also aus Schweiß anstelle von den Fetten, Aminosäuren und anderen Substanzen, die sich erst bei Erwachsenen finden. Ich jedenfalls habe noch nie die Fingerabdrücke eines Kindes bedampft und es bis jetzt auch für unmöglich gehalten. Aber der Abdruck stammt von einem Kind, und zwar zweifelsfrei von dem, das bei Ihnen in der Autopsie liegt.«

»Vielleicht hat es sich ganz anders abgespielt. Ob die Münze doch nicht bedampft worden ist?«, wendet Scarpetta ein.

»Muss sie aber. Denn in die Rillen hat sich eine Substanz eingeprägt, die eindeutig nach Superglue aussieht. Eben so, als wäre die Münze bedampft worden.«

»Möglicherweise hatte der Junge ja Leim an den Fingern, als er die Münze angefasst hat«, meint Scarpetta. »So könnte der Fingerabdruck auch zustande gekommen sein.«

Neun Uhr abends. Heftiger Regen prasselt auf die Straße vor Marinos Fischerhütte.

Lucy ist klatschnass, als sie den mit einem drahtlosen Empfänger verbundenen, als iPod getarnten MP3-Recorder einschaltet. In genau sechs Minuten wird Scarpetta Marino anrufen. Im Moment streitet er mit Shandy. Jedes Wort der Auseinandersetzung wird von der im USB-Stick in seinem Computer versteckten Wanze aufgefangen.

Schwere Schritte. Die Kühlschranktür geht auf. Das Ploppgeräusch einer Dose, die geöffnet wird. Wahrscheinlich Bier.

Shandys zornige Stimme schrillt in Lucys Kopfhörer. »... Lüg mich nicht an. Ich warne dich. So plötzlich? Aus heiterem Himmel beschließt du, dass du doch keine feste Beziehung willst? Wer behauptet übrigens, dass ich auf eine Beziehung mit dir scharf bin? Ein Arschloch wie dich sollte man in die Klappe einweisen. Vielleicht kann der Verlobte deiner großen Chefin dir ja einen Sonderpreis für ein Zimmer machen.«

Er hat ihr von Scarpettas Verlobung mit Benton erzählt. Shandy trifft zielsicher Marinos Schwachstellen, was bedeutet, dass sie seine wunden Punkte sehr gut kennen muss. Lucy fragt sich, wie oft sie dieses Wissen schon gegen ihn verwendet und ihn damit gequält hat.

»Ich bin nicht dein Privateigentum. Und da ich keine Lust habe, zu warten, bis du mich satthast, ist es wohl besser, wenn ich dich zuerst rausschmeiße!«, brüllt er. »Du tust mir nicht gut. Nur deinetwegen habe ich angefangen, diese dämlichen Hormone zu nehmen. Ein Wunder, dass ich noch keinen Schlaganfall hatte. Schau, was in einer guten Woche alles passiert ist. Was wird wohl in einem Monat sein? Hast du für mich schon einen Friedhof ausgesucht? Oder legst du es vielleicht darauf an, dass ich im Knast lande, weil ich irgendwann durchknalle und Mist baue?«

»Vielleicht hast du ja schon Mist gebaut.«

»Ach, verpiss dich!«

»Was will ich eigentlich von einem altersschwachen, verfetteten Wichser wie dir? Du kriegst ja nicht einmal mit diesen *dämlichen Hormonen* einen hoch!«

»Halt doch das Maul, Shandy. Ich habe genug davon, mich von dir runterputzen zu lassen, kapiert? Ich bin nicht die Flasche, für die du mich hältst. Warum haust du nicht ab, wenn ich so ein Idiot bin? Ich brauche Platz und Zeit zum Nachdenken. Momentan ist alles ein totales Chaos. Bei der Arbeit läuft es beschissen. Ich rauche wieder, treibe keinen Sport mehr, trinke zu viel und nehme Medikamente. Mein Leben geht den Bach runter. Und du tust nichts weiter, als mich immer tiefer reinzureiten.«

Sein Mobiltelefon läutet. Da er das Gespräch nicht annimmt, klingelt es immer weiter.

»Geh endlich ran!«, zischt Lucy, während schwere Regentropfen vom Himmel fallen.

»Ja«, hallt seine Stimme in ihrem Kopfhörer.

Gott sei Dank. Eine Weile lauscht Marino wortlos. »Das kann nicht sein«, sagt er schließlich zu Scarpetta.

Obwohl Lucy Scarpettas Antwort nicht hören kann, weiß sie, was sie sagt. Sie erklärt Marino, NIBIN und IAFIS hätten, was die Seriennummer des .38er Colt und die Fingerabdrücke an Waffe und Patronen, die Bull in der Gasse gefunden hat, angeht, keinen Treffer erbracht.

»Und was ist mit *ihm*?«, fragt Marino.

Die Rede ist von Bull. Scarpetta kann diese Frage nicht beantworten, denn da Bull kein verurteilter Straftäter ist, sind seine Fingerabdrücke natürlich nicht in IAFIS gespeichert. Seine vorläufige Festnahme vor ein paar Wochen zählt nicht. Falls der Colt tatsächlich ihm gehört, aber weder gestohlen ist noch je bei einer Straftat verwendet wurde und danach wieder in Umlauf geraten ist, ist darüber in NIBIN nichts zu finden. Scarpetta hat Bull bereits erklärt, dass es hilfreich wäre, wenn er sich zu Vergleichszwecken die Fingerabdrücke abnehmen ließe. Doch bis jetzt hat er noch nicht die Zeit dazu gefunden. Ihn daran zu erinnern ist ihr auch noch nicht gelungen, da sie ihn nicht erreichen kann. Seit der Untersuchung von Lydia Websters Haus haben sie und Lucy schon mehrmals bei ihm angerufen. Laut Aussage seiner Mutter ist er mit dem Boot unterwegs, um Austern zu fischen. Warum er das ausgerechnet bei diesem Wetter tut, ist allerdings rätselhaft.

»Hmmm.« Marinos Stimme hallt in Lucys Ohr. Er geht im Zimmer auf und ab. Offenbar kann er in Shandys Gegenwart nicht frei sprechen.

Der Plan ist, dass Scarpetta Marino von dem teilweise erhaltenen Fingerabdruck auf der Goldmünze erzählt. Vielleicht tut sie das ja gerade, denn er schnappt überrascht nach Luft.

»Schön, das zu wissen«, brummt er dann.

Danach schweigt er wieder, und Lucy hört ihn hin und her tigern. Schließlich nähert er sich dem Computer mit dem USB-Stick, und ein Stuhl scharrt über den Boden, so als nähme er Platz. Shandy ist still. Vermutlich versucht sie zu erraten, worüber er redet und mit wem.

»Gut«, erwidert er nach einer Weile. »Können wir das später besprechen? Ich bin gerade beschäftigt.«

Nein. Lucy ist sicher, dass ihre Tante ihn zwingen wird, beim Thema zu bleiben oder ihr wenigstens zuzuhören. Sie wird das Gespräch nicht beenden, ohne ihn zuvor daran zu erinnern, dass er seit einer Woche einen alten Morgan-Silberdollar an einer Kette um den Hals trägt. Vielleicht besteht ja ein Zusammenhang zu der Goldmünze - ebenfalls an einer Kette -, die sich irgendwann in der Hand des toten kleinen Jungen befunden haben muss, der nun in Scarpettas Kühlkammer liegt. Wo mag Marino diese protzige neue Kette herhaben? Allerdings erhält sie keine Antwort auf ihre Frage. Das ist auch schlecht möglich, weil Shandy neben ihm steht und lauscht. Während Lucy in der Dunkelheit wartet, der Regen ihre Kappe durchweicht und das Wasser ihr in den Kragen ihrer Nylonjacke sickert, denkt sie an das, was Marino ihrer Tante angetan hat. Das gnadenlose, taube Gefühl meldet sich zurück.

»Ja, schon gut, kein Problem«, sagt Marino. »Wie ein reifer Apfel vom Baum.«

Lucy nimmt an, dass ihre Tante sich bei ihm bedankt. Ein Witz, dass sie ihm dankbar sein muss! Wie zum Teufel kann sie sich bei ihm für irgendetwas bedanken? Lucy kennt zwar den Grund, aber es widert

sie dennoch an. Scarpetta ist froh, dass Marino bereit war, sich Madelisa vorzuknöpfen, denn nun wissen sie, dass der Basset bei ihr ist. Außerdem hat sie Marino die Shorts mit den Blutflecken gezeigt. Der Hund hatte Blut am Fell. Und dass Madelisa sich die Hände an den Shorts abwischen musste, heißt, dass es noch frisch war. Also ist sie unmittelbar nach dem Verbrechen am Tatort eingetroffen. Marino hat die Shorts mitgenommen. Den Hund hat er ihr gelassen und ihr versprochen, zu behaupten, der Mörder hätte den Basset gestohlen, ihn vermutlich getötet und den Kadaver irgendwo vergraben. Wirklich erstaunlich, wie nett und ritterlich er zu Frauen sein kann, die er nicht näher kennt.

Der Regen fällt gnadenlos. Eiskalte Finger klopfen auf Lucys Schädel. Sie läuft hin und her, achtet aber darauf, dass Marino und Shandy sie nicht sehen können, falls sie zufällig ans Fenster treten. So dunkel es auch sein mag, Lucy geht kein Risiko ein. Inzwischen hat Marino das Telefonat beendet.

»Du hältst mich wohl für total verblödet! Glaubst du, ich hätte nicht gemerkt, mit wem du redest und dass du aufpasst, damit ich nicht mitkriege, was du sagst? Die Heimlichtuerei kannst du vergessen!«, kreischt Shandy. »Als ob ich so doof wäre, auf das Theater reinzufallen. Du hast mit der großen Chefin telefoniert!«

»Das geht dich einen Scheißdreck an! Wie oft soll ich dir noch sagen, dass ich telefonieren kann, mit wem ich will?«

»Natürlich geht es mich etwas an. Schließlich hast du die Nacht mit ihr verbracht, du verlogener Wichser. Ich habe früh am nächsten Morgen dein verdammtes Motorrad vor ihrer Tür gesehen. Du willst mich wohl für dumm verkaufen! Hat es wenigstens Spaß gemacht? Ich weiß doch, wie sehr du auf sie stehst. War es schön, du verblödetes, fettes Arschloch?«

»Keine Ahnung, wer dir die Flausen in dein verwöhntes Köpfchen gesetzt hat, dass alles auf der Welt deine Angelegenheit ist. Lass mich endlich in Ruhe, kapiert?«

Nach weiteren üblen Beschimpfungen stürmt Shandy türenknallend aus dem Haus. Aus ihrem Versteck beobachtet Lucy, wie sie zornig zu ihrem Motorrad marschiert, das unter Marinos Fischerhütte steht. Wütend zerrt sie das Motorrad durch den sandigen kleinen Vorgarten und braust mit aufheulendem Motor davon in Richtung Ben Sawyer Bridge. Lucy wartet ein paar Minuten und lauscht, um sicherzugehen, dass Shandy nicht zurückkommt. Bis auf das Rauschen des Straßenverkehrs in der Ferne und das Prasseln der Regentropfen herrscht Stille. Sie klopft an Marinos Tür. Er reißt sie auf, und plötzlich wirkt seine aufgebrachte Miene verdutzt, während nacheinander verschiedene Gefühle in seinen Augen zu sehen sind wie die Symbole auf den Walzen eines Spielautomaten.

»Was machst du denn hier?«, fragt er und blickt über ihre Schulter, als befürchte er, Shandy könnte wieder aufkreuzen.

Lucy tritt in seinen schäbigen Schlupfwinkel, den sie besser kennt, als er ahnt. Sie stellt fest, dass der USB-Stick noch immer im Computer steckt. Der falsche iPod samt Ohrhörer befindet sich inzwischen in einer Tasche ihrer Regenjacke. Währenddessen schließt Marino die Tür und stellt sich davor. Von Minute zu Minute wirkt er verlegener. Lucy lässt sich auf der modrig riechenden Couch nieder.

»Ich habe gehört, dass du Shandy und mir nachspioniert hast, als wir in der Leichenhalle waren. Seit wann übernimmst du die Methoden des Heimatschutz-Ministeriums?«, geht er sofort zum Angriff über, offenbar in der Annahme, dass sie deswegen hier ist. »Du solltest inzwischen klug genug sein, mit mir

nicht so einen Mist abzuziehen.«

Er glaubt anscheinend wirklich, sie einschüchtern zu können, obwohl er aus Erfahrung wissen müsste, dass das vergebliche Liebesmüh ist. Es hat nicht einmal in ihrer Kindheit geklappt oder als sie ein Teenager war und er sie gehänselt, verspottet und manchmal sogar mit Liebesentzug bestraft hat.

»Ich habe schon mit Doc Scarpetta darüber gesprochen«, fährt Marino fort. »Das Thema ist erledigt. Also brauchst du jetzt nicht mehr darauf rumzuhacken.«

»Lind du hast tatsächlich nur mit ihr geredet?« Lucy beugt sich vor, nimmt die Glock aus dem Knöchelhalfter und richtet sie auf Marino. »Nenn mir einen guten Grund, warum ich dich nicht abknallen soll«, sagt sie tonlos.

Er schweigt.

»Einen einzigen guten Grund«, wiederholt Lucy. »Du und Shandy, ihr habt euch gerade gestritten wie die Kesselflicker. Man konnte ihr Gekreische bis raus auf die Straße hören.«

Sie steht auf, geht zu einem Tisch hinüber, öffnet eine Schublade, holt den .375er Smith & Wesson heraus, den sie gestern Abend dort gesehen hat, und lässt die Glock dann wieder in das Knöchelhalfter gleiten. Dann bedroht sie Marino mit seiner eigenen Waffe.

»Hier wimmelt es überall von Shandys Fingerabdrücken. Vermutlich sind auch ausreichend DNA-Spuren von ihr da. Ihr beide habt Zoff, sie erschießt dich und fährt auf ihrem Motorrad davon. Manche Weiber sind wirklich krankhaft eifersüchtig ...«

Sie spannt den Hahn. Marino zuckt nicht mit der Wimper. Er wirkt völlig unbeteiligt.

»*Einen* guten Grund«, sagt sie.

»Ich habe keinen«, erwidert er. »Los, drück schon ab. Ich wollte sie, sie hatte keine Lust.« Er meint Scarpetta. »Sie hätte mitmachen sollen. Hat sie aber nicht. Also los. Ist mir egal, ob Shandy in Verdacht gerät. Ich gebe dir sogar einen Tipp: In meinem Schlafzimmer liegt Unterwäsche, voll mit ihrer DNA. Mehr als ihre DNA an der Waffe brauchen sie nicht. Schließlich wissen alle in der Kneipe, wie sie drauf ist. Am besten fragst du Jess. Es würde niemanden wundern.«

Im nächsten Moment verstummt er, und sie verharren beide reglos. Er steht mit hängenden Armen an der Tür, Lucy sitzt, den Revolver auf seinen Kopf gerichtet, auf dem Sofa. Dass sie es nicht nötig hat, ein größeres Ziel wie zum Beispiel seine Brust anzuvisieren, ist ihm sehr wohl bewusst.

Sie lässt die Waffe sinken. »Setz dich«, befiehlt sie.

Er nimmt auf dem Stuhl vor dem Computer Platz. »Ich hätte mir denken können, dass sie es dir erzählt«, sagt er.

»Es sollte dir eine Menge über sie verraten, dass sie es nicht getan hat. Sie hat kein Wort darüber verloren und versucht weiter, dich zu schützen. Ist das nicht unfassbar?«, entgegnet Lucy. »Hast du eigentlich gesehen, was du mit ihren Handgelenken angestellt hast?«

Anstelle einer Antwort fangen seine blutunterlaufenen Augen plötzlich an zu glänzen. Lucy hat ihn noch nie weinen gesehen.

»Rose hat es gleich bemerkt«, fährt Lucy fort. »Und heute Morgen im Labor habe ich die Blutergüsse an Tante Kays Handgelenken mit eigenen Augen gesehen. Ich wiederhole: Was willst du deswegen unternehmen?«

Sie hat Mühe, die Bilder der Szene zwischen ihm und ihrer Tante beiseitezuschieben, die vor ihrem geistigen Auge entstehen. Die bloße Vorstellung, dass er sie begafft und angetatscht haben könnte, löst in Lucy noch mehr Zorn aus, als wenn sie selbst das Opfer gewesen wäre. Sie betrachtet seine riesigen Hände und seinen Mund und bemüht sich, nicht an das zu denken, was er Scarpetta angetan hat.

»Was geschehen ist, kann man nicht rückgängig machen«, antwortet er. »So einfach ist das. Ich verspreche dir, dass sie meine Anwesenheit nie wieder erdulden muss. Ihr seid mich endgültig los. Natürlich steht es dir frei, mich wie angedroht zu erschießen, und du wirst wie immer ungeschoren davonkommen. Schließlich bist du ja Spezialistin auf diesem Gebiet. Los, drück schon ab. Wenn ein anderer Kerl so etwas mit ihr gemacht hätte, würde ich ihn jedenfalls umlegen. Er wäre schon längst nicht mehr am Leben.«

»Du jämmerlicher Feigling! Dann entschuldige dich wenigstens bei ihr, anstatt wegzulaufen oder mich so lange zu provozieren, bis ich dir den Selbstmord abnehme.«

»Was nützt es noch, wenn ich mit ihr rede? Es ist vorbei. Das ist der Grund, warum ich alles erst erfahre, wenn es längst passiert ist. Niemand hat es für nötig gehalten, mich anzurufen und nach Hilton Head zu bestellen.«

»Jetzt sei nicht kindisch. Immerhin hat Tante Kay dich gebeten, Madelisa Dooley zu befragen. Ich habe meinen Ohren nicht getraut. Es kotzt mich an.«

»Sie wird mich nie wieder um etwas bitten. Nicht nach deinem Besuch hier. Ich will nichts mehr von euch beiden hören!«, brüllt Marino. »Es ist aus!«

»Erinnerst du dich eigentlich an das, was du getan hast?«

Er schweigt. Offenbar lautet die Antwort ja.

»Sag, dass es dir leidtut«, fordert sie ihn auf. »Erklär ihr, du seist so betrunken gewesen, dass du nicht Herr deiner Sinne gewesen bist. Jetzt sei es dir wieder eingefallen. Du könntest es zwar nicht ungeschehen machen, aber du würdest sie um Verzeihung bitten. Und dann überlass den Rest ihr. Sie wird dir nicht den Kopf abreißen. Nicht einmal zum Teufel jagen wird sie dich. Sie ist nämlich ein besserer Mensch als ich.« Lucys Griff um die Waffe wird fester. »Warum? Erklär mir einfach nur den Grund. Du warst doch schon öfter in ihrer Gegenwart betrunken und Millionen von Malen mit ihr allein. Sogar in Hotelzimmern. Warum? Wie konntest du so etwas tun?«

Als er sich eine Zigarette anzündet, zittern seine Hände. »Es kommen alle möglichen Gründe zusammen. Ich weiß, dass es keine Entschuldigung dafür gibt. Ich war absolut neben der Spur. Aus verschiedenen Gründen. Es ist eigentlich unwichtig. Als sie zurückkam, hatte sie den Ring am Finger. Ich weiß nicht.«

»Und ob!«

»Ich hätte die E-Mails an Dr. Seif nie schreiben dürfen. Die Frau hat mich ganz wirr gemacht. Und dann ist Shandy aufgekreuzt. Medikamente. Alkohol. Es ist, als wäre plötzlich ein Ungeheuer in mir zum Leben erwacht«, sagt Marino. »Keine Ahnung, woher es kam.«

Empört steht Lucy auf, schleudert den Revolver auf die Couch und marschiert an ihm vorbei zur Tür.

»So hör mich doch an!«, fleht er. »Shandy hat mir das Zeug besorgt. Ich bin nicht der Erste, dem sie es gegeben hat. Der letzte Kerl hatte drei Tage lang einen Ständer. Das fand sie witzig.«

»Was für Zeug?« Allerdings kennt Lucy die Antwort.

»Das Hormon-Gel. Es macht mich ganz verrückt, so als ob ich jeden durchvögeln und umbringen wollte. Sie ist unersättlich. Noch nie war ich mit einer Frau zusammen, die so wenig genug kriegen kann wie sie.«

Mit verschränkten Armen lehnt Lucy sich an den Türstock. »Das Testosteron wurde von einem zwielichtigen Proktologen in Charlotte verschrieben.«

Marino verzieht überrascht das Gesicht. »Woher weißt du ...« Seine Miene verfinstert sich. »Aha, ich verstehe. Du hast hier rumgeschnüffelt. Das hätte ich mir gleich denken können.«

»Wer ist das Arschloch auf dem Chopper, Marino? Der Mistkerl, den du beinahe auf dem Parkplatz des *Kick 'N Horse* umgelegt hättest? Der Typ, der angeblich will, dass Tante Kay stirbt oder aus der Stadt verschwindet?«

»Schön, wenn ich das wüsste.«

»Ich glaube, du weißt es ganz genau.«

»Das ist die Wahrheit, Ehrenwort. Shandy kennt ihn anscheinend. Bestimmt ist sie diejenige, die Scarpetta aus der Stadt vertreiben will. Diese verdammte eifersüchtige Schlampe.«

»Möglicherweise steckt auch Dr. Seif dahinter.«

»Keine Ahnung.«

»Vielleicht hättest du die verdammte eifersüchtige Schlampe überprüfen sollen, bevor du dich auf sie eingelassen hast«, zischt Lucy. »Vielleicht waren die E-Mails an Dr. Seif, um Tante Kay eins auszuwischen, ein Spiel mit dem Feuer. Aber vermutlich warst du gedanklich voll und ganz damit ausgelastet, dich mit Testosteron einzuschmieren, rumzuvögeln und meine Tante zu vergewaltigen.«

»Das habe ich nie getan!«

»Wie würdest du es dann nennen?«

»Das Schlimmste, was ich je angerichtet habe«, erwidert Marino.

Lucy fixiert ihn weiter mit Blicken. »Woher hast du die Kette mit dem Silberdollar, die du da um den Hals trägst?«

»Das weißt du doch selbst.«

»Hat Shandy dir je erzählt, dass in das Haus ihres Kartoffelchip-Daddy kurz vor ihrem Umzug hierher eingebrochen wurde? Genau genommen unmittelbar nach seinem Tod. Die Täter haben die Münzsammlung und ein bisschen Bargeld erwischt. Obwohl die Polizei davon ausging, dass die Einbrecher sich im Haus auskannten, konnten sie sie nie dingfest machen.«

»Die Goldmünze, die Bull gefunden hat«, ergänzt Marino. »Eine Goldmünze hat sie nie erwähnt. Die einzige Münze, die ich je zu Gesicht gekriegt habe, ist die silberne hier. Warum bist du so sicher, dass nicht Bull sie verloren hat? Schließlich hat er die Leiche des Kindes entdeckt. Und an der Münze befinden sich die Fingerabdrücke des kleinen Jungen.«

»Was, wenn die Münze beim Einbruch in das Haus von Shandys verstorbenem Daddy gestohlen wurde?«, gibt Lucy zurück. »Was sagt uns das?«

»Sie hat das Kind nicht getötet«, beteuert Marino, allerdings mit leicht zweifelndem Unterton. »Sie hat nie erwähnt, dass sie Kinder hat. Wenn diese Münze tatsächlich von ihr stammt, hat sie sie sicher jemandem geschenkt. Als sie mir meine gab, hat sie gelacht und gesagt, das sei eine Art Hundemarke, um mich daran zu erinnern, dass ich einer ihrer Soldaten bin und ihr gehöre. Jedoch hätte ich nicht gedacht, dass sie das wörtlich meint.«

»Dass wir ihre DNA sicherstellen sollten, war ein guter Vorschlag«, antwortet Lucy.

Marino geht hinaus und kommt mit dem roten Höschen zurück, das er in einem Frischhaltebeutel verstaut und Lucy reicht.

»Schon komisch, dass du nicht weißt, wo sie wohnt«, stellt Lucy fest.

»Eigentlich weiß ich gar nichts über sie, und das ist die Wahrheit, verdammt«, entgegnet Marino.

»Ich kann dir ihre Adresse verraten. Und zwar hier auf dieser Insel. Ein hübsches kleines Häuschen am Strand. Sehr romantisch.

Ach, beinahe hätte ich noch etwas vergessen. Als ich mir den Schuppen angeschaut habe, parkte im Carport ein Motorrad. Ein alter Chopper mit einem Nummernschild aus Pappe. Es war niemand zu Hause.«

»Ich hatte nicht den geringsten Verdacht. Früher wäre mir so etwas nicht passiert.«

»Dieser Kerl wird Tante Kay nicht mehr zu nahe kommen. Weil ich es dir nicht mehr zutraue, habe ich mich selbst darum gekümmert. Sein Hobel ist uralt, ein echter Schrotthaufen. Wahrscheinlich nicht mehr ganz verkehrstüchtig.«

Marino weicht ihrem Blick aus. »Früher war ich nicht so«, wiederholt er.

Sie öffnet die Eingangstür.

»Warum verschwindest du nicht einfach auf Nimmerwiedersehen?«, sagt sie, als sie schon auf der Veranda im Regen steht. »Inzwischen gehst du mir wirklich am Arsch vorbei.«

Das alte Backsteingebäude glotzt Benton aus leeren Augenhöhlen an. Viele der Fenster sind zerbrochen. Die aufgegebene Zigarettenfabrik ist unbeleuchtet, der Parkplatz liegt in völliger Dunkelheit.

Benton balanciert den Laptop auf den Knien, loggt sich verbotenerweise in das drahtlose Netzwerk der Hafenverwaltung ein und wartet. Er sitzt in Lucys schwarzem Subaru-Geländewagen, einem Fahrzeug, in dem man nicht unbedingt Gesetzeshüter vermuten würde. Immer wieder wirft er einen Blick durch die Windschutzscheibe, an der langsam Regentropfen hinunterperlen, als würde die Nacht weinen. Er beobachtet den Maschendrahtzaun rings um den menschenleeren Lagerplatz auf der anderen Straßenseite, wo die Umrisse von Containern wie schrottreife Zugwaggons aus der Finsternis ragen.

»Alles ruhig«, meldet er.

»Lass uns abwarten, so lange es geht«, hallt Lucys Stimme in seinem Ohrhörer.

Die Funkfrequenz ist abhörsicher. Obwohl Benton sich in Sachen Technik gut auszukennen glaubt, ist Lucy ihm in dieser Hinsicht haushoch überlegen. Sicherheits- und Verschlüsselungssysteme sind ihre Leidenschaft, und sie ist überzeugt davon, ihre Mitmenschen ausspionieren zu können, ohne dass man ihr auf die Schliche kommt. Benton hofft, dass sie recht behält, und zwar nicht nur technisch, sondern auch, was ihre Tante angeht. Als er sie gebeten hat, ihm ihr Flugzeug zu schicken, hat er hinzugefügt, sie solle Scarpetta nichts davon verraten. »Warum?«, hatte Lucy gefragt.

»Weil ich vermutlich die ganze Nacht lang in einem geparkten Auto sitzen und den verdammten Hafen beobachten muss«, erwiderte er.

Wenn sie wüsste, dass er hier ist - nur wenige Kilometer von ihrem Haus entfernt -, würde das alles nur noch komplizierter machen. Womöglich würde sie darauf bestehen, ihm bei der Überwachung Gesellschaft zu leisten. Lucys Kommentar lautete nur, er habe wohl eine Schraube locker, denn ihre Tante würde sich niemals eine Nacht lang am Hafen herumdrücken. Außerdem sei das - mit Lucys Worten - auch gar nicht ihre Aufgabe. Schließlich sei sie keine Geheimagentin und habe nicht unbedingt ein Faible für Waffen, auch wenn sie damit umgehen könne. Ihr Interesse gehöre den Opfern. Der Rest der Welt sei Lucys und Bentons Sache. Zwischen den Zeilen wollte Lucy damit vermutlich sagen, dass das Herumlungern hier im Hafen gefährlich werden könnte, weshalb sie Scarpetta unter allen Umständen davon fernhalten will.

Seltsam, dass Lucy Marino gar nicht erwähnt hat. So etwas ist doch eigentlich sein Metier.

Und so sitzt Benton nun in dem dunklen Subaru. Das Wageninnere riecht neu und nach Leder. Benton blickt hinaus in den Regen und späht durch den Wasserschleier zur anderen Straßenseite. Gleichzeitig behält er den Laptop im Auge, um sicherzugehen, dass sich der Sandman nicht ebenfalls heimlich in das Netzwerk der Hafenverwaltung eingeloggt hat. Aber wo sollte er das tun? Jedenfalls nicht von diesem Parkplatz oder von der Straße aus, denn es wäre viel zu riskant, hier in aller Öffentlichkeit stehen zu bleiben, nur um dieser widerwärtigen Dr. Seif erneut eine seiner teuflischen E-Mails zu schicken. Die Empfängerin sitzt inzwischen sicher gemütlich in ihrer Penthousewohnung am New Yorker Central Park West. Benton empfindet die Situation als ausgesprochen ungerecht. Selbst wenn es gelingt, dem Sandman sein mörderisches Handwerk zu legen, wird Dr. Seif vermutlich ungeschoren davonkommen. Dabei trägt

sie ebenso viel Schuld an den Verbrechen wie der Sandman selbst, weil sie aus lauter Sturheit Informationen für sich behalten hat beziehungsweise zu gleichgültig war, um den Dingen auf den Grund zu gehen. Benton hasst diese Frau, obwohl ihm dieses Gefühl gar nicht gefällt. Dennoch hasst er sie so, wie er noch nie einen Menschen gehasst hat.

Regen prasselt auf das Dach des Geländewagens ein. Nebel wabert um die Straßenlaternen, und Benton kann nicht sagen, wo der Horizont und der Hafen enden und der Himmel beginnt. Bei diesem Wetter ist es fast unmöglich, die Hand vor Augen zu sehen - bis sich plötzlich etwas bewegt. Benton erstarrt, und sein Herz klopft schneller, als eine dunkle Gestalt auf der anderen Straßenseite den Zaun entlangschleicht.

»Es rührt sich etwas«, meldet er Lucy. »Ist jemand im Netzwerk? Ich kann nämlich nichts sehen.«

»Niemand«, hallt ihre Stimme durch den Kopfhörer, womit sie ihm bestätigt, dass der Sandman sich nicht in das drahtlose Netzwerk der Hafenverwaltung eingeloggt hat. »Was tut sich bei dir?«

»Jemand ist am Zaun. Er ist etwa auf Position drei Uhr stehen geblieben. Bewegt sich nicht.«

»Bin in knapp zehn Minuten da.«

»Ich steige jetzt aus«, sagt Benton und öffnet langsam die Wagentür. Die Innenbeleuchtung schaltet sich nicht ein. Es ist stockfinster. Das Prasseln wird immer lauter.

Benton holt seine Pistole unter der Jacke hervor. Die Wagentür lehnt er nur an, um ja kein Geräusch zu verursachen. Er hat Erfahrung in diesen Dingen, und zwar mehr, als ihm lieb ist. Wie ein geisterhafter dunkler Schatten huscht er lautlos durch Pfützen und Regen. Immer wieder hält er inne, um sich zu vergewissern, dass die Gestalt auf der anderen Straßenseite ihn nicht bemerkt hat.

Was tut dieser Mensch denn da? Er steht einfach nur reglos am Zaun. Als Benton näher kommt, rührt sich die Person noch immer nicht. Durch den dichten Regenschleier kann Benton kaum etwas sehen, und er hört nur das Rauschen von Wasser.

»Alles in Ordnung?«, lässt sich Lucys Stimme vernehmen.

Benton antwortet nicht und geht hinter einem Telefonmast in Deckung. Bitumengeruch steigt ihm in die Nase. Die Gestalt am Zaun schleicht nach rechts, bis sie Position ein Uhr erreicht hat. Benton schickt sich an, die Straße zu überqueren.

»Alles in Ordnung?« Lucys Stimme.

Benton schweigt, denn die Gestalt ist nun so nah, dass er ein im Schatten liegendes Gesicht und die deutlichen Umrisse einer Mütze sowie Arme und Beine sehen kann. Er tritt vor und richtet seine Waffe auf die Person.

»Stehen bleiben!«, sagt er leise, aber in befehlsgewohntem Ton. »Ich ziele mit einer Pistole auf Ihren Kopf. Keine falsche Bewegung.«

Der Mann - Benton ist sicher, dass es ein Mann ist - rührt sich nicht und gibt keinen Mucks von sich.

»Und nun machen Sie einen Schritt nach links. Aber ganz langsam. Jetzt auf die Knie und die Hände auf

den Kopf. Ich habe ihn«, fügt er, an Lucy gewandt, hinzu. »Du kannst kommen.«

So als wäre sie nur einen Katzensprung entfernt.

»Moment.« Ihre Stimme klingt angespannt. »Halte durch. Ich bin gleich da.«

Er weiß, dass sie viel zu weit entfernt ist, um ihm helfen zu können, falls es brenzlich werden sollte.

Der Mann kniet, die Hände auf dem Kopf, auf dem rissigen, nassen Asphalt. »Bitte nicht schießen!«, fleht er.

»Wer sind Sie?«, fragt Benton. »Raus mit der Sprache! Was haben Sie hier zu suchen? Wie heißen Sie?«

»Nicht schießen!«

»Verdammt, jetzt machen Sie schon endlich den Mund auf. Was haben Sie hier am Hafen verloren? Ich wiederhole mich nur ungern.«

»Ich weiß, wer Sie sind. Wir kennen uns. Stecken Sie die Waffe weg, meine Hände sind auf dem Kopf«, erwidert die Stimme, während der Regen weiterprasselt. Benton fällt ein ausländischer Akzent auf. »Ich bin hier, um den Mörder zu fassen, genau wie Sie. Richtig, Benton Wesley? Bitte stecken Sie die Waffe weg. Ich bin es, Otto Poma. Ich bin aus demselben Grund hier wie Sie. Ich bin Capitano Otto Poma. Die Waffe weg. Bitte.«

Mit dem Motorrad sind es von Marinos Haus zu Poe's *Tavern* nur wenige Minuten. Er könnte jetzt ein Bier gut gebrauchen.

Die Straße ist schwarz und glänzt feucht. Der Wind trägt den Geruch nach Regen, Meer und Sümpfen heran. Es beruhigt Marino, auf seiner Roadmaster durch die dunkle regnerische Nacht zu fahren, wohl wissend, dass er nichts trinken sollte, allerdings ohne der Versuchung widerstehen zu können. Außerdem spielt es ohnehin keine Rolle mehr. Seit dem Zwischenfall fühlt er sich elend bis auf den Grund seiner Seele und von Todesangst erfüllt. Das Ungeheuer in ihm hat sich letztlich durchgesetzt. Es ist an der Zeit, sich dem zu stellen, was er stets am meisten gefürchtet hat.

Er, Peter Rocco Marino, ist kein guter Mensch. Wie fast alle Verbrecher, die er im Laufe seines Lebens dingfest gemacht hat, hat er für seine Fehler stets einen Schuldigen gefunden, denn schließlich ist er in Wahrheit aufrichtig, tapfer und voller löblicher Absichten. Nun jedoch weiß er, dass eher das Gegenteil zutrifft: Er ist ein kranker, bis ins Mark verdorbener Egoist. Kein Wunder, dass seine Frau ihn verlassen hat. Daran ist seine Karriere gescheitert. Deshalb hasst Lucy ihn. Und aus diesem Grund hat er auch das Wertvollste zerstört, was er jemals hatte: seine Freundschaft mit Scarpetta. Er hat sie kaputt gemacht und vernichtet und Scarpettas Gefühle mit Füßen getreten - und zwar wegen einer Sache, gegen die sie schlicht und ergreifend machtlos ist: Sie begehrt ihn nicht. Warum sollte sie auch? Sie fühlt sich eben nicht von ihm angezogen. Schließlich ist sie auch nicht dazu verpflichtet. Und dafür hat er sie jetzt bestraft.

Marino schaltet einen Gang hoch, gibt Gas. Er fährt viel zu schnell. Der Regen prasselt schmerzhaft gegen Hände und Gesicht, als er zum »Strip« braust, wie er die Häuserzeile nennt, die die Kneipenszene von Sullivan's Island bildet. Die Autos parken kreuz und quer. Wegen des Wetters ist er, wie es aussieht,

als Einziger mit dem Motorrad unterwegs. Er ist durchgefroren, seine Finger sind steif. Der unerträgliche Schmerz und die Scham, die er empfindet, mischen sich mit einer rasenden Wut. Er nimmt den nutzlosen Halbschalenhelm ab, hängt ihn an den Lenker und verriegelt das Lenkerschloss. Seine Regenkleidung quietscht, als er das Lokal betritt, das mit rohem, verwittertem Holz, Deckenventilatoren und gerahmten Plakaten ausgestattet ist. Sie stellen Raben dar oder werben für jeden Film nach einem Werk von Edgar Allan Poe, der je gedreht worden ist. An der Theke drängen sich die Gäste, und Marinos Herz klopft und flattert wie ein erschrockener Vogel, als er Shandy zwischen zwei Männern erkennt. Einer von ihnen trägt ein Biker-Kopftuch. Es ist der Kerl, den Marino letztens beinahe erschossen hätte. Sie spricht mit ihm und presst sich eng an seinen Arm.

Regenwasser tropft von Marinos Montur auf den zerschrammten Boden, als er an der Tür stehen bleibt, sich umschaute und sich fragt, was er jetzt tun soll. Der Schmerz in ihm schwillt an, und sein Herz schlägt so wild, als galoppierte eine Herde von Pferden durch seine Kehle. Shandy und der Kopftuchmann trinken Bier und Tequila und naschen dazu Tortillachips mit *chili con queso*, wie sie es früher mit Marino getan hat. Damals. Vor langer Zeit. Aus und vorbei. Heute Morgen hat Marino sein Hormon-Gel nicht benutzt, sondern es - begleitet vom hämischen Raunen des Ungeheuers in den düsteren Abgründen seiner Seele - widerstrebend weggeworfen. Er begreift nicht, wie Shandy die Stirn haben kann, mit diesem Mann hierherzukommen. Eine klare Aussage: Sie hat ihn dazu angestachelt, Scarpetta gegenüber handgreiflich zu werden. Doch so abstoßend Shandy und dieser Kerl - allein oder im Doppelpack - auch sein mögen, er, Marino, ist dennoch der letzte Abschaum.

Ganz gleich, was sie auch getan haben mag, um Scarpetta eins auszuwischen, hat er doch selbst die meiste Schuld auf sich geladen.

Er nähert sich dem Tresen, ohne Shandy eines Blickes zu würdigen, und tut, als hätte er sie nicht gesehen. Dabei fragt er sich, wo wohl Shandys BMW sein mag. Wahrscheinlich hat sie ihn in einer Seitenstraße geparkt, weil sie immer befürchtet, jemand könnte ihr die Tür eindellen. Und wo ist der Chopper des Kopftuchmanns?

»Was kann ich dir bringen, Süßer? Wo hast du eigentlich so lange gesteckt?« Marino schätzt die Barfrau auf etwa fünfzehn, doch das geht ihm inzwischen bei allen jungen Leuten so.

Er ist so niedergeschlagen und geistesabwesend, dass ihm ihr Name nicht einfallen will. *Shelly? Kelly?* Aber er befürchtet, er könnte sich irren. »Budweiser light.« Er beugt sich über den Tresen. »Schau nicht hin, aber siehst du den Kerl da bei Shandy?«

»Ja, die beiden waren schon öfter hier.«

»Seit wann?«, fragt Marino, während sie ihm ein Bier vom Fass hinstellt und er ihr einen Fünfdollarschein zuschiebt.

»Heute gibt's zwei Bier für den Preis von einem. Also kriegst du nachher noch eins, Süßer. Ach, seit ich hier arbeite, kommen sie immer wieder her. So seit einem Jahr, glaube ich. Nur unter uns gesagt: Ich kann die beiden nicht ausstehen. Frag mich nicht, wie er heißt. Keine Ahnung. Außerdem ist er nicht der Einzige, mit dem sie sich rumtreibt. Bestimmt ist sie verheiratet.«

»Was du nicht sagst!«

»Hoffentlich habt ihr beide beschlossen, eine kleine Pause einzulegen. Das war nur so ein Tipp, Süßer.«

»Ich bin fertig mit ihr«, sagt Marino und trinkt sein Bier. »Es war nichts weiter.«

»Nichts als Ärger, nehme ich an«, erwidert Shelly.

Marino spürt, dass Shandy ihn anstarrt. Sie hat aufgehört, mit dem Kopftuchmann zu sprechen. Marino nimmt an, dass sie schon seit einer geraumen Zeit mit dem Kerl ins Bett geht. Er denkt an die gestohlenen Münzen und fragt sich, woher sie wohl ihr Geld hat. Vielleicht hat Daddy ihr ja nichts vermacht, weshalb sie sich berechtigt fühlte, ihn zu bestehlen. Mittlerweile stellt Marino sich jede Menge Fragen, nur dass es dafür leider ein bisschen zu spät ist. Shandy beobachtet mit vor Zorn funkelnden Augen, wie er das eiskalte Bierglas hebt und einen Schluck nimmt. Kurz spielt Marino mit dem Gedanken, zu ihr rüberzugehen, bringt es aber nicht über sich.

Er ist sicher, dass die beiden seine Fragen nicht beantworten, sondern ihm nur ins Gesicht lachen werden. Shandy versetzt dem Kopftuchmann einen Rippenstoß, worauf dieser Marino hämisch angrinst. Offenbar findet er es urkomisch, Shandy hier in aller Öffentlichkeit abzutatschen, wohl wissend, dass sie nie wirklich mit Marino zusammen war. Mit wem zum Teufel hat sie es sonst noch getrieben?

Marino reißt sich die Kette mit dem Silberdollar vom Hals und wirft sie in sein Bier, wo sie mit einem Plopp auf den Grund des Glases sinkt. Dann lässt er das Glas über den Tresen zu den beiden hinübereutschen. Als es kurz vor ihnen stehen bleibt, geht er hinaus, in der Hoffnung, dass sie ihm folgen werden. Inzwischen hat der Regen nachgelassen. Der Asphalt dampft im Schein der Straßenlaternen. Marino lässt sich auf der nassen Sitzbank seines Motorrads nieder, beobachtet wartend die Tür von *Poe's Tavern* und hofft, dass die beiden bald kommen. Vielleicht ergibt sich ja eine Gelegenheit, eine Prügelei anzuzetteln, bei der er hoffentlich ins Gras beißen wird. Er wünscht, sein Herz würde langsamer klopfen, damit seine Brust nicht mehr so wehtut. Ob er jetzt einen Herzanfall kriegt? Eigentlich wäre es nur recht und billig, wenn sein Herz sich gegen ihn wendet, denn schließlich ist er ja ein schlechter Mensch. Also wartet er weiter und betrachtet die Tür und die Gäste hinter den erleuchteten Fenstern. Alle außer ihm sind glücklich. Er zündet sich eine Zigarette an und sitzt, wartend und rauchend, in nassen Regensachen auf seinem Motorrad.

Er ist so eine Null, dass er es es nicht einmal mehr schafft, andere Menschen wütend zu machen. Er kann keinen Streit mehr vom Zaun brechen. Er ist ein Versager, wie er da draußen in Regen und Dunkelheit hockt, auf die Tür starrt und wünscht, Shandy, der Kopftuchmann oder alle beide würden herauskommen und ihm das Gefühl geben, dass er noch etwas wert ist. Aber die Tür geht nicht auf. Er interessiert sie nicht. Sie fürchten sich nicht vor ihm. Für sie ist Marino eine Witzfigur. Er wartet und raucht. Nach einer Weile entriegelt er das Lenkerschloss und lässt den Motor an.

Dann gibt er Gas und braust mit quietschenden Reifen davon. Als er das Motorrad unter der Fischerhütte abstellt, lässt er den Schlüssel stecken: Er braucht das Motorrad nicht mehr. Wo er hingeht, wird nicht Motorrad gefahren. Mit schnellen Schritten - die jedoch noch immer langsamer sind als das Klopfen seines Herzens - steuert er auf seinen Steg zu und steigt die Stufen hinauf. Dabei denkt er daran, wie Shandy Witze über den altersschwachen, wackeligen Steg gerissen und gesagt hat, er sei so lang und dünn wie eine Stabheuschrecke. Damals, bei ihrem ersten Besuch hier, fand er, dass sie komisch war und gut mit Worten umgehen konnte. Sie haben sich die ganze Nacht lang geliebt. Vor zehn Tagen war das. Doch offenbar hat es ihr nichts bedeutet, denn er muss mittlerweile annehmen, dass sie ihn nur benutzt hat.

Anscheinend war es kein Zufall, dass sie ihn ausgerechnet an dem Abend des Tages angebaggert hat, an dem der kleine Junge gefunden wurde. Ob sie ihn wohl aushorchen wollte? Und er hat es zugelassen. Daran ist nur der Ring schuld. Scarpetta hat einen Ring bekommen, und Marino hat deshalb den Verstand verloren. Seine klobigen Stiefel poltern laut auf dem Steg, die verwitterten Holzbohlen schwanken unter seinem Gewicht, und winzige Moskitos umschwirren ihn wie in einem Comic-Strip.

Am Ende des Stegs bleibt Marino schwer atmend stehen. Er fühlt sich, als würde er von Millionen von Zähnen bei lebendigem Leibe aufgeessen, während ihm Tränen über die Wangen laufen. Seine Brust hebt und senkt sich so schnell, wie er es einmal bei einem Hinrichtungskandidaten kurz nach der Verabreichung der Todesspritze beobachtet hat. Wenig später verfärbte sich das Gesicht des Mannes dunkelblau, und er starb. Die Nacht ist so finster und bewölkt, dass es aussieht, als gingen Wasser und Himmel ineinander über. Unter Marinos Füßen rumpeln die Bojen. Wasser schwappt leise gegen die Pfosten.

Er stößt einen Schrei aus, der nicht von ihm zu kommen scheint, als er ausholt und Mobiltelefon und Ohrhörer so weit weg wie möglich schleudert. Sie landen in so großer Entfernung im Wasser, dass nicht einmal das Geräusch des Aufpralls zu hören ist.

Nationale Sicherheitszentrale Y-12: Scarpetta stoppt ihren Mietwagen an einem Kontrollposten inmitten von Betonbarrieren und mit Nato-Draht bewehrten Zäunen.

Zum zweiten Mal innerhalb der letzten fünf Minuten muss sie das Fenster öffnen und dem Wachmann ihre Identifikationsmarke reichen. Während dieser ins Wachhäuschen tritt, um zu telefonieren, durchsucht sein Kollege den Kofferraum des roten Dodge Stratus, der Scarpetta bei ihrer Landung in Knoxville vor einer Stunde zu ihrem Bedauern bei Hertz erwartet hat. Sie hatte eigentlich einen SUV bestellt. Außerdem mag sie rote Autos genauso wenig wie rote Kleidung. Die Wachleute wirken misstrauischer als bei ihrem letzten Besuch, so als erregte der Wagen ihren Argwohn. Dabei herrscht hier ohnehin schon höchste Sicherheitsstufe. In Y-12 wird nämlich der größte Vorrat des ganzen Landes an angereichertem Uran gelagert. Wegen der strengen Kontrollen belästigt Scarpetta die hier arbeitenden Wissenschaftler nur, wenn die Gesamtheit ihrer Fragen - wie sie selbst es ausdrückt - eine kritische Masse erreicht hat.

Auf dem Rücksitz liegen das in braunes Papier verpackte Fenster aus Lydia Websters Waschküche und eine kleine Schachtel mit der Münze, auf der sich der Fingerabdruck der unbekannten Kinderleiche befindet. Im hinteren Teil der Anlage steht ein rotes Backsteingebäude, das sich äußerlich nicht von den anderen unterscheidet. Doch es beherbergt ein Labor, das wiederum über das größte Elektronenmikroskop der Welt verfügt.

»Sie können da drüben anhalten.« Ein Wachmann deutet mit dem Finger in die Richtung. »Er kommt gleich. Fahren Sie ihm einfach nach.«

Scarpetta gehorcht und wartet auf den schwarzen Tahoe von Dr. Franz, dem Leiter des Labors für Materialforschung. Wie immer wird sie ihm folgen, denn ganz gleich, wie oft sie schon hier gewesen ist, sie findet sich noch immer nicht auf dem Gelände zurecht. Niemals würde sie es wagen, sich selbst auf die Suche zu machen, denn sich in einer Anlage zu verirren, in der Atomwaffen hergestellt werden, könnte unangenehme Konsequenzen haben. Der Tahoe erscheint und wendet. Dr. Franz' ausgestreckter Arm winkt ihr zu, und Scarpetta fährt hinter ihm her, vorbei an gesichtslosen Gebäuden, deren Namen man sofort wieder vergisst. Nach einer Weile werden die betonierten Flächen von Waldstücken und offenen Feldern abgelöst, und schließlich stehen sie vor den einstöckigen Labors, die auch »Technology 2020« genannt werden. Die idyllische Szenerie trägt. Scarpetta und Dr. Franz steigen aus. Dann holt Scarpetta das in braunes Papier gehüllte und mit dem Sicherheitsgurt fixierte Paket vom Rücksitz.

»Sie bringen uns immer die interessantesten Dinge«, begrüßt sie Dr. Franz. »Beim letzten Mal war es eine ganze Tür.«

»Und wir haben tatsächlich einen Fußabdruck daran gefunden, den niemand dort vermutet hätte.«

»Alles ist möglich.« So lautet Dr. Franz' Motto.

Er ist etwa in Scarpettas Alter und trägt ein Polohemd und ausgebeulte Jeans, sieht also ganz und gar nicht aus wie ein Ingenieur für Metallurgie und Nukleartechnik, der tagein, tagaus seine Zeit damit verbringt, ein Gewinde, die Spinnrüse einer Spinne oder Einzelteile eines Raumschiffs oder U-Boots in Vergrößerung zu betrachten. Scarpetta geht mit ihm ins Labor, das bis auf die riesige, von vier Trägern vom Durchmesser eines Baumstamms gestützte Stahlkammer eigentlich nicht weiter außergewöhnlich

wirkt. Das VisiTech Large Chamber Scanning Electron Microscope (LC-SEM) wiegt zehn Tonnen, sodass zu seinem Einbau ein Vierzig-Tonnen-Gabelstapler benötigt wurde. Einfach ausgedrückt, handelt es sich um das größte Mikroskop der Welt, das ursprünglich nicht für kriminaltechnische Untersuchungen gedacht war. Sein eigentlicher Zweck ist die Erforschung von Materialschwächen, wie zum Beispiel bei Metallen, die man in der Waffenproduktion verwendet. Doch Technik ist Technik, und Scarpetta hat keine Skrupel, die Wissenschaftler von Y-12 um Hilfe zu bitten.

Dr. Franz packt das Fenster aus und legt es ebenso wie die Münze auf einen zehn Zentimeter dicken Drehtisch. Dann richtet er eine Elektronenpistole, so groß wie eine kleine Rakete, und die dahinter angebrachten Detektoren darauf und senkt sie so tief wie möglich auf die mit Sand, Klebstoff und Scherben bedeckten verdächtigen Stellen. Um alles richtig einzustellen, verwendet er eine Achsen-Fernbedienung. Es summt und klickt, als er das Gerät immer wieder anhält, um zu verhindern, dass wertvolle Geräteteile auf die Proben drücken oder etwas vom Tisch gestoßen wird. Dann schließt er die Tür, um, wie er erklärt, in der Kammer ein Vakuum von genau zehn zu minus sechs herzustellen. Zu guter Letzt wird er es auf zehn zu minus zwei erhöhen, erklärt er weiter, sodass man die Tür trotz aller Mühe nicht mehr öffnen könnte. Er macht es Scarpetta vor. Nun herrschen in der Kammer dieselben Bedingungen wie im Weltraum, fährt er fort. Keine Feuchtigkeit. Kein Sauerstoff. Nur die Moleküle eines Verbrechens.

Vakuumpumpen sind zu hören. Es riecht elektrisch. Dann beginnt der Reinraum sich zu erwärmen. Scarpetta und Dr. Franz gehen hinaus, schließen die Tür und kehren zurück ins Labor. Eine Säule aus roten, gelben, grünen und weißen Lichtern versichert ihnen, dass sich kein Mensch in der Kammer aufhält, denn der würde das sofort mit dem Leben bezahlen. Dr. Franz vergleicht es mit einem Weltraumspaziergang ohne Raumanzug.

Er setzt sich an eine mit verschiedenen Flachbildschirmen ausgestattete Computerkonsole. »Jetzt schauen wir mal«, meint er zu Scarpetta. »Welche Vergrößerung? Wir können hochgehen bis zweihunderttausendfach.« Das wäre möglich, soll aber ein Scherz sein.

»Dann sähe ein Sandkorn aus wie ein Planet. Vielleicht entdecken wir ja menschliches Leben darauf«, erwidert Scarpetta.

»Genau das habe ich mir auch gedacht.« Er klickt sich durch verschiedene Menüs.

Scarpetta sitzt neben ihm. Das Dröhnen der riesigen Vakuumpumpen erinnert sie an ein MRI-Gerät. Dann springt die Turbopumpe an. Darauf folgt Stille, hin und wieder unterbrochen vom tiefen Aufseufzen der Lüftung des Trocknungsgeräts, das klingt wie das Stöhnen eines Wals. Nach einer Weile leuchtet ein grünes Lämpchen auf. Nun können sie die Ergebnisse ablesen, während der Elektronenstrahl über die Fensterscheibe streicht.

»Sand«, verkündet Dr. Franz. »Und was zum Teufel soll das sein?«

Zwischen den unterschiedlich geformten Sandkörnern, die wie Gesteinssplitter aussehen, entdecken sie Kugeln mit Kratern, die den Eindruck von mikroskopisch kleinen Meteoriten und Monden machen. Die Elementaranalyse ergibt - zusätzlich zu dem im Sand enthaltenen Silizium - Barium, Antimon und Blei.

»Wurden in diesem Fall Schüsse abgegeben?«, fragt Dr. Franz.

»Nicht, soweit ich weiß«, erwidert Scarpetta. »Wie in Rom«, fügt sie hinzu.

»Es könnte sich um Verunreinigungen durch Umwelteinflüsse handeln«, mutmaßt er. »Der größte Anteil ist natürlich Silizium. Außerdem noch Kalium, Sodium, Kalzium und - keine Ahnung, warum - Aluminiumspuren. Den Hintergrund, also das Glas, werde ich mal ausblenden.« Inzwischen führt er Selbstgespräche.

»Eine ganz ähnliche Zusammensetzung wurde in Rom festgestellt«, wiederholt sie. »Und zwar bei der Untersuchung des Sandes in Drew Martins Augenhöhlen. Das betone ich deshalb so, weil ich es selbst noch nicht ganz glaube. Verstehen kann ich jedenfalls nicht, woher die Schießrückstände stammen sollen. Und was sind diese dunklen Schichten hier?« Sie deutet mit dem Finger darauf.

»Das ist der Klebstoff«, antwortet er. »Wenn ich so frei sein darf, würde ich behaupten, dass der Sand weder aus Rom noch aus der näheren Umgebung kommt. Dasselbe gilt für den Sand im Fall Drew Martin, der keinen Basalt oder sonst irgendwelche Hinweise auf Vulkantätigkeit enthielt, wie man sie in dieser Region eigentlich vermuten müsste. Offenbar hat der Täter seinen eigenen Sand nach Rom mitgebracht.«

»Soweit ich weiß, wurde niemals davon ausgegangen, dass es sich um einheimischen Sand handelt, zumindest nicht um welchen von den Stränden in Ostia. Keine Ahnung, was der Täter uns damit sagen will. Vielleicht ist der Sand ja ein Symbol und hat eine besondere Bedeutung für ihn. Eines steht jedenfalls fest: Ich habe schon oft Sand und Erde in Vergrößerung gesehen, aber niemals so etwas.«

Dr. Franz verstellt die Kontraste und erhöht den Vergrößerungsfaktor. »Jetzt wird es noch seltsamer«, verkündet er.

»Epithelien? Abgestoßene Schleimhautschuppen?« Scarpetta mustert den Bildschirm. »Davon war im Fall Drew Martin nicht die Rede. Ich muss Capitano Poma anrufen. Die Ergebnisse hängen immer davon ab, was bei der Untersuchung für wichtig befunden beziehungsweise überhaupt wahrgenommen wurde. Außerdem besitzt auch das bestausgestattete Polizeilabor keine Geräte von R&D-Qualität oder so ein Ding wie dieses hier.« Sie meint das LC-SEM.

»Tja, hoffentlich wurde keine Massenspektrographie durchgeführt und die gesamte Probe in ein Säurebad getaucht. Dann wäre nämlich nichts mehr übrig, was man testen könnte.«

»Man hat nur eine Raman-Spektroskopie vorgenommen«, erwidert sie. »Eventuell vorhandene Hautzellen müssten also noch in den Sandproben feststellbar sein. Aber wie ich schon sagte, weiß ich nichts davon. Es stand nicht in den Berichten. Niemand hat es erwähnt. Ich muss Capitano Poma anrufen.«

»In Italien haben sie schon sieben Uhr abends.«

»Poma ist hier, tja, das heißt, in Charleston.«

»Jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr. Sie sagten doch vorhin, er sei Carabinieri, kein Mitarbeiter der Polizei von Charleston.«

»Er ist gestern Abend ziemlich unerwartet bei uns aufgetaucht. Fragen Sie mich nicht. Ich tappe ebenso im Dunkeln wie Sie.«

Scarpetta ist noch immer gekränkt, denn es war keine angenehme Überraschung, als Benton plötzlich, Capitano Poma im Schlepptau, mitten in der Nacht vor ihrer Tür stand. Im ersten Moment hat es ihr die Sprache verschlagen. Nach ein paar Tassen Kaffee und einer heißen Suppe sind die beiden so schnell verschwunden, wie sie gekommen waren. Seitdem hat Scarpetta Benton nicht gesehen. Sie ist traurig, fühlt sich überrumpelt und weiß nicht, wie sie bei ihrer nächsten Begegnung reagieren soll. Wann immer diese auch stattfinden mag. Vor ihrem Abflug heute Morgen hat sie sogar überlegt, ob sie den Ring abnehmen soll.

»DNA«, sagt Dr. Franz gerade. »Also wollen wir die Probe nicht mit Bleiche verderben. Allerdings wäre ohne Hautschuppen und Fette - falls es sich um solche handelt - natürlich das Signal klarer.«

Es ist, als betrachte man eine Sternenkongstellatlon. Gleichen sie Tieren? Dem Großen oder dem Kleinen Bären vielleicht? Hat der Mond ein Gesicht? Was sieht sie wirklich? Scarpetta versucht, nicht an Benton zu denken und sich auf ihre Aufgabe zu konzentrieren.

»Keine Bleiche. Außerdem sollten wir sicherheitshalber unbedingt die DNA untersuchen«, erwidert sie.

»Obwohl Epithelien nach dem Abfeuern einer Waffe häufig festzustellen sind, allerdings nur, wenn man die Hände des Verdächtigen mit doppelseitigem Karbonband behandelt. Also ergibt das, was wir hier sehen - sofern es sich wirklich um Hautpartikel handelt - nur dann Sinn, wenn diese von den Händen des Täters stammen. Eine andere Möglichkeit wäre, dass die Zellen sich bereits auf der Fensterscheibe befanden. Doch das wäre seltsam, denn die Scheibe wurde abgewischt, wobei Fasern zurückgeblieben sind. Und zwar weiße. Das schmutzige T-Shirt, das im Wäschekorb sichergestellt wurde, besteht aus weißer Baumwolle. Was sagt uns das? Eigentlich nicht viel, denn in einer Waschküche wimmelt es naturgemäß von mikroskopischen Faserspuren.«

»Bei so starker Vergrößerung verwandelt sich alles in Gewimmel.« Dr. Franz betätigt die Maus und lässt den Elektronenstrahl weiter über die Glasscherben streichen.

Die Spalten zwischen dem durchsichtigen getrockneten Polyurethan-Schaum sehen aus wie Schluchten. Die verschwommenen weißen Umrisse könnten weitere Epithelien sein. Bei den Linien und Poren handelt es sich vielleicht um einen Hautabdruck, weil irgendein Körperteil mit der Scheibe in Kontakt gekommen ist. Außerdem sind da noch Bruchstücke von Haaren.

»Ist jemand gegen die Scheibe gestoßen oder hat dagegengeschlagen?«, fragt Dr. Franz. »Womöglich ist das Fenster ja so zu Bruch gegangen.«

»Jedenfalls nicht mit der Hand oder mit der Fußsohle«, wendet Scarpetta ein. »Die Rillen fehlen.« Immer wieder muss sie an Rom denken. »Vielleicht wurden die Schießpulverspuren ja nicht von einer Hand übertragen, sondern befanden sich bereits im Sand.«

»Sie meinen, bevor der Täter ihn berührt hat?«

»Mag sein. Wir wissen genau, dass Drew Martin nicht erschossen wurde. Und dennoch hat man Spuren von Barium, Antimon und Blei in dem Sand in ihren Augenhöhlen gefunden.« Scarpetta lässt den Ablauf noch einmal Revue passieren, um vielleicht einen Widerspruch zu entdecken. »Er hat ihr den Sand in die Augenhöhlen gefüllt und die Lider mit Klebstoff verschlossen. Also können die mutmaßlichen

Schießpulverspuren von seinen Händen auf den Sand übertragen worden sein, denn er hat ihn ganz sicher berührt. Aber was ist, wenn die Rückstände schon vorher da gewesen wären?»

»Ein Mörder, der so etwas tut, ist mir noch nie untergekommen. In was für einer Welt leben wir nur?«

»Hoffentlich bleibt es auch das einzige Mal. Ihre Frage ist übrigens eine, die ich mir schon länger stelle«, erwidert sie.

»Nichts spricht dagegen, dass das Zeug schon da gewesen sein könnte«, sagt Dr. Franz. »Mit anderen Worten« - er weist auf den Bildschirm - »lautet die Überlegung, ob wir es mit Sand auf Klebstoff oder Klebstoff auf Sand zu tun haben. Befand sich der Sand schon vorher an den Händen des Täters, oder hat er die Hände später in den Sand gesteckt? Sie sagen, in Rom wäre keine Massenspektrographie angewendet worden. Hat man den Klebstoff mit dem FTIR-Spektrometer-Mikroskop analysiert?«

»Ich glaube nicht. Ich weiß nur, dass es sich um Zyanoacrylat handelt«, antwortet sie. »Vielleicht lässt sich mit einem FTIR-Spektrometer-Mikroskop ja ein molekularer Fingerabdruck ermitteln.«

»Einverstanden.«

»Auf dem Klebstoff am Fenster und dem an der Münze.«

»Natürlich.«

Das Arbeiten mit Fourier Transform Infrared Spectroscopy - dem Spektrometer-Mikroskop - ist, anders als der komplizierte Name vermuten lässt, keine Zauberei. Die chemischen Verbindungen eines Moleküls absorbieren die Wellenlängen des Lichts und erzeugen so ein nachvollziehbares Spektrum, das unverwechselbarer ist als ein Fingerabdruck. Auf den ersten Blick entdecken Scarpetta und Dr. Franz nichts Überraschendes. Das Spektrum des Klebstoffs auf dem Fenster und dem auf der Münze ist identisch. Beide bestehen aus Zyanoacrylat, allerdings einer Spielart, die Scarpetta und Dr. Franz unbekannt ist. Die Molekularstruktur unterscheidet sich völlig von handelsüblichem Superglue, der aus Ethylcyanoacrylat besteht.

»Zwei-Octylcyanoacrylat«, verkündet Dr. Franz. Ihnen läuft die Zeit davon. Inzwischen ist es schon halb drei. »Keine Ahnung, was das sein soll. Ich weiß nur, dass wir es offensichtlich mit einem Klebstoff zu tun haben. Und was ist mit der Molekularstruktur des Klebstoffs in Rom?«

»Ich glaube, danach hat niemand gefragt«, erwidert Scarpetta.

Die historischen Gebäude sind sanft erleuchtet. Der weiße Turm von St. Michael ragt steil zum Mond empor.

Von ihrem luxuriösen Zimmer aus kann Dr. Seif Hafen, Meer und Himmel kaum voneinander unterscheiden, weil keine Sterne am Himmel stehen. Es hat zwar aufgehört zu regnen, fängt aber sicher gleich wieder an.

»Ich liebe den Ananasbrunnen, auch wenn er von hier aus nicht zu sehen ist.« Sie spricht mit den Lichtern der Stadt, die durch das Fenster hereinleuchten, weil sie keine Lust hat, sich zu Shandy umzudrehen. »Er steht weiter unten am Wasser hinter dem Markt.

Im Sommer planschen die kleinen Kinder darin, viele von ihnen kommen aus ärmlichen Verhältnissen. Wer in einer der teuren Eigentumswohnungen dort lebt, muss sich ziemlich viel Lärm gefallen lassen. Achtung, ein Hubschrauber! Hörst du ihn auch?«, sagt Dr. Seif. »Die Küstenwache. Die großen Flugzeuge gehören der Air Force. Wie fliegende Kriegsschiffe donnern sie alle paar Minuten über unsere Köpfe hinweg. Aber du weißt ja sicher, wie die Regierung mit diesen Flugzeugen unsere Steuergelder verschleudert.«

»Ich hätte dir nichts verraten, wenn ich geahnt hätte, dass du dann die Zahlungen einstellst«, erwidert Shandy. Sie sitzt auf einem Stuhl am Fenster, allerdings ohne sich für die Aussicht zu interessieren.

»Nichts als Verschwendung und sinnloser Tod«, fährt Dr. Seif fort. »Denn schließlich ist uns allen klar, was passiert, wenn unsere Jungs und Mädchen nach Hause kommen. Und zwar nur allzu gut, oder, Shandy?«

»Wenn du zahlst, was wir vereinbart haben, lasse ich dich vielleicht in Ruhe. Ich will nicht weniger kriegen als die anderen. Wo liegt das Problem? Der Irak ist mir scheißegal«, antwortet Shandy. »Ich habe keinen Bock, stundenlang hier rumzusitzen, während du über Politik schwafelst. Wenn du wirklich was über Politik lernen willst, geh öfter in die Kneipe.« Ein blechernes Auflachen. »Das wäre doch mal was, eine blöde alte Kuh wie du in einer Kneipe.« Sie klappert mit den Eiswürfeln in ihrem Glas. »Alle hier halten zu Bush, nur du ziehst ständig über ihn her.«

»Könnte es vielleicht sein, dass du ein bisschen engstirnig bist?«

»Weil wir was gegen Scheißmoslems und warme Brüder haben und es nicht richtig finden, Babys zum Klo runterzuspülen oder ihre Einzelteile an die Forschung zu verkaufen? Wir stehen eben auf amerikanischen Apfelkuchen, Chicken-Wings, Budweiser und Jesus. Und, ja, natürlich auch aufs Vögeln. Gib mir mein Geld. Dann halte ich den Mund und haue ab.«

»Als Psychiaterin rate ich den Menschen immer dazu, sich selbst zu erkennen. Doch bei dir mache ich lieber eine Ausnahme, mein Kind: Für dich wäre es das Beste, wenn du dich nicht allzu gut kennenlernst.«

»Eines steht fest«, entgegnet Shandy gehässig. »Als ich Marino rangelassen habe, war er ziemlich schnell über dich hinweg.«

»Er hat sich genau so verhalten, wie ich vorhergesagt habe, und mit dem falschen Körperteil gedacht«, gibt Dr. Seif zurück.

»Du kannst so reich und berühmt sein wie Oprah Winfrey! Alle Macht und alles Geld der Welt machen einen Mann nicht so scharf wie ich. Ich bin jung und knackig und weiß, worauf die Kerle stehen. Außerdem bin ich dabei, sooft sie wollen. Bei mir halten sie länger durch, als sie es sich je hätten träumen lassen«, prahlt Shandy.

»Sprichst du jetzt von Sex oder vom Kentucky Derby?«

»Nein, davon, dass du alt bist«, entgegnet Shandy.

»Vielleicht sollte ich dich in meine Sendung einladen. Ich wüsste einige interessante Fragen für dich: Was sehen die Männer an dir? Welchen magischen Duft verströmst du, dass sich alle an deinen hübschen

runden Hintern heften? Wir werden dich vorführen, genau wie du jetzt aussiehst, und zwar in einer hautengen schwarzen Lederhose und einer Jeansjacke mit nichts darunter. Natürlich auch die Stiefel. Und zur Abrundung ein Biker-Kopftuch, das aussieht, als stündest du in Flammen. Ein wenig abgetragen, zugegeben. Doch es gehörte deinem armen Freund, der leider einen schrecklichen Unfall hatte. Mein Publikum wäre gerührt, wenn du sein Tuch um den Hals trägst und versprichst, es erst wieder abzunehmen, wenn es ihm bessergeht. Bedauerlicherweise muss ich dir mitteilen, dass es ziemlich ernste Folgen haben kann, wenn die Schädeldecke zerplatzt wie ein Ei und das Gehirn den Elementen, einschließlich dem Straßenbelag, ausgesetzt wird.«

Shandy trinkt einen Schluck.

»Vermutlich werden wir nach einer Stunde - ich sehe nur Potenzial für eine Folge, nicht für eine längere Serie - zu dem Schluss kommen, dass du verführerisch und hübsch bist und zweifellos über eine gewisse Offenherzigkeit verfügst«, fährt Dr. Seif fort. »Aller Wahrscheinlichkeit nach wirst du dein schlichtes Weltbild noch eine Weile aufrechterhalten können. Doch wenn du erst einmal in dem Alter bist, auf das du mich schätzt, wird die Schwerkraft dich schon läutern. Wie werde ich es in meiner Sendung ausdrücken? Irgendwann hat die Erde uns alle wieder. Das Leben ist aufs Fallen angelegt. Nicht aufs Stehen oder Fliegen, ja, vielleicht nicht einmal aufs Sitzen. Auf einen Fall, der so tief ist wie der von Marino. Als ich dich ermutigt habe, Kontakt zu ihm aufzunehmen, nachdem er so leichtsinnig war, sich zuerst an mich zu wenden, war ein solcher Absturz nicht abzusehen. Du kannst wirklich eine Menge Schaden anrichten, mein Kind. Aber für einen Menschen, der so weit unten ist wie Marino, geht es nicht mehr viel weiter bergab.«

»Gib mir mein Geld«, beharrt Shandy. »Oder soll ich dir etwas dafür bezahlen, dass ich mir nicht länger dein Geschwätz anhören muss? Kein Wunder ...«

»Sprich es nicht aus«, fällt Dr. Seif ihr scharf, allerdings mit einem Lächeln, ins Wort. »Wir haben uns darauf geeinigt, über wen wir niemals reden und welche Namen wir nicht erwähnen wollen. Es ist nur zu deinem eigenen Besten. Das darfst du nie vergessen. Du hast nämlich viel mehr Grund als ich, dir Sorgen zu machen.«

»Du solltest mir dankbar sein«, entgegnet Shandy. »Willst du die Wahrheit hören? Ich habe dir einen Gefallen getan, denn ab jetzt wirst du dich nicht mehr mit mir beschäftigen müssen.«

»Ich bin dir ganz und gar nicht dankbar«, sagt Dr. Seif. »Und ich wünschte, du hättest mich nie angerufen, um mich mit diesen Schlüpfigkeiten zu belästigen. Du wolltest damit nur erreichen, dass ich dich ausbezahle und dich vor dem Gefängnis bewahre. Du bist ein kluges Mädchen. Es wäre nämlich gar nicht vorteilhaft für mich, wenn du hinter Schloss und Riegel landest.«

»Inzwischen bereue ich es. Ich habe nicht gewusst, dass du die Schecks stoppst, weil...«

»Weil was? Warum sollte ich dir weiter Geld in den Rachen werfen? Die Sache hat sich inzwischen erledigt.«

»Ich hätte es dir nicht sagen sollen. Dabei bist du doch diejenige, die immer Ehrlichkeit predigt.«

»Wenn das stimmt, war das in deinem Fall Zeitverschwendung«, antwortet Dr. Seif.

»Und du hast dich gefragt, warum ...?«

»Warum du mich verärgerst, indem du gegen unsere Abmachung verstößt. Denn die lautet, dass einige Themen tabu sind.«

»Marino darf ich aber erwähnen. Und dem habe ich es richtig besorgt.« Shandy grinst verschlagen. »Habe ich dir schon erzählt, dass er der großen Chefin noch immer an die Wäsche will? Schade für dich, denn schließlich seid ihr etwa gleichaltrig.«

Shandy stopft teure Sushi in sich hinein, als wäre sie bei Kentucky Fried Chicken.

»Vielleicht würde er dich vögeln, wenn du ihn nett darum bittest. Doch sie würde er noch lieber flachlegen als mich, wenn er die Möglichkeit dazu hätte. Kannst du dir das vorstellen?«, hämt sie.

Wenn Bourbon Luft wäre, gäbe es im Raum nichts mehr zu atmen. Shandy hat sich im Salon so viel davon unter den Nagel gerissen, dass sie den Portier um ein Tablett bitten musste. Dr. Seif hat sich mit einer Tasse Kamillentee begnügt und betreten weggeschaut.

»Sie muss etwas ganz Besonderes sein. Kein Wunder, dass du sie so hasst«, fügt Shandy hinzu.

Dr. Seifs Wegschauen von vorn hat auch symbolischen Charakter, denn Shandy verkörpert für sie Dinge, vor denen sie nur die Augen verschließen kann. Und das tut sie nun schon so lange, dass sie die Kollision nicht hat kommen sehen.

»Wir machen jetzt Folgendes«, beginnt Dr. Seif. »Du verlässt für immer diese hübsche kleine Stadt. Ich weiß, dass dein Strandhaus dir fehlen wird. Allerdings gehört es dir sowieso nicht, auch wenn ich mich der Höflichkeit halber so ausgedrückt habe. Bestimmt wirst du den Verlust rasch verschmerzen. Vor deinem Auszug wirst du das ganze Haus ausräumen. Sicher Erinnerst du dich noch daran, was nach dem Tod von Prinzessin Diana mit ihrer Wohnung passiert ist. Man hat Teppichböden und Tapeten, ja, sogar die Glühbirnen entfernt und ihren Wagen in die Schrottpresse gesteckt.«

»Finger weg von meinem BMW und meinem Motorrad!«, zischt Shandy.

»Noch heute Abend fängst du an zu putzen und zu streichen. Benutz Bleiche. Verbrenn alles. Es ist mir egal, wie du es anstellst. Jedenfalls will ich kein Tröpfchen Blut, Sperma oder Speichel, kein einziges Kleidungsstück, kein Härchen, keine Faser und keinen Essensrest dort vorfinden. Am besten kehrst du zurück nach Charlotte, wo du hingehörst. Tritt der Kirche des ewigen Besäufnisses bei und bete den Gott des Mammons an. Dein verstorbener Vater war klüger als ich. Er hat dir nichts hinterlassen. Ich hingegen werde dir notgedrungen Geld geben müssen. Ich habe es hier in der Tasche. Und danach sind wir für immer geschiedene Leute.«

»Du wolltest doch, dass ich hierher nach Charleston ziehe, damit ich ...«

»Und jetzt nehme ich mir das Recht heraus, meine Meinung zu ändern.«

»Du kannst mich zu gar nichts zwingen, verdammt. Es ist mir scheißegal, wer du bist, und ich habe es satt, mir von dir Vorschriften machen und den Mund verbieten zu lassen.«

»Wem ich Vorschriften mache, entscheide einzig und allein ich«, entgegnet Dr. Seif. »Außerdem tätest

du gut daran, nett zu mir zu sein. Du hast mich um Hilfe gebeten, und hier bin ich. Ich habe dir gerade einen guten Rat gegeben, was du tun kannst, damit deine Sünden ungestraft bleiben. Also solltest du dich bei mir bedanken und mir jeden Wunsch von den Augen ablesen.«

»Rück die Kohle schon raus. Der Bourbon ist leer, und von deinem Gequatsche fallen mir die Ohren ab. Du machst mich noch ganz kirre.«

»Nicht so schnell. Unser kleines Kamingespräch ist noch nicht zu Ende. Was hast du mit Marino gemacht?“

»Der lebt in einer Traumwelt.«

»Traumwelt? Also bist du doch nicht so simpel gestrickt, wie ich dachte. Träume sind häufig die besten Ratgeber. Auch wenn das vielleicht nicht für diesen Krieg gilt, in den wir aufgrund von Heldenträumen verwickelt worden sind und der dich zu deiner schrecklichen Tat, zu deinem abscheulichen Verbrechen getrieben hat. Ein interessanter Gedanke«, meint Dr. Seif, »dass du nur wegen George W. Bush in diesem Moment hier auf diesem Stuhl sitzt. Und dass auch ich sinetwegen hier bin. Allerdings empfinde ich es als entwürdigend, als dein Publikum herhalten zu müssen. Heute ist wirklich das allerletzte Mal, dass ich dir helfe.«

»Ich brauche ein neues Haus«, sagt Shandy. »Ich kann doch nicht einfach auf gut Glück wegziehen.«

»Die Ironie der Lage bringt mich immer wieder aufs Neue zum Lachen. Ich hatte dich gebeten, dich ein bisschen mit Marino zu amüsieren, weil ich der großen Chefin, wie du sie nennst, eins auswischen wollte. Vom Rest ahnte ich nichts. Nun, jetzt bin ich im Bilde. Nur wenigen Menschen ist es gelungen, mich für ihre Zwecke einzuspannen, und du hast dich zugegebenermaßen gar nicht so dumm angestellt. Bevor du deine Sachen packst und dorthin verschwindest, wo deinesgleichen hingehören, hätte ich noch eine letzte Frage: Gab es einen Moment, in dem es dich belastet hat? In deinem Fall kann man nämlich nicht mehr von einer Tat im Affekt reden, mein Kind, denn schließlich zogen sich die ungeheuerlichen Ereignisse über eine geraume Zeit hin. Wie konntest du dieses Elend nur Tag für Tag mit ansehen? Ich ertrage es ja nicht einmal, wenn ein Hund misshandelt wird.«

»Rück einfach die Kohle raus, okay?«, erwidert Shandy. »Marino ist weg. Ich habe getan, was du von mir verlangt hast.«

»Die Sache, deretwegen ich nach Charleston kommen musste, obwohl ich wirklich Besseres zu tun hätte, habe ich nicht gewollt. Aber ich werde so lange hierbleiben, bis ich sicher sein kann, dass du endgültig verschwunden bist.«

»Du schuldest mir was.«

»Sollen wir mal zusammenrechnen, wie viel du mich im Lauf der Jahre gekostet hast?«

»Du schuldest mir trotzdem was. Denn du hast mich gezwungen, es zu behalten, obwohl ich es nicht wollte. Ich habe es satt, deine bescheuerte Vergangenheit leben zu müssen, nur weil es dein Gewissen beruhigt. Du hättest es mir jederzeit abnehmen können, doch dazu hattest du ja auch keine Lust. Es hat nur eine Weile gedauert, bis ich dahintergekommen bin. Du hattest auch keinen Bock darauf. Warum also sollte ich dann herhalten?«

»Ist dir klar, dass dieses reizende Hotel in der Meeting Street steht? Wenn meine Suite nach Norden, nicht nach Osten zeigen würde, könnten wir fast ihre Privatpraxis sehen.«

»Sie ist hier der Nazi. Außerdem bin ich sicher, dass er sie richtig gevögelt und nicht nur davon geredet hat. Er hat mich angelogen, damit er die Nacht bei ihr verbringen konnte. Na, das hättest du wohl nicht gedacht! Er ist so scharf auf sie, dass er wie ein Hund bellen oder aufs Katzenklo gehen würde, wenn sie es ihm befiehlt. Du bist mir was dafür schuldig, dass ich das mitgemacht habe. Es wäre nie passiert, wenn du mir nicht mit deinen dämlichen Spielchen gekommen wärst. *Shandy, da wäre so ein dicker, dämlicher Bulle. Was hältst du davon, mir einen Gefallen zu tun?*, hast du gesagt.«

»Du hast auch davon profitiert. Immerhin besitzt du jetzt Informationen, von denen ich gar nicht wusste, dass du sie brauchst«, entgegnet Dr. Seif. »Gut, ich habe dir einen Vorschlag gemacht. Doch du hast ihn ganz sicher nicht aus reiner Nächstenliebe angenommen. Du hast deine Chance gewittert, denn du warst ja schon immer recht fix, wenn es um deinen Vorteil ging. Ich muss zugeben, dass du wirklich einen Riecher dafür hast. Und nun diese wundersame Enthüllung! Vielleicht ist das mein Lohn für all die Mühe, die ich mit dir hatte. Also hat Dr. Kay Scarpetta eine Affäre? Ich frage mich, ob ihr Verlobter wohl etwas davon ahnt.«

»Und was ist mit mir? Schließlich hat das Arschloch mich betrogen! So eine Unverschämtheit! Ich könnte jeden Kerl ins Bett kriegen, und dieser verfettete Wichser betrügt mich.«

»Da hätte ich eine blendende Idee.« Dr. Seif zieht einen Umschlag aus der Tasche ihres Morgenmantels aus roter Seide. »Du erzählst es Benton Wesley.«

»Du bist aber ganz schön ausgekocht.«

»Es ist nur recht und billig, dass er davon erfährt. Hier, dein Verrechnungsscheck. Bevor ich es vergesse.« Sie hält den Umschlag hoch.

»Also willst du schon wieder ein kleines Spiel mit mir treiben.«

»Oh, es ist kein Spiel, mein Kind. Außerdem habe ich zufällig Bentons E-Mail-Adresse hier«, antwortet Dr. Seif. »Mein Laptop steht auf dem Schreibtisch.«

Scarpettas Konferenzzimmer.

»Nichts Ungewöhnliches«, meldet Lucy. »Genauso wie immer.«

»Genauso?«, hakt Benton nach. »Was meinst du mit *wie immer*?«

Die vier sitzen um einen kleinen Tisch im ehemaligen Dienstbotentrakt. Vielleicht hat in diesem Raum einmal eine junge Frau namens Mary gelebt, eine ehemalige Sklavin, die nach dem Bürgerkrieg lieber bei ihrer Familie bleiben wollte, als frei zu sein. Scarpetta hat sich eingehend über die Vergangenheit des Hauses erkundigt. Im Moment wünscht sie, sie hätte es nie gekauft.

»Ich frage noch einmal«, sagt Capitano Poma. »Hat es in letzter Zeit Schwierigkeiten mit ihm gegeben? Berufliche Probleme vielleicht?«

»Hat er denn jemals keine beruflichen Probleme gehabt?«, höhnt Lucy.

Marino ist wie vom Erdboden verschluckt. Scarpetta hat ihn mindestens sechsmal angerufen, ohne dass er sich gemeldet hätte. Lucy hat auf dem Herweg einen Abstecher zu seiner Fischerhütte gemacht. Das Motorrad stand unter dem Haus, aber der Pick-up war fort. Niemand hat aufgemacht: anscheinend nicht zu Hause. Lucy berichtet, sie hätte nur rasch einen Blick durchs Fenster geworfen, aber Scarpetta kennt sie zu gut, um ihr das zu glauben.

»Ja, ich würde sagen, dass er momentan nicht glücklich ist«, sagt Scarpetta. »Er vermisst Florida, bereut den Umzug und hat, wie mir scheint, keine Lust mehr, für mich zu arbeiten. Allerdings ist jetzt nicht der richtige Moment, um über Marinos Probleme zu reden.«

Sie spürt Bentons Augen auf sich. Doch sie zieht es vor, sich Notizen zu machen, diese mit ihren alten Aufzeichnungen zu vergleichen und vorläufige Laborberichte zu studieren, deren Inhalt sie bereits auswendig kennt.

»Er ist nicht umgezogen«, fährt Lucy fort. »Und wenn doch, hat er alle seine Sachen zurückgelassen.«

»Und das wollen Sie bei einem raschen Blick durchs Fenster gesehen haben?« Offenbar hat Lucy die Neugier von Capitano Poma geweckt.

Er beobachtet sie seit Anfang der Besprechung und scheint sie amüsant zu finden. Doch sie straft ihn mit Nichtachtung. Scarpetta mustert er mit derselben Miene wie schon in Rom.

»Was man so alles durch ein Fenster bemerken kann«, sagt er, an Scarpetta gewandt, obwohl eigentlich Lucy gemeint ist.

»Er hat auch seine E-Mails nicht abgefragt«, spricht Lucy weiter. »Möglicherweise nimmt er an, dass ich sie überwache. Kein Schriftwechsel zwischen ihm und Dr. Seif.«

»Mit anderen Worten: Er ist abgetaucht«, stellt Scarpetta fest.

Sie steht auf und lässt die Rollläden herunter, weil es draußen dunkel geworden ist. Es regnet wieder, und zwar bereits seit Lucy sie in Knoxville abgeholt hat. Wegen des Nebels konnte man die Berge dort kaum erkennen. Lucy musste sich auf eine andere Route umdirigieren lassen, sich an Flüssen orientieren und stets langsam auf geringer Höhe fliegen. Nur dem Glück - oder vielleicht dem lieben Gott - ist es zu verdanken, dass sie heil angekommen sind. Die Suche nach Lydia Webster konnte wegen des Wetters nur am Boden fortgesetzt werden. Man hat weder sie, ihre Leiche noch ihren Cadillac gefunden.

»Am besten ordnen wir jetzt unsere Gedanken«, schlägt Scarpetta vor, weil sie nicht über Marino sprechen will, denn sie befürchtet, Benton könnte ihre Gefühle erraten.

Schuldbewusstsein, Zorn und Angst. Anscheinend hat Marino beschlossen, einfach spurlos zu verschwinden. Ohne Vorwarnung ist er in seinen Pick-up gestiegen und davongefahren, ohne sich für den Schaden zu entschuldigen, den er angerichtet hat. Das Reden war ja noch nie seine Sache, und er hat sich auch nie sonderlich angestrengt, seine komplizierten Gefühle zu verstehen. Mit seinem jüngsten Fehltritt ist er offensichtlich überfordert. Sosehr Scarpetta sich auch bemüht, ihn zu vergessen und ihn mit der Nichtachtung zu strafen, die er verdient, hält sich der Gedanke an ihn wie ein beharrlicher Nebel und hüllt alles um sie herum ein. Eine Lüge hat zur nächsten geführt. Benton hat sie vorgeschwindelt, die Heckklappe ihres Geländewagens sei ihr versehentlich auf die Handgelenke gefallen. Daher die

Blutergüsse. Nackt hat er sie noch nicht gesehen.

»Wir müssen versuchen, die uns vorliegenden Informationen zu verstehen«, wendet sie sich an die Anwesenden. »Ich möchte gern über den Sand sprechen. Silizium, also Quarz und Kalkstein, in dem bei hoher Vergrößerung Bruchstücke von Muscheln und Korallen zu sehen sind. Typisch also für Sand in subtropischen Regionen wie beispielsweise hier. Allerdings wundern mich die Schießpulverrückstände, die ich einfach einmal als solche bezeichnen möchte, weil uns eine andere Erklärung für das Vorhandensein von Barium, Antimon und Blei in Sand von einem Strand fehlt.«

»Sofern es Sand von einem Strand ist«, wendet Capitano Poma ein. »Vielleicht stammt er ja auch anderswoher. Dr. Maroni hat mir erzählt, ihn habe ein Patient aufgesucht, der angeblich vor kurzem aus dem Irak zurückgekehrt sei, einem Land also, wo derzeit sehr viel geschossen wird. Möglicherweise hat er den Sand ja aus dem Irak mitgebracht, da er dort den Verstand verloren hat. Als eine Art Souvenir sozusagen.«

»Wir haben keine Gipsanteile gefunden, und die kommen in Wüstensand für gewöhnlich vor«, widerspricht Scarpetta. »Allerdings wissen wir nicht, von welchem Teil des Irak die Rede ist. Dr. Maroni hatte darauf auch keine Antwort.«

»Er hat nicht von einem bestimmten Landesteil gesprochen«, bestätigt Benton.

»Was ist mit seinen Aufzeichnungen?«, erkundigt sich Lucy.

»Es steht nichts davon drin.«

»Der Sand in den verschiedenen Regionen des Irak ist von einer jeweils anderen Beschaffenheit und Morphologie«, erklärt Scarpetta. »Und zwar abhängig davon, wie sich das Sediment abgelagert hat. Auch wenn der hohe Salzanteil nicht zwangsläufig bedeutet, dass der Sand von einem Strand stammt, enthalten beide Proben - die von Drew Martins Leiche und die aus Lydia Websters Haus - einen hohen Prozentsatz an Salz.«

»Meiner Ansicht nach müssen wir klären, warum der Sand dem Täter so wichtig ist«, wirft Benton ein. »Was sagt es über ihn aus? Er nennt sich Sandman. Ist das ein Symbol dafür, dass er Menschen einschläfert? Eine Art von Sterbehilfe also, die vielleicht im Zusammenhang mit dem Klebstoff steht? Ein medizinischer Aspekt womöglich? Es könnte durchaus sein.«

Ein Hinweis ist der Klebstoff. Zwei-Octylcyanoacrylat, ein Material, das im Operationssaal verwendet wird. Hauptsächlich von plastischen Chirurgen und anderen Fachärzten, um kleine Schnittwunden zu versorgen. Beim Militär behandelt man damit Wasserblasen.

»Ob er aus beruflichen Gründen Zugriff auf den Klebstoff hat?«, fragt Scarpetta. »Vielleicht ist es ja gar nichts Symbolisches.«

»Bietet dieser Klebstoff, verglichen mit herkömmlichem Superglue, irgendwelche Vorteile?«, will Capitano Poma wissen. »In der plastischen Chirurgie kenne ich mich nicht so gut aus.«

»Medizinischer Klebstoff ist biologisch abbaubar«, antwortet Scarpetta. »Und nicht krebserregend.«

»Ein gesunder Klebstoff also.« Er lächelt ihr zu.

»So könnte man es ausdrücken.«

»Glaubt er wirklich, dass er Menschen von ihrem Leid erlöst? Könnte sein«, überlegt Benton weiter, ohne darauf einzugehen.

»Sie sagten doch, es ginge um Sex«, wendet Capitano Poma ein.

Er trägt einen dunkelblauen Anzug mit schwarzem Hemd und schwarzer Krawatte und sieht aus wie einer Armani-Anzeige entsprungen oder als käme er gerade von einer Premierenfeier in Hollywood. Jedenfalls passt er in diesem Aufzug nicht nach Charleston und ist Benton seit ihrer Begegnung in Rom nicht sympathischer geworden.

»Ich habe nie behauptet, dass es dem Täter um Sex geht«, erwidert Benton, »sondern lediglich von einer sexuellen Komponente gesprochen, deren er sich möglicherweise selbst gar nicht bewusst ist. Wir wissen nicht, ob er sich sexuell an seinen Opfern vergeht. Nur, dass er sie foltert.«

»Und selbst das ist lediglich eine Vermutung.«

»Sie haben doch die Fotos gesehen, die er an Dr. Seif geschickt hat. Wie würden Sie es denn nennen, wenn jemand eine Frau zwingt, sich nackt in eine Wanne mit kaltem Wasser zu setzen? Vielleicht taucht er sie sogar unter.«

»Keine Ahnung, wie ich das nennen würde«, entgegnet Poma.

»Wenn Sie darauf eine Antwort hätten, würden wir nicht mehr hier sitzen, weil der Mord dann wahrscheinlich aufgeklärt wäre.« Bentons Augen sind stahlhart.

»Ich finde es ziemlich an den Haaren herbeigezogen, dass er das Leiden seiner Opfer lindern will«, erwidert Capitano Poma. »Insbesondere dann, wenn Ihre Theorie zutrifft, dass er sie foltert. Denn das hieße doch, dass er Spaß daran hat, andere zu quälen.«

»Das klingt zwar plausibel, doch wir haben es nicht mit einem logisch denkenden Menschen zu tun. Unser Täter ist organisiert, schlau und gerissen, intelligent und gebildet. Er weiß, wie man in ein Haus einbricht, ohne Spuren zu hinterlassen. Möglicherweise ist er Kannibale und glaubt, dass er sich mit seinen Opfern vereint, indem er sie in sich aufnimmt. Vielleicht lebt er ja wirklich in dem Wahn, dass er eine emotionale Bindung zu ihnen hat und sich ihnen gegenüber gnädig verhält.«

»Die Indizien.« Das ist Lucys Element. »Meinst du, er weiß, dass der Sand Pulverspuren enthält?«

»Könnte sein«, antwortet Benton.

»Ich bezweifle das stark«, widerspricht Scarpetta. »Jetzt mal im Ernst. Selbst wenn der Sand von einer Art Schlachtfeld stammt, also einem Ort, der eine bestimmte Bedeutung für ihn hat, muss er deshalb nicht dessen chemische Zusammensetzung kennen. Warum sollte er auch?«

»Ein berechtigter Einwand. Vermutlich bringt er den Sand zum Tatort mit«, räumt Benton ein. »Dasselbe gilt, wie ich annehme, auch für die Gerätschaften und Schneidewerkzeuge. Allerdings erfüllt

seine Ausrüstung sicher nicht nur rein praktische Zwecke, sondern strotzt gleichzeitig von Symbolik. Er gehorcht Impulsen, die wir nur verstehen können, wenn uns die Bedeutung dieser Symbole klar wird.«

»Seine Symbole sind mir eigentlich schnurzegal«, lässt sich Lucy vernehmen. »Ich finde seine E-Mails an Dr. Seif um einiges aufschlussreicher. Meiner Meinung nach sind sie der springende Punkt. Warum ausgerechnet Dr. Seif? Und weshalb hackt er sich ins drahtlose Netzwerk der Hafenverwaltung ein? Aus welchem Grund klettert er über den Zaun - und davon müssen wir ausgehen - und verkriecht sich in einem unbenutzten Frachtcontainer? Ich könnte mir da gemütlichere Verstecke vorstellen.«

Lucy ist auf ihre übliche Methode vorgegangen und am frühen Abend über den Zaun des Verladehofs gestiegen, um sich persönlich ein Bild zu machen. Sie hatte nämlich einen Verdacht. Von wo aus kann sich ein Mensch wohl am besten unbemerkt in das Computernetzwerk einhacken? Die Antwort hat sie in einem zerbeulten Container erhalten, wo sie einen Tisch, einen Stuhl und einen WLAN-Router vorgefunden hat. Inzwischen hat Scarpetta viel über Bull und den Abend nachgedacht, an dem er beschlossen hat, in der Nähe der ungenutzten Container einen Joint zu rauchen, und dort einem Messerstecher in die Arme gelaufen ist. War der Unbekannte mit dem Messer vielleicht der Sandman? Ist Bull womöglich seinem Schlupfwinkel zu nah gekommen? Wie gern würde Scarpetta ihm diese Fragen stellen, aber sie hat ihn nicht mehr gesehen, seit sie zusammen den Revolver und die Goldmünze auf der Straße entdeckt haben.

»Ich habe nichts angefasst«, fährt Lucy fort. »In der Hoffnung, dass er meinen Besuch nicht bemerkt. Allerdings könnte er trotzdem Verdacht geschöpft haben, denn er hat heute Abend wieder keine E-Mails vom Hafen abgeschickt.«

»Was sagt der Wetterbericht?«, fragt Scarpetta mit einem Blick auf die Uhr.

»Gegen Mitternacht soll es aufklaren. Ich schaue kurz im Labor vorbei und fahre dann zum Flughafen«, erwidert Lucy.

Sie steht auf. Capitano Poma folgt ihrem Beispiel. Nur Benton bleibt sitzen. Als Scarpetta ihn ansieht, melden sich ihre Ängste wieder.

»Ich muss noch kurz mit dir sprechen«, meint er. Lucy und Capitano Poma verabschieden sich. Scarpetta schließt die Tür.

»Vielleicht sollte ich besser anfangen. Du bist unangekündigt hier in Charleston aufgetaucht«, beginnt sie. »Du hast nicht angerufen. Seit Tagen hatte ich nichts mehr von dir gehört. Und dann spazierst du gestern Abend einfach zur Tür herein. Mit ihm ...«

»Kay«, antwortet er, greift nach seinem Aktenkoffer und stellt ihn auf seinem Schoß ab. »Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt.«

»Du hast kaum ein Wort mit mir gewechselt.«

»Können wir nicht...?«, setzt er an.

»Nein, wir können das nicht auf später verschieben. Ich schaffe es kaum noch, mich zu konzentrieren. Rose braucht mich, ich habe so viel zu tun, alles fällt auseinander, und ich weiß genau, worüber du mit mir reden willst. Ich kann dir gar nicht sagen, was in mir vorgeht. Vielleicht bringe ich es ja wirklich

nicht über mich. Ich habe wirklich Verständnis dafür, falls du eine Entscheidung gefällt haben solltest.«

»Ich wollte nicht vorschlagen, es auf später zu verschieben«, sagt Benton. »Sondern nur, dass es besser wäre, wenn wir einander ausreden lassen.«

Das bringt sie aus dem Konzept. Sie sieht das Leuchten in seinen Augen, von dem sie immer geglaubt hat, dass es nur für sie bestimmt ist. Nun befürchtet sie, es könnte nicht so sein und sei auch nie so gewesen. Als er sie mustert, wendet sie den Blick ab.

»Worüber möchtest du mit mir sprechen, Benton?«

»Über ihn.«

»Otto?«

»Ich traue ihm nicht. Hat er tatsächlich darauf gewartet, dass der Sandman aufkreuzt, um seine E-Mails abzuschicken? Zu Fuß? Im Regen? Bei Dunkelheit? Hat er dir seinen Besuch angekündigt?«

»Offenbar hat er irgendwoher erfahren, was hier geschieht und dass es Zusammenhänge zwischen dem Fall Drew Martin und den Ereignissen in Charleston und auf Hilton Head gibt.«

»Ob Dr. Maroni geplaudert hat?«, überlegt Benton. »Keine Ahnung. Der Mann ist wie ein Phantom.« Er meint den Capitano. »Auf Schritt und Tritt stolpert man über ihn. Ich traue ihm nicht.«

»Vielleicht bin ich ja diejenige, der du nicht traust«, erwidert sie. »Sprich es doch endlich aus und bring es hinter dich.«

»Ich traue ihm nicht.«

»Dann solltest du nicht so viel Zeit mit ihm verbringen.«

»Das tue ich auch nicht. Keine Ahnung, was er den ganzen Tag so treibt. Allerdings werde ich den Eindruck nicht los, dass er deinetwegen in Charleston ist. Seine Absichten sind doch sonnenklar: Er will sich als Held aufspielen, um dich zu beeindrucken und ins Bett zu kriegen. Ich kann dir nicht verdenken, dass du ihn attraktiv findest. Er ist charmant, das muss ich ihm lassen.«

»Bist du etwa eifersüchtig auf ihn? Er kann dir doch nicht das Wasser reichen. Außerdem habe ich nichts getan, um solch einen Verdacht zu rechtfertigen. Schließlich bist du derjenige, der oben im Norden wohnt und mich hier allein lässt. Ich habe vielmehr das Gefühl, dass du diese Beziehung beenden möchtest. Sag es doch einfach und bring es hinter dich.« Scarpetta betrachtet den Ring an ihrer linken Hand. »Soll ich ihn abnehmen?« Sie zerrt daran.

»Nicht!«, protestiert Benton. »Bitte nicht. Ich glaube nicht, dass du das wirklich willst.«

»Was ich will, spielt hier keine Rolle. Offenbar habe ich mir das selbst eingebrockt.«

»Ich kann verstehen, dass andere Männer sich in dich verlieben und mit dir ins Bett wollen. Soll ich dir erklären, wo das wirkliche Problem liegt?«

»Ich gebe dir besser den Ring zurück.«

»Lass mich zuerst ausreden«, beharrt Benton. »Es wird langsam Zeit, dass du dich damit auseinandersetzt. Als dein Vater starb, hat er einen Teil von dir mitgenommen.«

»Bitte sei nicht grausam.«

»Weil er dich angebetet hat«, fährt Benton fort. »Was blieb ihm auch anderes übrig? Sein wunderschönes, hochintelligentes, braves kleines Mädchen.«

»Es tut mir weh, wenn du darüber sprichst.«

»Ich sage dir nur die Wahrheit, Kay, und es ist wichtig, dass du mir zuhörst.« Das Licht leuchtet wieder in seinen Augen.

Sie weicht seinem Blick aus.

»An diesem Tag hat etwas in dir beschlossen, dass es zu gefährlich ist, es wahrzunehmen, wenn jemand dich bewundert, liebt oder sexuell begehrt. Was ist, wenn er wieder stirbt? Das wäre mehr, als du ertragen könntest. Also blendest du deine Sexualität aus, denn wie könntest du mit Polizisten und Staatsanwälten zusammenarbeiten, wenn du ständig daran denken müsstest, dass sie sich vorstellen, wie du nackt aussiehst?«

»Hör auf. Warum tust du mir das an?«

»Und so ignorierst du es einfach.«

»Ich mache mich eben lieber frei von derartigen Dingen. Das heißt aber noch lange nicht, dass ich mir das, was passiert ist, selbst zuzuschreiben habe.«

»Selbstverständlich nicht.«

»Ich will nicht mehr hier wohnen«, fährt sie fort. »Und ich sollte dir den Ring zurückgeben. Immerhin ist er von deiner Urgroßmutter.«

»Willst du wieder von zu Hause weglaufen? Wie damals, als du niemanden mehr hattest außer deiner Mutter und Dorothy? Du bist geflohen, ohne je irgendwo anzukommen, und hast dich hinter deinem Studium und deiner Karriere verschanzt. So schnell bist du gerannt, dass du zu beschäftigt warst, um etwas zu fühlen. Und jetzt möchtest du wieder abhauen, genau wie Marino.«

»Ich hätte ihn nicht ins Haus lassen sollen.«

»Seit zwanzig Jahren geht er bei dir ein und aus. Welchen Grund hättest du also haben sollen, dich anders zu verhalten als sonst? Außerdem war er so betrunken, dass er sich selbst gefährdet hätte. Du bist nun einmal ein hilfsbereiter Mensch.«

»Weißt du es von Rose oder von Lucy?«

»Indirekt von Dr. Seif. Sie hat mir in einer E-Mail mitgeteilt, du und Marino hättet eine Affäre. Den

Rest habe ich von Lucy erfahren. Die Wahrheit. Schau mich an, Kay. Weich mir nicht aus.«

»Versprich mir, dass du ihn in Ruhe lässt. Sonst würdest du es nur noch schlimmer machen, denn dann wärst du wie er. Deshalb bist du mir also aus dem Weg gegangen, hast deinen Besuch in Charleston nicht angekündigt und mich kaum noch angerufen.«

»Ich bin dir nicht aus dem Weg gegangen. Wo soll ich anfangen? Es gibt so viel zu sagen.«

»Was denn sonst noch?«

»Wir hatten eine Patientin«, beginnt er. »Dr. Seif hat sich mit ihr angefreundet, wenn man das überhaupt so nennen kann. Jedenfalls hat sie diese Patientin als geistesschwach bezeichnet, und wenn so etwas von Dr. Seif kommt, ist das keine Beschimpfung oder ein Scherz, sondern ein Urteil. Eine Diagnose. Kurz darauf wurde die Patientin nach Hause entlassen, wo sie keine Ansprache hatte. Ihr erster Weg führte in den nächstbesten Schnapsladen. Offenbar hat sie fast eine ganze Flasche Wodka getrunken und sich dann aufgehängt. Es ist so vieles geschehen, von dem du nichts weißt. Deshalb war ich in letzter Zeit so abwesend und habe kaum mit dir gesprochen.«

Er klappt seinen Aktenkoffer auf und holt den Laptop heraus.

»Ich habe es vermieden, die Telefone im Krankenhaus oder WLAN zu benutzen und bin überhaupt sehr vorsichtig gewesen. Sogar zu Hause. Auch ein Grund, warum ich dort weg wollte. Jetzt interessiert dich sicher, was los ist, aber ich muss dir leider sagen, dass ich selbst im Dunkeln tappe. Sicher hat es etwas mit Paolos elektronisch gespeicherten Patientenakten zu tun. Denen, in die Lucy sich einhacken konnte. Allerdings hätte das jeder X-Beliebige geschafft, weil er sie unzureichend gesichert hatte.«

»Jedoch nur, wenn derjenige weiß, wo er nachschauen muss. Lucy ist schließlich nicht jeder X-Beliebige.«

»Auch ihre Möglichkeiten waren begrenzt, weil sie sich über das Netzwerk in seinen Computer einloggen musste, anstatt Zugriff zum Gerät selbst zu haben.« Benton schaltet seinen Laptop an und steckt eine CD ins Laufwerk. »Rück näher.«

Scarpetta rückt ihren Stuhl neben seinen und blickt ihm über die Schulter. Ein Text erscheint auf dem Bildschirm.

»Dieses Dokument haben wir uns doch bereits angesehen!«, sagt sie, als sie die von Lucy aufgestöberte Datei erkennt.

»Stimmt nicht ganz«, widerspricht Benton. »Mit allem Respekt vor Lucy habe auch ich Kontakt zu einigen fähigen Leuten. Nicht so genial wie sie vielleicht, aber für den Notfall genügt es. Was du hier vor dir hast, ist eine Datei, die gelöscht und dann wiederhergestellt wurde. Es handelt sich nicht um den Text, den Lucy dir gezeigt hat, nachdem sie Josh das Passwort des Systemadministrators entlocken konnte. Diese Datei ist eine von vielen Kopien und um einiges später entstanden.«

Scarpetta blättert die Seite hinunter und studiert sie. »Ich kann keinen Unterschied feststellen.«

»Es ist auch nicht der Textinhalt, der sich verändert hat, sondern das hier.« Er tippt auf den Dateinamen

am oberen Bildschirmrand. »Fällt dir dasselbe auf wie mir, als Josh mich darauf aufmerksam gemacht hat?«

»Hoffentlich kannst du Josh vertrauen.«

»Kann ich, und zwar aus gutem Grund. Er hat nämlich ebenso wie Lucy etwas Verbotenes getan. Die beiden sind unverbesserlich. Zum Glück arbeiten sie Hand in Hand. Außerdem hat er ihr die kleine Schwindelei inzwischen verziehen. Er war sogar beeindruckt.«

»Der Dateiname lautet MSNOT-21-10-0-6«, stellt Scarpetta fest. »Wie ich annehme, handelt es sich bei MS um die Initialen des Patienten und die Notizen, die Dr. Maroni sich zu ihm gemacht hat. 21-10-0-6 steht für den 21. Oktober 2006.«

»Richtig. Die Datei heißt MSNOT.« Wieder berührt Benton den Bildschirm. »Die Datei wurde mehrfach kopiert. Dabei wurde versehentlich der Name geändert. Ein Tippfehler vielleicht. So ähnlich muss es gewesen sein. Möglicherweise ist es auch absichtlich passiert, damit die ursprüngliche Version nicht überschrieben wurde.

Ich mache das manchmal so, wenn ich den Entwurf noch behalten möchte. Das Interessante daran ist, dass Josh sämtliche Dateien, die sich auf den fraglichen Patienten beziehen, wiederhergestellt und dabei herausgefunden hat, dass die erste Version vor zwei Wochen entstanden ist.«

»Könnte es sich nicht auch um die erste Version handeln, die er auf dieser speziellen Festplatte gespeichert hat?«, mutmaßt Scarpetta. »Er könnte die Datei auch vor zwei Wochen geöffnet und sie dann gesichert haben, wodurch sich der Datumsstempel geändert hätte. Allerdings beantwortet das nicht die Frage, warum er sich seine Aufzeichnungen angesehen hat, bevor wir ihn überhaupt darauf angesprochen haben, dass der Sandman sein Patient war. Als Dr. Maroni nach Rom abgereist ist, hatten wir noch nie etwas vom Sandman gehört.«

»Ein guter Einwand«, meint Benton. »Außerdem wäre da noch die Tatsache, dass die Akte gefälscht ist. Ja, wir haben es eindeutig mit einer Fälschung zu tun, denn Paolo hat diesen Text geschrieben, kurz bevor er nach Rom geflogen ist, und zwar am 27. April, also dem Tag, an dem Dr. Seif ins McLean Hospital aufgenommen wurde - um genau zu sein, erst wenige Stunden vor ihrer Ankunft. Da bin ich mir verhältnismäßig sicher, weil Paolo zwar seinen Papierkorb geleert hat, doch auch diese Dateien nicht vollständig löschen konnte. Josh hat sie ebenfalls wiederhergestellt.«

Benton öffnet eine weitere Datei, diesmal einen Rohentwurf der Anmerkungen, die Scarpetta bereits kennt - nur dass die Initialen des Patienten hier nicht MS, sondern WR lauten.

»Ich habe ganz den Eindruck, dass Dr. Seif sich mit Paolo in Verbindung gesetzt hat. Davon müssen wir schon allein deshalb ausgehen, weil sie schließlich nicht aus heiterem Himmel im Krankenhaus auftauchen konnte. Anscheinend hat sie ihm am Telefon etwas mitgeteilt, das ihn dazu veranlasst hat, diese Notizen zu verfassen«, stellt Scarpetta fest.

»Die Initialen des Patienten im Dateinamen sind ein weiteres Indiz dafür, dass die Unterlagen gefälscht sind«, ergänzt Benton. »Eine Datei so zu benennen, verstößt nämlich gegen die Vorschriften. Und selbst wenn man die Regeln und den gesunden Menschenverstand in den Wind schlägt, ergibt es keinen Sinn, diese Patienten-Initialen anschließend wieder zu ändern. Welchen Grund kann er gehabt haben, dem

Patienten einen anderen Namen zu geben? Wozu ein Pseudonym? Ich habe Paolo immer für einen klugen Mann gehalten.«

»Vielleicht existiert der Patient ja gar nicht«, wendet Scarpetta ein.

»Weißt du jetzt, worauf ich die ganze Zeit hinauswill?«, entgegnet Benton. »Meiner Ansicht nach war der Sandman niemals bei Paolo in Behandlung.«

Als Scarpetta kurz vor zehn das Haus betritt, in dem Rose wohnt, ist Ed, der Portier, nirgendwo zu sehen. Es nieselt, der dichte Nebel lüftet sich, und die Wolken rasen über den Himmel, während die Schlechtwetterfront aufs Meer hinauszieht.

Sie geht in Eds Büro und sieht sich um. Auf dem Schreibtisch kann sie nur ein Rolodex, ein Notizbuch mit der Aufschrift *Bewohner*, einen Stapel ungeöffneter Briefe - an Ed und seine Kollegen adressiert —, einige Stifte, einen Hefter und persönliche Gegenstände wie eine Plakette mit eingelassener Uhr, eine Anglertrophäe, ein Mobiltelefon, einen Schlüsselring und eine Brieftasche erkennen. Sie untersucht die Brieftasche. Sie gehört Ed. Offenbar ist er heute Abend nur mit drei Dollar in der Tasche zum Dienst angetreten.

Scarpetta schaut links und rechts den Flur entlang: kein Ed. Also kehrt sie ins Büro zurück und blättert das Buch mit der Aufschrift *Bewohner* durch, bis sie weiß, dass Gianni Lupanos Wohnung im obersten Stockwerk liegt. Sie fährt mit dem Aufzug nach oben und lauscht an der Tür. Drinnen spielt gedämpfte Musik. Als sie läutet, hört sie, dass sich drinnen jemand bewegt. Schritte ertönen. Dann öffnet sich die Tür, und Scarpetta steht vor Ed.

»Wo ist Gianni Lupano?« Sie schiebt sich an ihm vorbei. Aus im Raum verteilten Lautsprechern klingt Santana.

Durch das offene Wohnzimmerfenster weht Wind herein.

Eds Augen sind vor Angst geweitet, und seine Worte überschlagen sich. »Ich weiß nicht, was ich tun soll. Eine Tragödie. Ich verstehe das nicht.«

Scarpetta blickt aus dem offenen Fenster. Als sie hinunterspäht, kann sie in der Dunkelheit nur dichtes Gebüsch, den Gehweg und die Straße ausmachen. Sie tritt zurück und lässt den Blick durch die luxuriöse, mit Marmor, pastellfarbenem Putz, eleganten Stuckdecken, italienischen Ledermöbeln und moderner Kunst ausgestattete Wohnung schweifen. In den Regalen stehen antike, geschmackvoll gebundene Bücher, vermutlich von einem Innenarchitekten nach laufendem Meter gekauft. Eine andere Wand wird von einem Heimkino und einer Stereoanlage eingenommen, die viel zu groß für den Raum sind.

»Was ist passiert?«, wendet sie sich an Ed.

»Er hat mich vor etwa zwanzig Minuten angerufen«, antwortet dieser aufgeregt. »Hey, Ed, haben Sie mein Auto angelassen?, hat er sich erkundigt. Ja, warum wollen Sie das wissen?, habe ich gesagt. Ich war ziemlich nervös deswegen.«

Scarpetta bemerkt etwa sechs Tennisschläger, die in ihren Taschen an der Wand hinter dem Sofa lehnen. Daneben befindet sich ein Stapel Tennisschuhe, noch in den Kartons. Auf einem italienischen Couchtisch, der ganz und gar aus Glas besteht, liegt ein Stoß Tenniszeitschriften. Auf einem Titelblatt setzt Drew Martin gerade zu einem Schmetterball an.

»Weshalb waren Sie denn nervös?«, hakt sie nach.

»Die junge Dame, Lucy, hat den Wagen angelassen, weil sie etwas nachschauen wollte. Ich habe befürchtet, er könnte dahintergekommen sein. Aber das war offenbar nicht der Grund seines Anrufs, denn er meinte: *Sie haben sich immer so gut um das Auto gekümmert. Ich möchte, dass Sie es bekommen. - Was? Wovon reden Sie, Mr. Lupano? Ich kann doch nicht einfach Ihr Auto nehmen?*, habe ich geantwortet. *Warum wollen Sie denn so ein schönes Auto verschenken?* Und da sagte er: *Ed, Sie kriegen es schriftlich von mir, damit alle wissen, dass das Auto jetzt Ihnen gehört.* Und so bin ich so schnell wie möglich nach oben gefahren. Die Tür war nicht abgeschlossen, so als wollte er jeden in die Wohnung lassen. Und da habe ich gesehen, dass das Fenster offen war.«

Er deutet darauf, als ob Scarpetta das nicht schon längst festgestellt hätte.

Während er hinaushastet, verständigt sie die Polizei, erklärt der Telefonistin, dass offenbar jemand aus dem Fenster gesprungen ist, und nennt die Adresse. Im Aufzug berichtet Ed weiter, er habe sicherheitshalber die Wohnung abgesucht und ein Stück Papier gefunden, dieses aber auf dem Bett liegen gelassen. Immer wieder habe er nach Mr. Lupano gerufen und gerade die Polizei alarmieren wollen, als Scarpetta erschienen sei.

Unten durchquert eine alte Frau langsam die Vorhalle. Ihr Stock klappert auf dem Marmorboden. Scarpetta und Ed eilen an ihr vorbei und aus dem Gebäude. In der Dunkelheit laufen sie um die Ecke und bleiben unmittelbar unter Lupanos offenem Fenster stehen, das sich hell erleuchtet von der Fassade abhebt. Als Scarpetta sich durch eine hohe Hecke zwängt, schnalzen die Zweige knackend zurück. Sie findet ihre schlimmsten Erwartungen bestätigt: Die nackte Leiche liegt verkrümmt an der Backsteinmauer des Hauses. Gliedmaßen und Hals sind in unnatürlichen Winkeln verrenkt. Blut glänzt in der Finsternis. Als Scarpetta zwei Finger an die Karotidarterie hält, fühlt sie keinen Puls. Sie dreht den Mann auf den Rücken und beginnt mit der Mund-zu-Mund-Beatmung. Schließlich blickt sie auf und wischt sich das Blut von Gesicht und Mund. Sirenen heulen, die zuckenden Blaulichter sind schon an der East Bay zu sehen. Scarpetta rappelt sich auf und kämpft sich wieder durch die Hecke.

»Kommen Sie«, fordert sie Ed auf. »Schauen Sie sich den Mann an und sagen Sie mir, ob es Lupano ist.«

»Ist er ...?«

»Sehen Sie ihn sich einfach an.«

Ed tastet sich durchs Gebüsch und kehrt im Eiltempo zurück.

»Um Gottes willen!«, ruft er. »Oh, nein! Oh, mein Gott!«

»Ist er es?«, fragt sie. Ed nickt. Scarpetta ist ein wenig mulmig zumute, weil sie gerade eine ungeschützte Mund-zu-Mund-Beatmung durchgeführt hat. »Wo waren Sie, als er Sie vorhin wegen seines Porsche anrief?«

»An meinem Schreibtisch.« Ed blickt ängstlich hin und her. Er schwitzt, fährt sich immer wieder mit der Zunge über die Lippen und räuspert sich.

»Hat jemand etwa um die Zeit des Anrufs oder kurz davor das Haus betreten?«

Mit heulenden Sirenen stoppen einige Streifenwagen und ein Krankenwagen am Straßenrand, sodass Eds Gesicht in den Schein zuckender Blaulichter getaucht wird. »Nein«, antwortet er. Bis auf einige Bewohner habe er niemanden gesehen.

Türen werden zugeschlagen, Funkgeräte knattern, Motoren tuckern. Polizisten und Sanitäter springen aus ihren Fahrzeugen.

»Ihre Brieftasche liegt auf dem Schreibtisch«, sagt Scarpetta zu Ed. »Hatten Sie sie gerade herausgeholt, als das Telefon läutete?« Dann wendet sie sich an die Polizisten in Zivil. »Da drüben.« Sie deutet auf die Hecke. »Er kam von dort oben.« Sie weist auf das erleuchtete offene Fenster in der obersten Etage.

»Sie sind doch die neue Pathologin.« Der Detective mustert sie fragend.

»Ja.«

»Haben Sie ihn für tot erklärt?«

»Das ist Aufgabe des Leichenbeschauers.«

Der Detective will gerade auf das Gebüsch zusteuern, als sie ihm bestätigt, dass der Mann - vermutlich Lupano, wenn sie nicht alles täuscht - tot ist. »Ich brauche noch Ihre Aussage, gehen Sie nicht weg«, ruft er ihr zu. Das Gebüsch raschelt und knackt, als er sich hindurchzwängt.

»Ich kapiere nicht, was meine Brieftasche damit zu tun haben soll«, sagt Ed.

Scarpetta macht den Sanitätern mit ihrer Trage und ihren Gerätschaften Platz. Sie marschieren zur Hausecke, um von dort aus hinter die Hecke zu schlüpfen, anstatt sich auf direktem Wege durchs Geäst zu arbeiten.

»Ihre Brieftasche liegt auf dem Schreibtisch. Und die Tür steht sperrangelweit offen. Machen Sie das immer so?«, erkundigt sich Scarpetta bei Ed.

»Können wir drinnen weiterreden?«

»Wir wollen zuerst unsere Aussage bei der Polizei machen«, antwortet sie. »Dann können wir reingehen.«

Sie bemerkt eine Frau im Morgenmantel, die auf sie zueilt. Sie kommt ihr vertraut vor, und bald wird ihr klar, dass es Rose ist. Scarpetta läuft auf sie zu.

»Nicht näher kommen«, warnt sie.

»Als ob man mich noch schockieren könnte.« Rose blickt hinauf zum erleuchteten Fenster. »Das war seine Wohnung, oder?«

»Von wem?«

»Was ist nach diesen Ereignissen anderes zu erwarten?« Sie hustet und holt tief Luft. »Ihm ist doch

nichts geblieben.“

»Aber warum ausgerechnet jetzt?«

»Vielleicht war Lydia Webster der Anlass. Es kam überall in den Nachrichten. Wir beide wissen, dass sie tot ist«, entgegnet Rose.

Scarpetta lässt sie reden und stellt sich dabei einige Fragen: Was bringt Rose auf den Gedanken, dass Lupano von Lydia Websters Schicksal betroffen sein könnte? Und woher weiß sie, dass er tot ist?

»Ich fand, dass er ziemlich überzeugt von sich war«, sagt Rose und starrt auf das dunkle Gebüsch unter dem Fenster.

»Mir war gar nicht klar, dass Sie ihn kannten.«

»Ich habe ihn nur einmal getroffen und wusste gar nicht, wer er ist, bevor Ed es mir erzählt hat. Er sprach mit Ed im Büro. Es ist schon ziemlich lange her. Er wirkte ziemlich ungehobelt, sodass ich ihn zuerst für einen Handwerker gehalten habe. Ich hatte keine Ahnung, dass er Drew Martins Trainer war.«

Als Scarpetta den dunklen Gehweg entlangblickt, stellt sie fest, dass Ed bereits mit dem Detective spricht. Die Sanitäter schieben die Trage in den Krankenwagen. Blaulichter zucken. Polizisten suchen die Umgebung mit der Taschenlampe ab.

»Einem Talent wie Drew Martin begegnet man nur einmal im Leben. Was ist ihm noch geblieben?«, wiederholt Rose. »Wahrscheinlich gar nichts. Menschen sterben, wenn es sich für sie nicht mehr zu leben lohnt. Ich habe vollstes Verständnis dafür.«

»Kommen Sie. Sie sollten nicht hier draußen in der Nässe herumstehen. Ich bringe Sie ins Haus«, schlägt Scarpetta vor.

Sie biegen gerade um die Ecke, als Henry Hollings die Vortreppe hinunterläuft. Ohne sie eines Blickes zu würdigen, geht er zielstrebig und raschen Schrittes weiter. Scarpetta schaut ihm nach, bis er am Deich an der East Bay Street in der Dunkelheit nicht mehr zu sehen ist.

»War er schon vor der Polizei da?«, wundert sich Scarpetta.

»Er wohnt nur fünf Minuten von hier«, antwortet Rose. »Er besitzt ein großes Anwesen an der Battery.«

Scarpetta starrt weiter in die Richtung, wo Hollings verschwunden ist. Die beiden beleuchteten Schiffe am Hafenrand wirken wie aus gelben Legosteinen zusammengesetzt. Allmählich klart es auf, sodass sie einige Sterne erkennen kann. Scarpetta spricht Rose nicht darauf an, wie merkwürdig sie es findet, dass der Leichenbeschauer von Charleston County gerade an einem Verstorbenen vorbeigegangen ist, ohne ihn sich anzusehen. Er hat den Mann weder für tot erklärt noch sonst seines Amtes gewaltet. Sie steigt mit Rose in den Aufzug. Rose gelingt es nicht, zu verbergen, dass sie im Moment nicht den geringsten Wert auf Scarpettas Gesellschaft legt.

»Es geht mir gut«, verkündet sie und hält den Arm in die Lichtschränke der Lifttüren, ohne sich von der Stelle zu rühren. »Jetzt lege ich mir wieder ins Bett. Sicher will die Polizei mit Ihnen sprechen.«

»Es ist nicht mein Fall.«

»Man will immer mit Ihnen sprechen.«

»Erst nachdem ich Sie wohlbehalten in Ihre Wohnung begleitet habe.«

»Vielleicht hat er angenommen, dass Sie sich darum kümmern werden, weil Sie nun schon einmal hier sind«, sagt Rose. Sie nimmt ihren Arm aus der Lichtschränke. Die Türen schließen sich. Scarpetta drückt den Knopf für Roses Etage.

»Meinen Sie den Leichenbeschauer?« Und dabei hat Scarpetta sich doch eigens die Bemerkung verkneipen, warum Hollings sich so einfach aus dem Staub gemacht hat.

Rose ist zu sehr außer Atem, um etwas zu sagen, als sie den Flur zu ihrer Wohnung entlanggehen. Vor der Tür tätschelt sie Scarpettas Arm.

»Schließen Sie auf, dann bin ich weg«, sagt Scarpetta.

Rose holt den Schlüssel heraus. Offenbar möchte sie die Tür nicht in Scarpettas Gegenwart öffnen.

»Los, rein mit ihnen«, fordert Scarpetta sie auf.

Rose rührt sich nicht. Doch mit ihrem Herumgedruckse weckt sie nur Scarpettas Neugier. Zu guter Letzt nimmt Scarpetta ihr den Schlüssel aus der Hand und öffnet die Tür. Zwei Sessel stehen am Fenster mit Blick auf den Hafen. Dazwischen sieht sie einen Tisch mit zwei Weingläsern und einer Schale voller Nüsse.

»Der Mann, mit dem Sie sich treffen«, stellt Scarpetta fest und tritt unaufgefordert ein, »ist Henry Hollings.« Sie zieht die Tür zu und schaut Rose in die Augen. »Deshalb hatte er es gerade so eilig. Die Polizei hat ihn wegen Lupano angerufen. Er hat Ihnen erzählt, was passiert ist, und sich dann verdrückt. So kann er kurz darauf wiederkommen, und niemand ahnt, dass er gerade schon einmal hier war.«

Sie geht zum Fenster, als könnte sie ihn draußen auf der Straße sehen. Dann wirft sie einen Blick nach unten. Roses Wohnung ist nicht weit von Lupanos entfernt.

»Als Person des öffentlichen Lebens muss er vorsichtig sein«, sagt Rose und lässt sich erschöpft und blass aufs Sofa sinken. »Wir begehen keinen Ehebruch. Seine Frau ist verstorben.«

»Weshalb dann die Heimlichtuerei?« Scarpetta setzt sich neben sie. »Verzeihung, aber das begreife ich nicht.«

»Um mich zu schützen.« Sie holt tief Luft.

»Wovor?«

»Wenn es sich herumspricht, dass der Leichenbeschauer etwas mit Ihrer Sekretärin hat, würden manche Leute sicher Schlüsse daraus ziehen. Die Medien würden bestimmt einen Skandal wittern.«

»Ich verstehe.«

»Nein, tun Sie nicht«, erwidert Rose.

»Mir geht es doch nur darum, dass Sie glücklich sind.«

»Bis zu Ihrem Besuch bei ihm musste ich davon ausgehen, dass Sie ihn nicht ausstehen können. Das war nicht sehr hilfreich«, fährt Rose fort.

»Dann ist es meine Schuld, weil ich ihm keine Chance gegeben habe«, antwortet Scarpetta.

»Jedenfalls bin ich dadurch in eine arge Zwickmühle geraten. Sie haben ihm die schlimmsten Dinge unterstellt, und umgekehrt war es auch nicht viel besser.« Rose ringt nach Atem. Ihr Zustand hat sich offenbar verschlechtert. Der Krebs zerfrisst sie vor Scarpettas Augen.

»Ab jetzt wird alles anders«, sagt sie zu Rose.

»Er war so froh, dass Sie zu ihm gekommen sind.« Hustend greift Rose nach einem Papiertaschentuch. »Deshalb war er heute Abend hier. Er wollte mir alles erzählen und hat über nichts anderes geredet. Er mag Sie und möchte, dass Sie zusammenarbeiten. Nicht gegeneinander.« Als sie wieder hustet, ist das Taschentuch mit Blut gesprenkelt.

»Weiß er es?«

»Natürlich. Von Anfang an.« Schmerz malt sich auf ihr Gesicht. »Wir haben uns in der kleinen Weinhandlung an der East Bay kennengelernt. Liebe auf den ersten Blick. Wir haben über die Vorzüge von Burgunder im Vergleich mit Bordeaux geplaudert. Als ob ich eine Ahnung von Weinen hätte! Aus heiterem Himmel hat er mir vorgeschlagen, wir könnten doch ein Fläschchen zusammen trinken. Er wusste nicht, wo ich arbeite. Das war nicht der Grund, warum er mich angesprochen hat. Dass ich bei Ihnen beschäftigt bin, hat er erst viel später erfahren.«

»Für mich ist das nicht wichtig.«

»Er liebt mich. Immer wieder erkläre ich ihm, dass unsere Beziehung keine Zukunft hat. Aber er antwortet, wenn man jemanden liebt, ist das eben nicht zu ändern. Wer könne schon sagen, wie viel Zeit ihm noch vergönnt ist? So sieht Henry das Leben.«

Scarpetta verabschiedet sich von Rose und geht nach unten, wo Hollings mit dem Detective spricht. Die beiden Männer stehen neben dem Gebüsch, in dem die Leiche gefunden wurde. Inzwischen sind Krankenwagen und Feuerwehr verschwunden. Bis auf ein ziviles Polizeifahrzeug und einen Streifenwagen stehen keine Autos mehr vor dem Gebäude.

»Ich dachte schon, Sie hätten sich aus dem Staub gemacht«, sagt der Detective, als Scarpetta näher kommt.

»Ich habe Rose nur in ihre Wohnung begleitet«, wendet sie sich an Hollings.

»Am besten bringe ich Sie auf den neuesten Stand der Dinge«, beginnt Hollings. »Die Leiche wurde ans Gerichtsmedizinische Institut der Universität überführt und wird dort morgen Vormittag obduziert. Sie sind herzlich eingeladen, bei der Autopsie anwesend zu sein oder auch daran teilzunehmen, wenn Sie das möchten.«

»Bis jetzt weist alles auf einen Selbstmord hin«, merkt der Detective an. »Das Einzige, was mich stört, ist, dass der Mann nackt war. Warum zieht sich jemand aus, bevor er aus dem Fenster springt?«

»Das könnte Ihnen die toxikologische Untersuchung beantworten«, erwidert Scarpetta. »Nach Ansicht des Pförtners klang Lupano betrunken, als er ihn kurz vor seinem Tod anrief. Außerdem müssten wir drei aufgrund unserer Berufserfahrung wissen, dass Selbstmörder häufig dazu neigen, sich unlogisch oder sogar verdächtig zu verhalten. Haben Sie in der Wohnung übrigens die Kleidungsstücke gefunden, die er vermutlich zuletzt angehabt hat?«

»Ein paar meiner Leute schauen sich gerade oben um. Auf seinem Bett lagen Sachen: Jeans und ein Hemd. Nichts Ungewöhnliches also. Keine Hinweise darauf, dass sonst noch jemand in der Wohnung war, als er aus dem Fenster fiel.«

»Hat Ed heute Abend einen Fremden im Haus gesehen?«, will Hollings wissen. »Oder jemanden, der Lupano besuchen wollte? Ed ist nämlich ganz schön pingelig, wenn es darum geht, Leute ins Haus zu lassen.«

»So weit bin ich nicht mit ihm gekommen«, antwortet Scarpetta. »Ich habe ihn nur gefragt, warum er seine Brieftasche offen auf dem Schreibtisch liegen hatte. Seine Antwort war, sie wäre schon dort gewesen, als Lupano anrief. Und dann sei er sofort nach oben gelaufen.«

»Er hat sich eine Pizza bestellt«, ergänzt der Detective. »Das zumindest hat er mir erzählt. Gerade hätte er einen Hundertdollarschein aus der Brieftasche genommen, als das Telefon läutete. Das stimmt tatsächlich, und zwar bei *Mamma Mia*. Doch als der Pizzabote kam, hat niemand aufgemacht, und der Mann ist wieder abgezogen. Allerdings finde ich die Sache mit dem Hundertdollarschein merkwürdig. Hat Ed allen Ernstes geglaubt, dass ein Pizzabote einen so großen Schein wechseln kann?«

»Vielleicht sollten Sie ihn fragen, wer zuerst angerufen hat.«

»Gute Idee«, meint Hollings. »Lupano ist dafür bekannt, dass er mit dem Geld nur so um sich wirft, einen teuren Geschmack hat und immer viel Bares mit sich herumträgt. Wenn er während Eds Schicht nach Hause gekommen ist, hat Ed es sicher gewusst. Dann bestellt er die Pizza, merkt aber im nächsten Moment, dass er nur einen Hundertdollarschein bei sich hat.«

Scarpetta erwähnt lieber nicht, dass Lucy das Navigationssystem in Lupanos Auto überprüft hat.

»Vielleicht hat es sich ja folgendermaßen abgespielt«, sagt sie. »Ed ruft Lupano an und fragt ihn, ob er Wechselgeld hat. Inzwischen ist Lupano betrunken, steht vielleicht unter Drogen und redet wirres Zeug. Also macht Ed sich Sorgen und geht rauf in seine Wohnung.«

»Oder er wollte sich das Geld wechseln lassen«, schlägt Hollings vor.

»Doch das setzt ebenfalls voraus, dass Ed Lupano angerufen hat und nicht umgekehrt.«

»Ich frage ihn«, beschließt der Detective und setzt sich in Bewegung.

»Ich habe das Gefühl, dass wir beide einiges klären sollten«, beginnt Hollings.

Scarpetta blickt zum Himmel und denkt an den bevorstehenden Flug.

»Wollen wir uns ein Plätzchen suchen, wo wir ungestört sind?«, fährt er fort.

Auf der anderen Straßenseite liegen die White Point Gardens, ein großer Park voller Bürgerkriegsdenkmäler, Eichen und alter Kanonen, die auf Fort Sumter gerichtet sind. Scarpetta und Hollings lassen sich auf einer Bank nieder.

»Ich weiß über Rose Bescheid«, beginnt sie.

»Das habe ich mir gedacht.«

»Werden Sie sich um sie kümmern?«

»Offenbar leisten Sie ebenfalls ganze Arbeit. Ich habe heute Abend von Ihrem Eintopf kosten dürfen.«

»Vorhin sind Sie gegangen und wiedergekommen, damit niemand bemerkt, dass Sie schon im Haus waren«, stellt Scarpetta fest.

»Also haben Sie nichts dagegen?«, erkundigt er sich, als ob er ihren Segen brauchte.

»Die Bedingung ist, dass Sie gut zu ihr sind. Anderenfalls können Sie etwas erleben.«

»Die Warnung ist angekommen.«

»Ich muss Ihnen noch ein paar Fragen über Lupano stellen«, wechselt sie das Thema. »Haben Sie sich vielleicht mit ihm in Verbindung gesetzt, nachdem ich heute bei Ihnen im Bestattungsinstitut war?«

»Dürfte ich erfahren, was Sie auf diesen Gedanken bringt?«

»Weil wir beide gerade über ihn gesprochen hatten und weil ich von Ihnen wissen wollte, warum er auf Holly Websters Beerdigung war. Also ist der Gedanke doch naheliegend.«

»Dass ich mit ihm darüber gesprochen habe?«

»Und haben Sie?«

»Ja.«

»In den Nachrichten kam, Lydia Webster werde vermisst und sei vermutlich tot«, sagt Scarpetta.

»Er kannte sie. Und zwar gut. Wir haben lange miteinander geredet. Er war sehr niedergeschlagen.«

»Ist Lydia der Grund, warum er eine Wohnung in Charleston hat?«

»Kay - ich hoffe, ich darf Sie so nennen -, ich wusste sehr wohl, dass Gianni bei Hollys Beerdigung im letzten Sommer anwesend war. Aber ich durfte es Ihnen nicht verraten. Damit hätte ich sein Vertrauen missbraucht.«

»Allmählich habe ich es satt, dass jeder Gründe zu haben glaubt, mir etwas verheimlichen zu müssen.«

»Ich wollte Ihre Ermittlungen nicht behindern, sondern Ihnen einen Anstoß geben, es von allein

herauszufinden.«

»Ich habe außerdem genug davon, dass man mich alles allein herausfinden lässt.«

»Wenn Sie von selbst darauf kommen, dass Gianni Lupano auf Hollys Beerdigung war, kann niemand etwas dagegen einwenden. Also habe ich Ihnen die Gästebücher zugänglich gemacht. Ich habe Verständnis dafür, dass Sie sich ärgern. Doch Sie hätten sich an meiner Stelle sicher genauso verhalten. Oder würden Sie jemanden enttäuschen wollen, der Vertrauen in Sie gesetzt hat?«

»Kommt darauf an.«

Hollings betrachtet das erleuchtete Fenster von Lupanos Wohnung. »Jetzt muss ich mir vermutlich Vorwürfe machen«, seufzt er.

»Weshalb pochen Sie so auf Vertraulichkeit?«, hakt Scarpetta nach. »Verschweigen Sie mir etwa noch etwas?«

»Gianni hatte Lydia vor einigen Jahren kennengelernt, und zwar als der Family Circle Cup noch auf Hilton Head stattfand. Die beiden hatten eine lange Affäre, der Grund, warum er sich hier eine Wohnung zugelegt hat. Dann, an jenem verhängnisvollen Julitag, schlug das Schicksal zu. Er und Lydia waren im Schlafzimmer. Den Rest können Sie sich denken. Holly war unbeaufsichtigt und ist ertrunken. Die Beziehung zerbrach. Lydias Mann hat sie verlassen. Lydia ist zusammengebrochen.«

»Und Lupano fing an, mit Drew ins Bett zu gehen?«

»Der Himmel weiß, mit wem er alles ins Bett gegangen ist, Kay.«

»Warum hat er die Wohnung behalten, obwohl seine Liaison mit Lydia vorbei war?«

»Vielleicht, um ein heimliches Liebesnest mit Drew zu haben. Unter dem Vorwand, er würde sie trainieren. Manchmal sagte er, das leuchtend grüne Laub, das Wetter, die schmiedeeisernen Gitter und die alten Häuser erinnerten ihn an Italien. Angeblich war er noch immer mit Lydia befreundet und hat sie hin und wieder besucht.«

»Hat er Ihnen erzählt, wann er das letzte Mal bei ihr war?«

»Vor einigen Wochen. Nachdem Drew das Turnier gewonnen hatte, ist er abgereist und erst später wieder nach Charleston zurückgekehrt.«

»Irgendwie passen die Einzelteile für mich immer noch nicht richtig zusammen.« Scarpettas Mobiltelefon meldet sich. »Warum sollte er zurückkommen? Aus welchem Grund ist er nicht einfach mit Drew nach Rom geflogen? Oder hat er sie vielleicht doch begleitet? Schließlich sollte sie bei den Italian Open und in Wimbledon antreten. Außerdem will mir nicht in den Kopf, warum sie aus heiterem Himmel beschlossen hat, mit ihren Freundinnen Urlaub zu machen, obwohl sie doch eigentlich für die wichtigsten Turniere ihrer gesamten Karriere hätte trainieren müssen. Gut, sie ist nach Rom gereist. Aber nicht, um sich auf die Italian Open vorzubereiten, sondern um sich zu amüsieren. Mir kommt das jedenfalls schleierhaft vor.«

Scarpetta geht nicht ans Telefon. Sie sieht nicht einmal nach, wer es ist.

»Er hat mir erzählt, er sei unmittelbar nach Drews Turniersieg nach New York geflogen. Vor einem knappen Monat. Das ist nur schwer zu glauben.«

Das Telefon hört auf zu klingeln.

»Gianni hat Drew nicht begleitet, weil sie ihn gerade gefeuert hatte«, erzählt Hollings weiter.

»Sie hat ihn gefeuert?«, wiederholt Scarpetta. »Ist das bekannt?«

»Nein.«

»Und aus welchem Grund hat sie sich von ihm getrennt?« Ihr Telefon klingelt wieder.

»Weil Dr. Seif es ihr geraten hat«, antwortet Hollings. »Deshalb ist er nach New York geflogen. Er wollte Drew zur Rede stellen, damit sie es sich noch einmal anders überlegt.«

»Ich sollte besser sehen, wer dran ist.« Scarpetta nimmt das Gespräch an.

»Du musst auf dem Weg zum Flughafen hier vorbeischauen«, verlangt Lucy.

»Es liegt nicht unbedingt auf dem Weg.«

»Ich denke, wir können in einer bis anderthalb Stunden starten. Bis dahin müsste das Wetter sich beruhigt haben. Aber komm vorher ins Labor.« Lucy vereinbart einen Treffpunkt mit ihr. »Ich möchte am Telefon nicht darüber reden«, erklärt sie.

Scarpetta sagt zu. »Ich nehme an, Drew hat sich nicht umstimmen lassen«, nimmt sie dann das Gespräch mit Hollings wieder auf.

»Sie hat sich sogar geweigert, ihn zu empfangen.«

»Und Dr. Seif?«

»Er hat sie in ihrer Wohnung aufgesucht und mit ihr gesprochen. Aber vergessen Sie nicht, dass wir uns hier auf seine Aussage verlassen müssen. Dr. Seif habe ihm mitgeteilt, er schade Drew und übe einen negativen Einfluss auf sie aus. Er war sehr niedergeschlagen und zornig, als er mir das erzählte. Inzwischen weiß ich, dass ich mich nicht richtig verhalten habe. Ich hätte sofort zu ihm fahren und für ihn da sein sollen. Aber ich habe nichts unternommen.«

»Was ist sonst noch bei Dr. Seif vorgefallen?«, erkundigt sich Scarpetta. »Drew ist nach New York und anschließend nach Rom geflogen. Knapp vierundzwanzig Stunden später verschwand sie und wurde ermordet aufgefunden. Vermutlich war es derselbe Täter, der auch Lydia auf dem Gewissen hat. Ich muss jetzt zum Flughafen. Sie können gern mitkommen. Wenn wir Glück haben, brauchen wir Sie ohnehin.«

»Zum Flughafen?« Hollings steht von der Bank auf. »Jetzt?«

»Ich möchte keinen Tag länger warten. Der Zustand der Leiche verschlechtert sich von Stunde zu Stunde.«

Sie gehen los.

»Ich soll Sie mitten in der Nacht begleiten, ohne auch nur die leiseste Ahnung zu haben, wovon Sie reden?« Hollings versteht die Welt nicht mehr.

»Wärmeabstrahlungen«, erklärt sie. »Infrarot. Bei Dunkelheit sind Temperatursteigerungen besser sichtbar. Durch Madenbefall kann sich die Temperatur einer verwesenden Leiche um bis zu zwanzig Grad Celsius erhöhen. Inzwischen sind über zwei Tage vergangen, denn ich bin sicher, dass Lydia Webster nicht mehr lebte, als der Täter ihr Haus verließ. Nicht wenn man den Indizien trauen kann. Was ist sonst noch bei Dr. Seif vorgefallen? Hat Lupano Ihnen mehr erzählt?«

Sie haben ihr Auto fast erreicht.

»Er sagte, er fühle sich sehr gekränkt«, erwidert Hollings. »Dr. Seif habe ihm einige wirklich schlimme Dinge an den Kopf geworfen und sich geweigert, ihm Drews Aufenthaltsort zu verraten. Nach seiner Abreise rief er Dr. Seif noch einmal an. Schließlich hatte sie ihm gerade den größten Triumph seiner beruflichen Karriere verdorben. Und da hat sie ihm den endgültigen Todesstoß versetzt. Sie verkündete, Drew wohne bei ihr und sei die ganze Zeit im Nebenzimmer gewesen, während er sie, Dr. Seif, um Gnade anflehte.« Er hielt einen Augenblick lang inne. »Ich werde Sie nicht begleiten. Sie brauchen mich nicht. Außerdem möchte ich lieber nach Rose sehen.«

Während Scarpetta ihr Auto aufschließt, lässt sie den zeitlichen Ablauf noch einmal Revue passieren. Drew hat die Nacht in Dr. Selfs Penthouse verbracht und ist am nächsten Tag nach Rom geflogen. Am Tag darauf, also am 17. , ist sie verschwunden. Am 18. wurde ihre Leiche entdeckt. Am 27. haben Scarpetta und Benton versucht, in Rom Drews Mörder auf die Spur zu kommen. Am selben Tag hat Dr. Seif sich ins McLean Hospital aufnehmen lassen, und Dr. Maroni hat eine Akte gefälscht, bei der es sich angeblich - Benton ist fest davon überzeugt, dass das gelogen ist - um die Aufzeichnung eines Gesprächs mit einem Patienten namens Sandman handelt.

Scarpetta setzt sich ans Steuer. Ganz Gentleman, wartet Hollings, bis sie den Motor angelassen und die Tür verriegelt hat.

»War sonst noch jemand anwesend, als Lupano in Dr. Selfs Wohnung war?«, fragt sie ihn.

»Drew.«

»Ich meine, jemand, von dem Lupano wusste.«

Er überlegt. »Könnte sein«, antwortet er zögernd. »Er hat mir erzählt, er habe bei ihr gegessen. Ich glaube, zu Mittag. In diesem Zusammenhang hat er Dr. Selfs Koch erwähnt.«

Das Hauptgebäude der kriminaltechnischen Labors besteht aus rotem Backstein und Beton und besitzt riesige verspiegelte und UV-geschützte Fenster. So kann die Außenwelt ihr eigenes Spiegelbild betrachten, während das Innere des Gebäudes gegen neugierige Blicke und schädliche Sonnenstrahlen abgeschirmt ist. Der Anbau daneben ist noch nicht fertig, und das Grundstück gleicht bis jetzt noch einer Schlammwüste. Drinnen ist alles nagelneu, blitzsauber, grell erleuchtet und in verschiedenen Weiß- und Grautönen gestrichen. Einige Laborräume sind leer, andere bereits voll ausgestattet. Doch die Arbeitsflächen sind noch frei von Gerätschaften, die Arbeitsplätze unbenutzt, und Scarpetta freut sich schon auf den Tag, an dem dieses Gebäude einen belebten Eindruck machen wird. Natürlich ist es nach Feierabend. Doch selbst während der Bürozeiten arbeiten höchstens zwanzig Personen hier. Die meisten sind Lucy aus ihrem früheren Labor in Florida gefolgt. Irgendwann wird ihre Nichte dem besten privaten kriminaltechnischen Labor im ganzen Land vorstehen, und allmählich ahnt Scarpetta, warum sie das eher traurig als froh stimmt. Obwohl Lucy über mangelnden beruflichen Erfolg nicht klagen kann, ist es um ihr Privatleben nicht sehr gut bestellt. Ebenso wie um Scarpettas. Offenbar sind sie beide nicht sehr begabt darin, zwischenmenschliche Beziehungen zu knüpfen und zu pflegen, eine Gemeinsamkeit, vor der Scarpetta bis jetzt die Augen verschlossen hat.

So behutsam Benton sich auch ausgedrückt haben mag, hat ihr das Gespräch mit ihm doch ihre Schwächen deutlich gemacht. Bedauerlicherweise hat er recht. Seit fünfzig Jahren führt sie ein Leben auf der Überholspur mit dem Resultat, dass sie eine überdurchschnittliche Toleranz für Schmerzen und Stress entwickelt hat, eine Eigenschaft, die nicht unschuldig an ihrem momentanen Dilemma ist. Ihr fällt es nun einmal leicht, sich hinter ihrem Beruf zu verschanzen und ihre Tage mit langen Arbeitsstunden, unterbrochen von einsamen Phasen, zu füllen. Wenn sie ganz ehrlich mit sich ist, hat Bentons Ring in ihr kein Gefühl von Glück oder Geborgenheit ausgelöst. Für sie symbolisiert dieser Ring eher das, wovor sie sich am meisten fürchtet - die Angst, er könnte sein Geschenk zurücknehmen oder zu dem Schluss kommen, dass er es doch nicht so gemeint hat.

Kein Wunder, dass Marino schließlich durchgedreht ist. Zugegeben, er war betrunken, stand unter dem Einfluss eines Hormonpräparats und hat sich außerdem vermutlich von Shandy und Dr. Seif aufstacheln lassen. Doch wenn Scarpetta in all den Jahren nur einmal richtig hingeschaut hätte, hätte sie ihn vielleicht vor sich selbst schützen und diesen Übergriff verhindern können. Auch sie hat sich schuldig gemacht und ihm wehgetan, weil sie ihm keine wirkliche und vertrauenswürdige Freundin gewesen ist. Sie hat ihn nicht mit klaren Worten zurückgewiesen und auf Zeit gespielt, bis er schließlich zu weit gegangen ist. Sie hätte ihm schon vor zwanzig Jahren die Wahrheit sagen müssen.

Ich liebe dich nicht, und ich werde dich auch niemals lieben, Marino. Du bist nicht mein Typ. Das bedeutet nicht, dass ich etwas Besseres bin als du, Marino. Es heißt nur, dass ich deine Gefühle nicht erwidern kann.

Sie überlegt, wie sie es hätte ausdrücken sollen, und verlangt von sich eine Antwort auf die Frage, warum sie geschwiegen hat. Sie hätte riskiert, dass er sie verlässt. Dann hätte sie auf seine ständige Anwesenheit verzichten müssen, so anstrengend diese auch manchmal sein mag. Und nun hat sie ihm vermutlich genau das angetan, was sie unter allen Umständen zu vermeiden versucht hat. Sie hat ihn gedemütigt und weggestoßen und muss den Verlust ihrer Freundschaft nun ebenso verkraften wie er.

Die Aufzugtüren öffnen sich im ersten Stock. Scarpetta folgt einem kahlen Flur zu einigen Labors, die hinter Metalltüren und einer Luftschleuse verborgen sind. In einem Vorraum schlüpft sie in einen weißen Einwegkittel, Haarnetz, Kappe, Schuhhüllen, Handschuhe und Gesichtsmaske. Dann lässt sie sich in einer weiteren Schleuse von ultraviolettem Licht entkeimen und betritt anschließend ein vollautomatisiertes Labor, das der Extraktion und Vervielfältigung von DNA dient und wo Lucy - ebenfalls ganz in Weiß - sie aus ihr rätselhaften Gründen treffen wollte. Lucy sitzt neben einer Abzugshaube und spricht mit einem in seiner weißen Vermummung unkenntlichen Mitarbeiter.

»Tante Kay?«, sagt Lucy. »Sicher Erinnerst du dich noch an Aaron. Er leitet das Labor vertretungsweise.«

Als das Gesicht hinter der Plastikmaske lächelt, erkennt Scarpetta es wieder. Die drei nehmen Platz.

»Ich weiß, dass Sie Experte für Kriminaltechnik sind«, sagt Scarpetta. »Doch dass Sie einen neuen Posten haben, war mir neu.« Sie erkundigt sich, was aus dem vorherigen Laborleiter geworden ist.

»Er hat gekündigt, und zwar wegen der Lügen, die Dr. Seif über mich ins Internet gestellt hat.« Lucys Augen funkeln zornig.

»Wie kann man einfach so kündigen?«, wundert sich Scarpetta.

»Er hatte Angst, seinen Job zu verlieren, weil ich angeblich bald sterbe. Und so hat er sich nach etwas Neuem umgeschaut. Aber er war sowieso ein Idiot. Ich bin froh, ihn los zu sein. Also hat mir die blöde Ziege sogar einen Gefallen getan. Allerdings sind wir nicht seinetwegen hier. Wir haben nämlich Laborergebnisse.«

»Blut, Speichel, Epithelien«, verkündet Aaron. »Fangen wir mit Lydia Websters Zahnbürste und dem Blut vom Badezimmerboden an. Ihre DNA haben wir sichergestellt, hauptsächlich deshalb, um sie ausschließen oder irgendwann ihre Leiche identifizieren zu können.« Als ob kein Zweifel an ihrem Tod bestünde. »Dann haben wir da noch ein anderes Profil, das wir in den Hautzellen, dem Sand und dem Klebstoff an dem zerbrochenen Fenster der Waschküche gefunden haben. Außerdem auf dem Tastenfeld der Alarmanlage und dem schmutzigen T-Shirt im Wäschekorb. Alles weist ihre DNA auf, was nicht weiter erstaunlich ist. Doch wir haben auch noch ein Profil von einer anderen Person.«

»Was ist mit den Shorts von Madelisa Dooley?«, fragt Scarpetta. »Da war doch auch Blut drauf.«

»Von derselben Person wie bei den drei Proben, die ich gerade erwähnt habe«, antwortet Aaron.

»Wir denken, dass es sich bei dieser Person um den Mörder handelt«, ergänzt Lucy. »Oder zumindest um den Einbrecher.«

»Wir sollten mit solchen Behauptungen vorsichtig sein«, mahnt Scarpetta. »Schließlich haben sich noch weitere Personen im Haus aufgehalten. Ihr Ehemann zum Beispiel.«

»Die DNA ist nicht von ihm. Warum, verraten wir dir gleich«, erwidert Lucy.

»Wir haben uns an Ihren Rat gehalten und uns nicht auf den üblichen Profilabgleich mit CODIS beschränkt«, fügt Aaron hinzu. »Stattdessen haben wir die neue DNAPrint-Plattform verwendet, über die

Sie und Lucy gesprochen haben, eine Analyse, die auch Merkmale des Vaters und der Geschwister einschließt, um den Verwandtschaftsgrad zu bestimmen.«

»Erste Frage«, beginnt Lucy. »Warum sollte Lydias Ex-Mann Blutspuren auf Madelisa Dooleys Shorts hinterlassen?«

»Gut«, stimmt Scarpetta zu. »Ein berechtigter Einwand. Und wenn das Blut vom Sandman stammt, muss er sich irgendwie verletzt haben.«

»Vielleicht kennen wir den Grund«, erwidert Lucy. »Und wir haben allmählich auch einen Verdacht, wer er sein könnte.«

Aaron greift nach einer Aktenmappe, entnimmt ihr einen Bericht und reicht ihn Scarpetta.

»Es geht um den unbekannten kleinen Jungen und den Sandman«, berichtet Aaron. »Ausgehend davon, dass ein Kind zu jeweils etwa fünfzig Prozent das genetische Material seiner beiden Eltern in sich trägt, können wir aus einer Probe des Kindes und der eines Elternteils auf den Verwandtschaftsgrad schließen. Und im Fall des Sandman und des unbekannten Jungen liegt unserer Ansicht nach ein sehr enges Verwandtschaftsverhältnis vor.«

Scarpetta studiert die Testergebnisse. »Ich wiederhole meinen Einwand von damals, als wir die übereinstimmenden Fingerabdrücke festgestellt haben: Besteht auch wirklich kein Zweifel? Könnte zum Beispiel eine Verunreinigung vorliegen?«

»Wir machen keine Fehler. Jedenfalls nicht solche«, widerspricht Lucy. »Wenn einem so was passiert, kann man gleich einpacken.«

»Der Junge ist also der Sohn des Sandman?« Scarpetta will es auf den Punkt bringen.

»Ich würde gern noch weitere Faktoren überprüfen, aber ich bin ziemlich sicher«, antwortet Aaron. »Sie sind zumindest eng blutsverwandt.«

»Du hast gerade gesagt, der Täter müsste sich verletzt haben«, sagt Lucy. »Das mutmaßliche Blut des Sandman auf Mrs. Dooleys Shorts wurde auch auf der Zahnkrone gefunden, die du in Lydia Websters Badewanne entdeckt hast.«

»Vielleicht hat sie ihn ja gebissen«, schlägt Scarpetta vor.

»Das wäre eine Möglichkeit«, antwortet Lucy.

»Wir wollen auf den kleinen Jungen zurückkommen«, sagt Scarpetta. »Ich kann mir nicht so recht vorstellen, dass der Sandman seinen eigenen Sohn umgebracht haben soll. Schließlich wurde das Kind bereits seit einiger Zeit misshandelt. Außerdem befand sich der Junge, wenn unsere Informationen stimmen, in der Obhut einer dritten Person, während der Sandman sich länger im Irak und in Italien aufhielt.«

»Nun, ich kann dir auch etwas über die Mutter des Kleinen erzählen«, erwidert Lucy. »Jedenfalls, sofern die DNA in Shandy Snooks Unterhose nicht von einer anderen Person stammt. Das würde auch erklären, warum sie so scharf darauf war, sich seine Leiche im Autopsiesaal anzusehen und

rauszukriegen, was du über den Fall weißt. Ganz sicher wollte sie Marino aushorchen.«

»Hast du das der Polizei gemeldet?«, fragt Scarpetta. »Und dürfte ich erfahren, woher du Shandy Snooks Unterhose hast?«

»Von Marino«, entgegnet Lucy. »Und die DNA ist ganz eindeutig nicht von ihm, denn sein Profil liegt uns zu Ausschlusszwecken vor, ebenso wie deins und meins. Allerdings wird die Polizei mehr brauchen als eine auf Marinos Fußboden gefundene Unterhose. Und wenn Shandy ihren Sohn nicht selbst totgeprügelt hat, muss sie zumindest den Täter kennen.«

»Inzwischen muss ich mich fragen, ob Marino ihn kannte«, sagt Scarpetta.

»Du hast doch die Aufnahmen von den beiden im Autopsiesaal gesehen«, erwidert Lucy. »Auf mich hat er nicht den Eindruck gemacht, als wüsste er etwas. Außerdem kann man ihm zwar vieles nachsagen, aber nicht, dass er Leute deckt, die kleine Kinder misshandeln.«

Auch alle weiteren Untersuchungsergebnisse weisen auf den Sandman hin. Außerdem sind Lucy und Aaron auf noch eine erstaunliche Tatsache gestoßen: Die beiden aus unterschiedlicher Quelle stammenden DNA-Spuren, die unter Drew Martins Fingernägeln sichergestellt wurden, lassen sich dem Sandman und einer dritten Person zuordnen, die wiederum eng mit ihm verwandt sein muss.

»Männlich«, erklärt Aaron. »Der italienischen Analyse zufolge zu neunundneunzig Prozent weißer Hautfarbe. Noch ein Sohn vielleicht? Der Bruder des Sandman? Oder sein Vater?«

»Drei DNA-Quellen aus ein und derselben Familie?«, wundert sich Scarpetta.

»Und verschiedene Verbrechen«, ergänzt Lucy.

Aaron reicht Scarpetta einen anderen Bericht. »Wir haben noch eine Übereinstimmung mit einer Gewebeprobe in einem ungelösten Fall, der bis jetzt weder mit Drew noch mit Lydia in Zusammenhang gebracht wurde.«

»Eine Vergewaltigung im Jahr 2004«, fährt Lucy fort. »Offenbar hat der Kerl, der bei Lydia Webster eingebrochen ist und vermutlich Drew Martin ermordet hat, vor drei Jahren eine Touristin in Venedig vergewaltigt. Das DNA-Profil von diesem Fall ist in der italienischen Datenbank gespeichert, mit der wir unsere Ergebnisse abgeglichen haben. Natürlich gibt es keinen passenden Verdächtigen, weil die Italiener sich bis heute weigern, die Daten polizeibekannter Personen einzuspeichern. Deshalb kennen wir den Namen des Mannes nicht. Nur sein Sperma.«

»Datenschutz für Vergewaltiger und Mörder geht natürlich vor«, wirft Aaron zynisch ein.

»Die Zeitungsberichte sind ziemlich vage«, fährt Lucy fort. »Das Opfer war eine zweiundzwanzigjährige Studentin, die in den Sommerferien einen Kunstkurs belegt hatte. Sie war bis spätabends in einem Lokal, ist zu Fuß zu ihrem Hotel in der Nähe der Seufzerbrücke gegangen und wurde unterwegs überfallen. Bis jetzt wissen wir nicht mehr über die Tat. Aber da damals die Carabinieri ermittelt haben, müsste dein Freund, der Capitano, eigentlich im Bilde sein.«

»Vielleicht handelt es sich um das erste Gewaltverbrechen des Sandman«, stellt Scarpetta fest.

»Zumindest im Zivilleben, wenn wir davon ausgehen, dass er tatsächlich im Irak gedient hat. Häufig hinterlässt ein Täter beim ersten Mal Spuren und wird dann schlauer. Unser Täter ist gerissen, und seine Vorgehensweise hat sich beachtlich weiterentwickelt. Er ist vorsichtig, hält Rituale ein und ist gewalttätiger geworden. Und er lässt seine Opfer nicht mehr am Leben, sodass es keine Zeugen gibt. Zum Glück ist er noch nicht auf den Gedanken gekommen, dass sich DNA in Klebstoff halten könnte. Ist Benton schon informiert?«, fügt sie hinzu.

»Ja, und er weiß auch, dass wir ein Problem mit deiner Goldmünze haben«, antwortet Lucy, die ohnehin darauf zu sprechen kommen wollte. »Die DNA daran sowie die an der Kette stammt ebenfalls vom Sandman. Und das heißt, dass er in der Nacht, als du und Bull den Revolver in der Gasse gefunden habt, hinter deinem Haus gewesen sein muss. Mich würde interessieren, was das über Bull aussagt. Die Kette könnte von ihm sein. Aber diese Frage habe ich ja bereits öfter gestellt. Um mehr zu wissen, brauchten wir seine DNA.«

»Meinst du, er könnte der Sandman sein?« Scarpetta glaubt das keine Minute.

»Ich sage nur, dass wir seine DNA brauchen«, wiederholt Lucy. »Und die Waffe? Die Patronen?«, hakt Scarpetta nach.

»Darauf war keine DNA vom Sandman zu finden«, erwidert Lucy. »Doch das muss nichts zu bedeuten haben. Ganz im Gegensatz zu seiner DNA an der Kette. Wenn er die Waffe von jemandem bekommen hat, haftet möglicherweise auch eine fremde DNA daran. Er könnte darauf geachtet haben, sie nicht mit bloßen Händen anzufassen, um seine Geschichte von dem Mistkerl, der dich angeblich bedroht und sie verloren hat, plausibler zu machen. Allerdings haben wir keine Beweise dafür, dass der Bursche sich tatsächlich um dein Haus herumgedrückt hat und dass die Waffe ihm gehörte. Wir müssen uns auf Bulls Wort verlassen.«

»Willst du damit andeuten, dass Bull - angenommen, dass er der Sandman ist, was ich mir nicht vorstellen kann - die Waffe absichtlich >verloren< hat, während das mit der Kette ein Zufall war?«, gibt Scarpetta zurück. »Das ist aus zwei Gründen nicht logisch. Erstens: Warum ist die Kette abgerissen? Und zweitens: Warum hat er mich darauf aufmerksam gemacht, wenn er zunächst nichts von der abgerissenen Kette wusste? Er hätte sie doch heimlich in die Tasche stecken können. Und wie ich drittens noch hinzufügen möchte, wäre es seltsam, dass er eine Halskette mit einer goldenen Münze besitzt, die so ähnlich aussieht wie die Kette mit der Silbermünze, die Marino von Shandy hatte.«

»Ich hätte trotzdem gern Bulls Fingerabdrücke«, sagt Aaron. »Und außerdem brenne ich darauf, ihm eine DNA-Probe abzunehmen. Es gefällt mir gar nicht, dass er verschwunden ist.«

»Dann müssen wir ihn eben klonen und ihn in einer Petrischale kopieren, damit wir wissen, wer er ist«, scherzt Lucy.

»Ich kann mich noch gut an eine Zeit erinnern, in der Wochen oder gar Monate für eine DNA-Analyse verstrichen.« Scarpetta denkt mit Bedauern an diese traurigen Jahre zurück, in denen viele Menschen Opfer eines weiteren Gewaltverbrechens oder Mordes wurden, weil die Laborergebnisse zur Identifikation eines Täters zu lange auf sich warten ließen.

»Wir haben eine Sichtweite von hundertfünfzig bis sechshundert Metern, Tendenz zur Besserung«, sagt Lucy zu Scarpetta. »Also können wir fliegen. Wir treffen uns am Flugplatz.«

In Marinos Büro werfen seine Bowling-Pokale Schatten an die Wand. Der Raum fühlt sich leer an.

Benton schließt die Tür hinter sich, macht aber kein Licht. Im Dunkeln sitzt er an Marinos Schreibtisch, und zum ersten Mal wird ihm klar, dass er Marino nie ganz ernst genommen und sich ihm gegenüber nicht sehr offen verhalten hat. Für ihn war er, wenn er ehrlich ist, stets nur Scarpettas Handlanger, ein ungebildeter, voreingenommener, ungehobelter Cop, ein Relikt aus vergangener Zeit und deshalb sowie aus einer Reihe weiterer Gründe weder sonderlich sympathisch noch eine große Hilfe. Benton hat ihn erduldet. In einigen Bereichen hat er ihn unterschätzt, in anderen sehr gut verstanden. Doch das Offensichtliche ist ihm entgangen. Als er an Marinos so selten benutztem Schreibtisch sitzt, aus dem Fenster schaut und die Lichter von Charleston betrachtet, wünscht er, er hätte besser zugehört und wäre aufmerksamer gewesen. Denn alles, was wissenschaftlich war, befand sich genau unter seiner Nase.

In Venedig ist es kurz vor vier Uhr morgens. Inzwischen wundert es Benton nicht mehr, dass Paolo Maroni erst aus dem McLean Hospital verschwunden ist und dann Rom den Rücken gekehrt hat.

»Pronto«, meldet er sich am Telefon.

»Haben Sie noch geschlafen?«, fragt Benton.

»Wenn Sie darauf Rücksicht nehmen wollten, hätten Sie mich nicht angerufen. Aus welchem Grund belästigen Sie mich um diese unchristliche Zeit? Hoffentlich gibt es neue Ergebnisse in unserem Fall.«

»Nicht unbedingt gute.«

»Was ist passiert?« Dr. Maronis Tonfall klingt zögerlich. Benton deutet ihn als beinahe schicksalsergeben. »Ihr Patient.«

»Ich habe Ihnen alles über ihn gesagt.«

»Sie haben mir nur das verraten, was ich Ihrer Ansicht nach wissen sollte, Paolo.«

»Wie kann ich Ihnen noch helfen?«, gibt Dr. Maroni zurück. »Schließlich haben Sie nicht nur mit mir gesprochen, sondern auch meine Aufzeichnungen gelesen. Als guter Freund habe ich Sie nicht einmal gefragt, wie diese in Ihre Hände gelangt sind ... oder etwa gar Lucy verdächtigt.«

»Vielleicht sollten Sie die Schuld besser bei sich selbst suchen. Oder denken Sie, ich hätte nicht längst gemerkt, dass Sie uns den Zugriff auf Ihre Dateien absichtlich ermöglicht haben? Sie haben sie ins Krankenhaus-Netzwerk gestellt und die Zugriffsfunktion aktiviert, was heißt, dass jeder - insbesondere jemand mit Lucys Fähigkeiten -, der von der Existenz der Akten wusste, sie auch lesen konnte. Das war kein Zufall. Sie sind viel zu klug, um so einen Fehler zu machen.«

»Also geben Sie zu, dass Lucy unerlaubt in meine vertraulichen Dateien eingedrungen ist?«

»Sie wussten, dass wir Einblick in Ihre Patientendaten brauchten. Und so haben Sie vor Ihrer Abreise nach Rom, die übrigens früher stattfand als geplant, alles dementsprechend arrangiert. Interessanterweise kurz nachdem Sie erfahren hatten, dass Dr. Seif bald Patientin im McLean Hospital sein würde. Ohne Ihre Genehmigung wäre sie nie im Pavillon untergebracht worden.«

»Sie befand sich in einer manischen Phase.«

»Das war alles nur Theater. Weiß sie es?«

»Was soll sie wissen?«

»Lügen Sie mich nicht an.«

»Sehr aufschlussreich, dass Sie mir das unterstellen«, erwidert Dr. Maroni.

»Ich habe mit Dr. Selfs Mutter gesprochen.«

»Ist sie noch immer so eine schreckliche Person?«

»Vermutlich hat sie sich nicht geändert«, entgegnet Benton.

»Das tun Menschen ihres Schlags nur selten. Manchmal brennen sie aus, wenn sie älter werden. Doch in ihrem Fall ist es vermutlich schlimmer geworden. Bei Marilyn wird es genauso sein. Es deutet schon jetzt alles darauf hin.«

»Ich glaube auch, dass sie schon immer so war. Allerdings gibt Dr. Selfs Mutter Ihnen die Schuld an der Persönlichkeitsstörung ihrer Tochter«, sagt Benton.

»Wie wir beide genau wissen, kann das nicht stimmen. Dr. Seif leidet nicht an einer Paolo-Maroni-Störung. Bei ihr ist es angeboren.«

»Das meine ich nicht als Scherz.«

»Selbstverständlich nicht.«

»Wo ist er?«, fragt Benton. »Sie wissen genau, von wem ich rede.«

»In jener Zeit war man mit sechzehn noch ein Kind. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Und Sie waren neunundzwanzig.«

»Zweiundzwanzig. Gladys will mich nur beleidigen, indem sie mich älter macht. Sicher ist Ihnen klar, warum ich keine andere Wahl hatte, als zu verschwinden«, antwortet Dr. Maroni.

»Verschwinden? War es nicht eher eine Flucht? Wenn Sie Dr. Seif fragen, trifft Letzteres zu. Sie sagt, Sie hätten sich vor einigen Wochen recht eilig aus dem Staub gemacht. Nachdem Sie sich ihr gegenüber ungebührlich verhalten hätten, wären sie nach Italien geflüchtet. Wo ist er, Paolo? Laden Sie nicht noch mehr Schuld auf sich und denken Sie auch an andere.«

»Würden Sie mir glauben, wenn ich sage, dass das ungebührliche Verhalten von ihr ausging?«

»Es spielt keine Rolle und interessiert mich nicht im Geringsten. Wo ist er?«, wiederholt Benton.

»Damals wurde jeder Sex mit einer Minderjährigen automatisch als Vergewaltigung bestraft. Ihre Mutter hat mir damit gedroht. Gladys wollte nicht glauben, dass ihre Marilyn tatsächlich mit einem Mann schläft, den sie zufällig während der Frühjahrsferien kennengelernt hat. Sie war so wunderschön und

aufregend und hat mir ihre Jungfräulichkeit geschenkt. Und ich habe sie genommen. Ich habe sie geliebt. Zugegeben, ich bin vor ihr geflohen, denn mir war damals schon klar, wie gefährlich sie ist. Allerdings bin ich nicht nach Italien zurückgekehrt, wie ich ihr weisgemacht hatte. Stattdessen habe ich mein Medizinstudium in Harvard beendet, ohne ihr je zu verraten, dass ich mich noch in Amerika aufhalte.«

»Wir haben DNA-Tests durchgeführt, Paolo.«

»Sie wusste es auch nicht, nachdem das Baby geboren wurde. Die Briefe, die ich ihr schrieb, ließ ich aus Rom abschicken.«

»Wo ist er, Paolo? Wo ist Ihr Sohn?«

»Ich habe sie angefleht, nicht abtreiben zu lassen, weil es gegen meine religiöse Überzeugung verstößt, und ihr versprochen, ihr zu helfen, das Kind großzuziehen. Das habe ich auch nach Kräften getan, obwohl sich der Junge als teuflisch schlaue Missgeburt entpuppte. Bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr hat er abwechselnd in Italien und bei ihr gelebt. Inzwischen ist er neunundzwanzig. Dass Gladys sein Alter und meines vertauscht hat, ist wieder eines ihrer üblichen Spielchen. Tja, in gewisser Hinsicht ist er weder Marilyn's Kind noch meins, und er hasst uns beide. Marilyn vielleicht noch mehr als mich, auch wenn ich bei unserer letzten Begegnung um meine Sicherheit, ja, vielleicht sogar um mein Leben gefürchtet habe. Ich dachte schon, er würde mich mit einer antiken Statue angreifen. Aber es ist mir gelungen, ihn zu beruhigen.«

»Wann war das?«

»Kurz nach meiner Ankunft in Rom.«

»Als Drew Martin ermordet wurde, hielt er sich also ebenfalls in Rom auf. Irgendwann später kehrte er dann nach Charleston zurück. Wir wissen, dass er vor kurzem auf Hilton Head war.«

»Was soll ich dazu sagen, Benton? Sie kennen die Antwort. Die Wanne auf dem Foto sieht sehr ähnlich aus wie die in meiner Wohnung an der Piazza Navona. Doch Sie wussten nichts von dieser Wohnung, die so nah an der Baustelle liegt, wo Drews Leiche gefunden wurde. Sonst hätten Sie mir sicher viele Fragen gestellt. Sie wären neugierig gewesen, warum mein schwarzer Lancia dort beobachtet wurde. Wahrscheinlich hat er sie in meiner Wohnung getötet und sie in meinem Wagen ein kleines Stück weit transportiert. Ich bin mir sogar ziemlich sicher. Es wäre vielleicht das Beste gewesen, wenn er mir tatsächlich den antiken Steinfuß über den Kopf gezogen hätte. Seine Tat ist unvorstellbar abstoßend. Aber schließlich ist er Marilyn's Sohn.«

»Er ist auch Ihr Sohn.«

»Er ist ein amerikanischer Staatsbürger, der nicht studieren wollte. Stattdessen war er so dumm, sich der amerikanischen Air Force anzuschließen, um an Ihrem faschistischen Krieg als Fotograf teilzunehmen. Dabei wurde er am Fuß verwundet. Ich glaube, er hat sich die Verletzung selbst zugefügt, nachdem er seinen Freund durch Kopfschuss von seinen Leiden erlöst hatte. Allerdings war er schon davor schwer gestört. Doch als er zurückkam, war er kognitiv und psychisch nicht wiederzuerkennen. Wie ich zugeben muss, habe ich als Vater versagt. Ich habe ihm Werkzeug, Batterien und Medikamente geschickt. Aber nach meiner Rückkehr habe ich ihn nicht besucht. Ich gestehe, er war mir nicht wichtig genug.«

»Wo ist er?«

»Als er zur Air Force ging, habe ich einen Schlusstrich unter unser Verhältnis gezogen. Er taugte nichts. Ich hatte so vieles aufgegeben, damit er am Leben bleiben konnte, obwohl Marilyn dagegen war. Und er musste sich zu einem Versager entwickeln. Ironie des Schicksals. Ich habe sein Leben verschont, weil Abtreibung für die Kirche Mord ist. Und was tut er? Er tötet Menschen. Im Irak, weil es sein Auftrag war, und hier, weil er wahnsinnig ist.«

»Und sein Kind?«

»Marilyn und ihre Verhaltensmuster. Wenn sie sich einmal auf etwas eingeschossen hat, ist sie nicht mehr davon abzubringen. Sie hat der Mutter geraten, das Kind zu behalten, genauso wie ich es bei ihr getan habe. Wahrscheinlich war es ein Fehler. Unser Sohn eignet sich nicht zum Vater, obwohl er seinen Sohn sehr liebt.«

»Sein kleiner Sohn ist tot«, entgegnet Benton. »Verhungert, totgeprügelt und in einem Sumpf den Maden und Krabben zum Fraß vorgeworfen.«

»Tut mir leid, das zu hören. Ich habe das Kind nie gesehen.«

»Was für ein Mitgefühl, Paolo. Wo ist Ihr Sohn?«

»Ich weiß es nicht.«

»Offenbar ist Ihnen der Ernst der Lage nicht klar. Oder wollen Sie ins Gefängnis wandern?«

»Bei seinem letzten Besuch bin ich mit ihm hinaus auf die Straße gegangen, um es ihm gefahrlos sagen zu können. Ich habe ihm mitgeteilt, dass ich ihn nie wiedersehen will. An der Baustelle, wo Drews Leiche gefunden worden war, wimmelte es von Touristen. Die Menschen hatten Blumen und Stofftiere abgelegt. Das habe ich alles gesehen, als ich ihn gebeten habe, zu gehen und nie zurückzukommen. Ich habe gedroht, die Polizei zu verständigen, falls er gegen meine Anweisungen verstoßen sollte. Dann habe ich meine Wohnung gründlich reinigen lassen und mein Auto verkauft. Anschließend rief ich Otto an und bot ihm meine Hilfe in diesem Fall an, weil ich auf demselben Informationsstand sein wollte wie die Polizei.«

»Ich glaube Ihnen nicht, dass Sie nicht wissen, wo er ist«, erwidert Benton. »Ganz sicher sind Sie darüber im Bilde, wo er derzeit wohnt - oder besser, sich versteckt. Ich möchte mich nicht an Ihre Frau wenden müssen. Sie ist nicht eingeweiht, nehme ich an.«

»Bitte ziehen Sie meine Frau nicht mit hinein. Sie ist völlig ahnungslos.«

»Aber eines können Sie mir vielleicht verraten«, fährt Benton fort. »Ist die Mutter Ihres toten Enkels noch mit Ihrem Sohn zusammen?«

»Es ist wie damals bei mir und Marilyn. Manchmal müssen wir für ein sexuelles Abenteuer eben ein Leben lang bezahlen. Und die Frauen? Die lassen sich mit voller Absicht schwängern, um uns an der Leine herumführen zu können. Wirklich seltsam. Denn wenn sie dann wirklich schwanger sind, wollen sie das Kind nicht, weil es ihnen eigentlich nur auf den Mann ankam.«

»Das war nicht meine Frage.«

»Ich bin dieser Frau nie begegnet. Marilyn hat mir erzählt, dass sie Shandy oder Sandy heißt und ein ungebildetes Flittchen ist.«

»Ich habe gefragt, ob Ihr Sohn noch mit dieser Frau zusammen ist!«

»Sie hatten ein gemeinsames Kind. Mehr nicht. Es ist doch immer dasselbe. Die Sünden der Väter. Die Geschichte wiederholt sich. Nun kann ich wirklich und wahrhaftig sagen, ich wünschte, mein Sohn wäre nie geboren worden.«

»Offenbar kennt Marilyn diese Shandy«, entgegnet Benton. »Und das bringt mich zum Thema Marino.«

»Keine Ahnung, wer das sein soll und was er mit der Sache zu tun hat.«

Benton erklärt es ihm. Er erzählt Dr. Maroni alles bis auf den Übergriff auf Scarpetta.

»Offenbar möchten Sie, dass ich die Situation für Sie analysiere«, antwortet Dr. Maroni. »Da ich Marilyn kenne und davon ausgehend, was Sie mir gerade mitgeteilt haben, würde ich vermuten, dass Marino mit seiner E-Mail an sie einen Riesenfehler gemacht hat. Er hat sie damit auf Ideen gebracht, die nichts mit ihrer Flucht ins McLean Hospital zu tun hatten, und ihr Gelegenheit gegeben, sich an der Person zu rächen, die sie wirklich hasst: Kay Scarpetta. Und welche Methode würde sich besser dazu eignen, als die Menschen zu quälen, die Dr. Scarpetta etwas bedeuten?«

»Hat sie dafür gesorgt, dass Marino und Shandy einander begegnen?«

»Aller Wahrscheinlichkeit nach ja, auch wenn sich Shandy sicher auch aus anderen Gründen an ihn herangemacht hat. Es ging ihr um den Jungen. Marilyn ahnte nichts davon, zumindest zu diesem Zeitpunkt noch nicht, sonst hätte sie es mir sicher erzählt. So eine Tat hätte sie niemals gutgeheißen.«

»Sie ist genauso mitfühlend wie Sie«, sagt Benton. »Übrigens ist sie hier.«

»In New York?«

»In Charleston. Ich habe eine anonyme E-Mail erhalten, deren Inhalt ich nicht erörtern möchte. Die IP-Adresse konnte ich zum *Charleston Place Hotel* zurückverfolgen. Anhand des Gerätezugangscode ließ sich dann rasch ermitteln, wer dahintersteckt.«

»Ich warne Sie. Seien Sie vorsichtig, was Sie ihr sagen. Sie ahnt nichts von Will.«

»Will?«

»Will Rambo. Als Marilyn prominent wurde, hat sie seinen Namen von Willard Seif in Will Rambo geändert. Rambo hat er sich selbst ausgesucht, ein hübscher schwedischer Name. Allerdings ist er alles andere als ein Rambo, was auch einen Teil seiner Problematik ausmacht. Will ist ziemlich zierlich gebaut. Ein gutaussehender Junge, aber ein Hänfling.«

»Und Dr. Seif hatte keine Ahnung, dass die E-Mails vom Sandman in Wirklichkeit von ihrem eigenen Sohn stammen?«, fragt Benton. Es ist ihm unbehaglich, dass Dr. Maroni den Sandman als Jungen bezeichnet.

»Nein. Zumindest nicht bewusst. Soweit ich informiert bin, ahnt sie noch immer nichts. Aber natürlich kann ich nicht ahnen, was sich in den Tiefen ihres Unterbewusstseins abspielt. Bei ihrer Ankunft im McLean Hospital hat sie mir von den Mails und dem Foto von Drew Martin erzählt ...«

»Das hat sie getan?«

»Natürlich.«

Am liebsten würde Benton durchs Telefon springen und Dr. Maroni an die Gurgel gehen. Der Kerl gehört ins Gefängnis. In der Hölle soll er schmoren.

»Rückblickend betrachtet, wird mir die ganze Tragödie klar. Selbstverständlich hatte ich von Anfang an einen Verdacht, doch ich habe sie nie darauf angesprochen. Will muss vorausgesehen haben, dass sie ihn an mich überweisen würde. Er hat das alles geplant. Ihre E-Mail-Adresse hatte er vermutlich, weil Marilyn gern gelegentlich E-Mails versendet, wenn sie keine Zeit hat, den Betreffenden zu sehen. Also hat er angefangen, ihr bizarre Mails zu schicken, wohl wissend, dass er damit ihre Neugier wecken würde. Sein krankes Gehirn versteht genau, wie sie tickt. Sicher fand er es sehr amüsant, an mich verwiesen zu werden. Und als er mich in meiner Praxis in Rom anrief, um einen Termin zu vereinbaren, haben wir natürlich kein Diagnosegespräch geführt, sondern zusammen zu Abend gegessen. Ich machte mir Sorgen um seine geistige Gesundheit, wäre jedoch nie auf den Gedanken gekommen, dass er jemanden umbringen könnte. Als ich dann von der ermordeten Touristin in Bari erfuhr, wollte ich es nicht wahrhaben.«

»Er hat auch eine Frau in Venedig vergewaltigt. Ebenfalls eine Touristin.«

»Das wundert mich nicht. Lassen Sie mich raten. Es war nach Kriegsbeginn. Mit jedem Einsatz wurde es schlimmer.«

»Dann stammen die Fallnotizen also nicht von Terminen, die Sie mit ihm hatten. Er ist Ihr Sohn, und er war offensichtlich niemals Ihr Patient.«

»Ich habe die Aufzeichnungen gefälscht und wollte, dass Sie irgendwann dahinterkommen.«

»Warum?«

»Damit Sie ermitteln und ihn selbst finden, denn ich hätte es nie über mich gebracht, ihn zu verraten. Deshalb mussten Sie mir Fragen stellen, damit ich sie beantworten kann. Und das habe ich jetzt getan.«

»Wenn wir ihn nicht bald erwischen, Paolo, wird er wieder morden. Sie müssen doch weitere Informationen besitzen. Oder vielleicht ein Foto von ihm.«

»Kein aktuelles.«

»Mailen Sie mir alles zu, was Sie haben.«

»Am besten wenden Sie sich deshalb an die Air Force. Möglicherweise hat man dort auch seine Fingerabdrücke und DNA-Proben und sicher auch ein Foto in der Kartei. Mir ist es lieber, wenn Sie sich das Material dort besorgen.«

»Bis ich mich auf dem Dienstweg vorgearbeitet habe, könnte es verdammt nochmal zu spät sein«,

protestiert Benton.

»Ich komme übrigens nicht zurück«, sagt Dr. Maroni. »Gewiss werden Sie keinen Auslieferungsantrag stellen, sondern mich in Ruhe lassen. Schließlich war ich kooperativ und kann das Gleiche nun von Ihnen erwarten. Außerdem wäre es ohnehin zwecklos, Benton«, fügt er hinzu. »Ich habe hier viele Freunde.«

Lucy geht die Checkliste für den Start durch.

Landescheinwerfer, Triebwerkleistung, Treibstoffanzeige. Nachdem sie die Anzeigen der Instrumente kontrolliert hat, stellt sie den Höhenmesser ein und schaltet die Batterie ein. Als Scarpetta aus dem Verwaltungsgebäude kommt, wirft Lucy das erste Triebwerk an. Scarpetta läuft über das Flugfeld, öffnet die hintere Tür des Helikopters und verstaut Tatortkoffer und Kameraausrüstung auf dem Boden. Dann macht sie die vordere Tür auf, setzt einen Fuß auf die Kufe und steigt ein.

Nachdem Triebwerk eins im Leerlauf ist, lässt Lucy das zweite an. Das Heulen der Turbinen und das Rattern des Rotors werden lauter. Scarpetta legt den Sicherheitsgurt an. Ein Mitarbeiter des Bodenpersonals eilt über die Rampe und dirigiert die Maschine, indem er zwei Stäbe schwenkt. Scarpetta setzt den Kopfhörer auf.

»Um Himmels willen!«, seufzt Lucy ins Mikrofon. »Hey!« Doch der Mann kann sie nicht hören. »Wir brauchen deine Hilfe nicht! Steh uns nicht im Weg!« Lucy öffnet die Tür und wedelt mit den Händen, um den Mann zu verscheuchen. »Wir sind kein Flugzeug!«, ruft sie. Darauf folgen noch ein paar Worte, die er ebenfalls nicht versteht. »Wir brauchen beim Start keine Hilfe. Gehen Sie aus dem Weg!«

»Du bist schrecklich ungeduldig.« Scarpettas Stimme hallt in Lucys Kopfhörer. »Schon etwas Neues von den Suchmannschaften?«

»Nichts. Über Hilton Head ist es noch immer zu neblig, um mit dem Helikopter zu starten. Die Suche am Boden war bis jetzt vergeblich. Infrarot auf Standby.« Lucy betätigt den entsprechenden Hebel über ihrem Kopf. »Wir brauchen etwa acht Minuten zum Abkühlen. Dann geht es los. Hey!« Doch der Mitarbeiter des Bodenpersonals trägt nun einmal keinen Kopfhörer und kriegt deshalb kein Wort mit. »Verschwinden Sie! Wir haben keine Zeit. Verdammt, der Kerl muss hier neu sein.«

Der Mann steht da, lässt die orangefarbenen Stäbe sinken und verharrt reglos auf der Stelle. »Eine C-17 in Windrichtung«, meldet der Tower.

Der Militärtransporter, eine Ansammlung großer heller Lichter, scheint reglos und schwer im Himmel zu hängen. Lucy funkt zurück, dass sie die Maschine gesehen hat. Allerdings braucht sie sich weder für die gewaltige C-17 noch für die Wirbelausbreitung ihrer riesigen Tragflächen zu interessieren, denn schließlich will sie in Richtung Innenstadt und Cooper River Bridge. Zur Arthur Ravenel Jr. Bridge. Wenn Sie Lust hat, kann sie auch Achter fliegen oder dicht über der Wasseroberfläche oder dem Boden dahinsausen. Denn ihr Hubschrauber ist kein Flugzeug. Am Funk drückt sie es zwar anders aus, aber genau das ist gemeint.

»Ich habe Turkington angerufen und ihn auf den neuesten Stand der Dinge gebracht«, sagt sie dann zu Scarpetta. »Benton hat sich bei mir gemeldet, woraus ich schließe, dass du mit ihm gesprochen und alles von ihm erfahren hast. Er sollte jede Minute hier sein. Jedenfalls möchte ich ihm das geraten haben. Schließlich will ich hier nicht übernachten. Jedenfalls wissen wir jetzt, wer der Dreckskerl ist.«

»Jetzt bleibt nur noch die Frage, wo er steckt«, erwidert Scarpetta. »Und wie ich annehme, fehlt von Marino noch immer jede Spur.«

»Wenn du meine Meinung hören willst, sollten wir nach dem Sandman suchen, nicht nach der Leiche der Frau.«

»In einer Stunde werden alle hinter ihm her sein. Benton hat die örtliche und die Militärpolizei verständigt. Aber es muss sich auch jemand um die Leiche kümmern, und das ist meine Aufgabe. Hast du das Transportnetz mitgebracht? Gibt es keine Neuigkeiten von Marino? Überhaupt nichts?«

»Das Transportnetz ist an Bord.«

»Und auch die übliche Ausrüstung im Gepäckraum?«

Inzwischen ist Benton eingetroffen. Er geht auf den Mitarbeiter des Bodenpersonals zu.

»Wie oft willst du mir noch ausweichen, wenn ich mich nach Marino erkundige?«, fragt Scarpetta, während Benton näher kommt.

»Vielleicht solltest du dem Mann, den du heiraten willst, reinen Wein einschenken.« Lucy beobachtet Benton. »Und wenn ich das schon längst getan hätte?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Ich habe mit Benton gesprochen«, erwidert Scarpetta und sieht sie an. »Und du hast recht damit, dass ich ehrlich sein muss. Ist bereits passiert.«

Benton öffnet die hintere Tür und steigt ein.

»Sehr gut. Denn je mehr man jemandem vertraut, desto schlimmer ist es, ihn zu belügen. Oder etwas Wichtiges zu verschweigen«, erwidert Lucy.

Benton setzt den Kopfhörer auf.

»Ich muss erst noch darüber hinwegkommen«, fügt Lucy hinzu. »Bis jetzt dachte ich immer, ich wäre die Betroffene«, entgegnet Scarpetta. »Und jetzt reden wir nicht mehr darüber.«

»Worüber?«, erkundigt sich Benton.

»Tante Kays hellseherische Fähigkeiten«, antwortet Lucy. »Sie ist sicher, dass sie weiß, wo die Leiche ist. Nur für alle Fälle habe ich die Ausrüstung und die Chemikalien für eine Dekontaminierung mitgebracht. Und Leichensäcke, um sie außen am Helikopter zu befestigen. Tut mir leid, wenn ich gefühllos klinge, aber eine verwesende Leiche kommt mir nicht auf den Rücksitz.«

»Das ist keine Hellseherei«, korrigiert Scarpetta sie. »Ich ziehe nur Schlüsse aus den Schießpulverrückständen. Außerdem will der Täter, dass sie gefunden wird.«

»Dann hätte er uns die Sache aber auch erleichtern können«, sagt Lucy und zieht den Leistungshebel zurück.

»Was ist mit den Schießpulverrückständen?«, hakt Benton nach.

»Ich habe da so eine Idee. Überleg mal, wo sich hier in dieser Gegend Schießpulverrückstände im Sand finden lassen.«

Lucy funkt noch einmal den Tower an und erhält endlich Startgenehmigung in Richtung Südost. »Also los, bevor die es sich noch anders überlegen«, verkündet sie, während sich der dreieinviertel Tonnen schwere Hubschrauber in die Lüfte erhebt. »Wir folgen eine Weile dem Ashley River und fliegen dann nach Osten die Küste entlang nach Folly Beach.« Sie lässt den Helikopter über einer Kreuzung zwischen zwei Rollbahnen schweben. »Infrarotsuchgerät wird gestartet.«

Sie schaltet von »Standby« auf »On«, sodass auf der dunkelgrauen Anzeige weiße Punkte zu sehen sind. Die erleuchteten Fenster des Verwaltungsgebäudes und die Landebahnlichter wirken im Infrarotlicht surreal.

»Wir fliegen tief und langsam und sehen uns unterwegs gründlich um. Kümmerst du dich ums Raster?«, sagt Lucy.

Scarpetta nimmt das Steuerungsmodul aus der Verankerung und richtet das Infrarotlicht mit dem Suchscheinwerfer aus, den sie jedoch nicht einschaltet. Auf dem Videomonitor neben ihrem rechten Bein erscheinen graue und grellweiße Umrisse. Sie fliegen am Hafen mit seinen wie Bauklötzchen aufgetürmten bunten Containern vorbei. Kräne ragen in den Himmel wie gewaltige Gottesanbeterinnen, während der Helikopter langsam über die Lichter der Stadt schwebt. Der Hafen vor ihnen ist pechschwarz. Es stehen keine Sterne am Himmel. Der Mond ist ein anthrazitgraues Schemen hinter dichten Wolken, die oben abgeflacht sind wie Ambosse.

»Wo wollen wir denn eigentlich hin?«, erkundigt sich Benton.

Scarpetta bedient die Trimmsteuerung des Infrarotgeräts, sodass die Umrisse sich auf dem Monitor hin und her bewegen. Lucy drosselt die Geschwindigkeit auf achtzig Knoten und hält dabei eine Flughöhe von fünfhundert Fuß.

»Stellt euch nur vor, was man alles in einer Sandprobe aus Iwo Jima finden würde«, sagt Scarpetta. »Natürlich vorausgesetzt, dass der Sand all die Jahre lang unberührt geblieben ist.«

»Ein wenig abseits vom Strand zum Beispiel«, sagt Lucy. »In den Dünen.«

»Iwo Jima?«, frotzelt Benton. »Fliegen wir etwa zum Pazifik?«

Unterhalb von Scarpettas Tür sind die Villen der Battery zu sehen, deren Lichter auf dem Infrarotschirm an hellweiße Flecken erinnern. Sie denkt an Henry Hollings und an Rose. Die erleuchteten Fenster werden seltener, als sie sich der Küste von James Island nähern und sie langsam überfliegen.

»Ich spreche von einem Strand, der seit dem Bürgerkrieg sich selbst überlassen wurde. Dort müssten vermutlich noch Schießpulverreste im Sand zu finden sein. Ich glaube, wir sind da. Hier, unter uns«, wendet sich Scarpetta an Lucy.

Sie verlangsamt die Geschwindigkeit, sodass der Hubschrauber fast auf der Stelle zu schweben scheint, und sinkt dann an der Nordspitze von Morris Island auf knapp dreihundert Fuß. Die Insel ist unbewohnt und die meiste Zeit nur mit dem Helikopter oder Boot zugänglich. Bei Ebbe kann man allerdings von

Folly Beach hinüberwaten. Scarpetta lässt den Blick über das etwa dreihundertzwanzig Hektar große unwirtliche Naturschutzgebiet schweifen, das im Bürgerkrieg Schauplatz heftiger Gefechte gewesen ist.

»Wahrscheinlich hat sich hier in den letzten hundertvierzig Jahren nicht viel verändert«, stellt sie fest, während Lucy den Hubschrauber um weitere hundert Fuß sinken lässt.

»Hier wurde das vierundfünfzigste Massachusetts-Regiment abgeschlachtet, das ausschließlich aus Afroamerikanern bestand«, ergänzt Benton. »Es gibt einen Film darüber. Wie hieß er doch gleich?«

»Schau auf deiner Seite runter«, weist Lucy ihn an. »Gib uns Bescheid, wenn du etwas siehst. Dann leuchte ich die Stelle mit dem Suchscheinwerfer ab.«

»Der Film hieß *Glory*«, erwidert Scarpetta. »Aber lass den Suchscheinwerfer noch weg«, fügt sie hinzu. »Er stört das Infrarotlicht.«

Auf dem Videoschirm ist ein fleckiges graues Gebiet zu sehen. Kleine Wellen zeigen, wo das Wasser beginnt, das, glitzernd wie geschmolzenes Blei, an den Strand schwappt und sich in kleinen schaumgekrönten Wellen im Sand bricht.

»Ich kann da unten nichts sehen als dunkle Dünen und diesen dämlichen Leuchtturm, der uns überallhin verfolgt«, verkündet Scarpetta.

»Wäre nett, wenn sie das Ding wieder beleuchten würden, damit unsereins nicht damit kollidiert«, merkt Lucy an. »Ich werde nach einem schachbrettförmigen Raster vorgehen. Sechzig Knoten, zweihundert Fuß. Dann suche ich den Boden Zentimeter um Zentimeter ab.«

Allerdings dauert die Suche nicht lange.

»Kannst du mal da drüben stehen bleiben?« Scarpetta deutet auf eine Stelle, die auch Lucy gerade aufgefallen ist. »An dem Strand, den wir gerade überflogen haben. Nein, ein Stück zurück. Dort haben wir eine eindeutige Temperaturveränderung.«

Als Lucy den Helikopter wendet, ist der Leuchtturm auf ihrer Seite als gestreifter Stummel inmitten des bewegten bleigrauen Hafenwassers auf dem Infrarotschirm zu sehen. Ein Kreuzfahrtschiff ein Stück weiter draußen wirkt mit seinen gleißend weißen Fenstern und der langen Rauchsäule, die aus dem Schornstein quillt, richtiggehend gespenstisch.

»Hier. Zwanzig Grad links von dieser Düne!«, ruft Scarpetta. »Ich glaube, da ist etwas.«

»Ich habe es gesehen«, antwortet Lucy.

Der leuchtend weiße Fleck hebt sich deutlich vom unregelmäßigen Grau ab. Lucy blickt nach unten, hält Ausschau nach der richtigen Position, kreist und sinkt weiter.

Als Scarpetta das Bild schärfer einstellt, verwandelt sich der schimmernde weiße Umriss in einen Körper, der so unnatürlich hell strahlt wie ein Stern. Er liegt am Rand eines kleinen, wie Glas glitzernden Bachs.

Lucy schaltet das Infrarotgerät ab und den Suchscheinwerfer ein. Plötzlich ist es taghell. Strandhafer

biegt sich bis zum Boden, und Sand wirbelt auf, als sie landen.

Eine schwarze Krawatte flattert im Luftstrom der langsamer werdenden Rotoren.

Scarpetta blickt aus dem Fenster. In einiger Entfernung ist im Scheinwerferlicht ein Gesicht zu sehen. Weiße Zähne leuchten aus einer aufgequollenen Masse, bei der nicht mehr zu erkennen ist, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt. Der Anzug ist der einzige Hinweis.

»Wer zum Teufel ist das?«, wundert sich Benton.

»Jedenfalls nicht Lydia Webster«, entgegnet Lucy und betätigt verschiedene Schalter. »Bist du eigentlich bewaffnet? Ich habe jedenfalls meine Pistole dabei. Hier stimmt doch etwas nicht.«

Sie stellt die Batterie ab. Dann öffnen sie die Türen und steigen aus. Der Sand unter ihren Füßen ist weich. Ein überwältigender Gestank schlägt ihnen entgegen, bis sie sich in die Windrichtung stellen. Die Waffen im Anschlag, leuchten sie alles mit Taschenlampen ab. Wie eine gewaltige Libelle ruht der Helikopter auf dem dunklen Strand. Bis auf das Plätschern der Wellen ist nichts zu hören. Der Lichtstrahl von Scarpettas Taschenlampe bleibt an der breiten Schleifspur stehen, die bis zu einer Düne führt.

»Jemand war mit einem Boot hier«, stellt Lucy fest und nähert sich den Dünen. »Mit einem flachen Kiel.«

Die Dünen sind mit Strandhafer und anderen Pflanzen bewachsen und erstrecken sich, unberührt vom Wasser, so weit das Auge reicht. Scarpetta denkt an die Schlachten, die hier gefochten wurden, und an die Menschen, die ihr Leben verloren haben, um dem Süden einen Strich durch die Rechnung zu machen. Schwarze Soldaten aus den Nordstaaten mussten sterben, damit dem Übel der Sklaverei endlich Einhalt geboten werden konnte. Sie glaubt, das Stöhnen der Verwundeten im hohen Gras zu hören, und bittet Lucy und Benton, sich nicht zu weit zu entfernen. Der Schein ihrer Taschenlampen durchschneidet die Dunkelheit wie lange, leuchtende Klingen.

»Da drüben!«, ruft Lucy, die im Schatten zweier Dünen steht. »Mein Gott! Tante Kay kannst du Gesichtsmasken mitbringen?«, fügt sie hinzu.

Scarpetta holt einen großen Tatortkoffer aus dem Gepäckraum, stellt ihn in den Sand und kramt die Masken hervor. Wenn Lucy eine Maske braucht, muss es ziemlich schlimm sein.

»Wir können sie nicht beide auf einmal abtransportieren.« Der Wind trägt Bentons Stimme zu ihr hinüber.

»Was zum Teufel ist hier los?«, fragt Lucy. »Habt ihr dieses Geräusch gehört?«

Irgendwo in den Dünen ertönt ein Flattern.

Als Scarpetta sich den Lichtkegeln der Taschenlampen nähert, wird der Gestank stärker. Er scheint dick in der Luft zu liegen, und ihr brennen die Augen, während sie die Masken an Benton und Lucy verteilt und selbst eine anlegt, weil sie kaum noch atmen kann. Sie stehen in einer Mulde zwischen den Dünen, die man vom Strand aus nicht sehen kann. Die Frau ist nackt und ziemlich aufgequollen, weil sie schon einige Tage hier draußen gelegen hat. Die Maden haben sich bereits über sie hergemacht, sodass von Gesicht,

Augen und Lippen nicht mehr viel übrig ist und die Zähne freiliegen. Im Licht ihrer Taschenlampe erkennt Scarpetta den implantierten Anker aus Titan, auf dem einmal eine Krone gesessen hatte. Die Kopfhaut ist der Leiche vom Schädel gerutscht, das lange Haar liegt ausgebreitet im Sand.

Lucy stapft durch Strandhafer und Gras auf das flatternde Geräusch zu, das Scarpetta auch gehört hat. Sie ist nicht sicher, was sie tun soll, denkt an Schießpulverreste im Sand und an die Geschichte dieses Ortes und fragt sich, welche Bedeutung die Vergangenheit für den Täter haben mag. Er hat hier sein eigenes Schlachtfeld geschaffen. Wie viel mehr Tote würden noch hier liegen, wenn sie die Insel nicht rechtzeitig gefunden hätten? Und zwar nur anhand der Spuren vom Barium, Antimon und Blei, von denen er vermutlich gar nichts ahnte. Scarpetta glaubt ihn zu spüren. Seine Wahnwelt scheint die Luft zu erfüllen.

»Ein Zelt!«, ruft Lucy. Sie laufen zu ihr hin.

Sie steht hinter einer anderen der vielen Dünen, die sich, überwuchert von Gras und Gestrüpp, bis in die Ferne erstrecken. Offenbar hat der Täter - oder eine andere Person - hier ein Lager aufgeschlagen und sich aus Aluminiumstangen und einer Plane einen Unterstand gebaut. Die Plane hat einen Riss, durch den der Wind pfeift. Daher das flatternde Geräusch. In dem Zelt befinden sich eine Matratze mit einer ordentlich gefalteten Decke und eine Laterne. Außerdem eine Kühlbox, deren Deckel Lucy mit dem Fuß anhebt. Das Wasser darin steht einige Zentimeter hoch. Ein Test mit dem Finger ergibt, dass es lauwarm ist.

»Ich habe eine Transportgondel im Helikopter«, sagt Lucy. »Wie willst du weiter vorgehen, Tante Kay?«

»Zuerst müssen wir alles hier fotografieren und vermessen und außerdem sofort die Polizei verständigen.« Es gibt so viel zu tun. »Können wir nicht zwei Leichen auf einmal abtransportieren?«

»Nicht mit nur einer Transportgondel.«

»Ich möchte mir alles hier genau ansehen«, sagt Benton.

»Wir verpacken sie zuerst in die Leichensäcke. Dann musst du sie nacheinander abholen«, erwidert Scarpetta. »Wo möchtest du sie absetzen, Lucy? Am besten irgendwo, wo wir unbeobachtet sind. Ich rufe Hollings an und bitte ihn um Hilfe.«

Schweigend lauschen sie dem Flattern des provisorischen Zelts, dem Rauschen des Grases und dem Plätschern der Wellen. Der Leuchtturm, der aus dem schwarzen, gekräuselten Wasser ragt, erinnert an einen Bauern aus einem Schachspiel. Irgendwo treibt sich der Mensch herum, der dieses unvorstellbare Grauen verursacht hat. Ein Ritter des Unglücks. Aber Scarpetta hat kein Mitleid mit ihm.

»Also los«, sagt sie und greift zum Mobiltelefon. Aber hier unten befindet sie sich in einem Funkloch. »Du musst ihn während des Flugs anrufen«, meint sie zu Lucy. »Oder versuch es gleich bei Rose.«

»Rose?«

»Tu es einfach.«

»Warum?«

»Weil sie vermutlich weiß, wo wir ihn finden können.« Sie holen die Transportgondel, die Leichensäcke, die Gummilaken und die restliche mitgebrachte Schutzausrüstung. Mit der Frau fangen sie an. Sie ist schlaff denn die Leichenstarre ist bereits abgeklungen, so als hätte sie es aufgegeben, sich gegen ihren Tod aufzulehnen. Insekten und anderes Kleingetier wie Krabben haben sich ihrer bemächtigt und alle weichen Stellen und das Wundgewebe vertilgt. Ihr Gesicht ist geschwollen, der Körper von bakteriellen Gasen aufgetrieben, die Haut vom Muster ihrer Blutgefäße grünlich blau marmoriert. Die linke Gesäßhälfte und die Rückseite ihres Oberschenkels wurden grob abgetrennt. Doch sonst gibt es keine Hinweise auf Verletzungen oder Verstümmelungen oder gar auf die Todesursache. Sie legen sie auf ein Laken und dann in den Leichensack, den Scarpetta verschließt.

Danach kümmern sie sich um den Mann am Strand, zwischen dessen zusammengebissenen Zähnen eine Plastikschiene klemmt. Am rechten Handgelenk hat er ein Gummiband. Anzug und Krawatte sind schwarz. Das weiße Hemd ist mit Blut und Körperflüssigkeit durchtränkt. Eine Reihe von Schlitzern an der Vorder- und Rückseite seines Sakkos lassen vermuten, dass mehrfach auf ihn eingestochen wurde. Maden wimmeln in seinen Wunden und bewegen sich unter seinem Hemd wie eine wogende Masse. Die Brieftasche in seiner Hose gehört Lucious Meddick. Offenbar war der Mörder nicht an Geld oder Kreditkarten interessiert.

Nachdem Scarpetta und Benton alles fotografiert und sich Notizen gemacht haben, schnallen sie die Leiche der Frau - Lydia Webster - auf die Transportgondel, während Lucy ein fünfzehn Meter langes Seil und ein Netz aus dem Gepäckraum des Helikopters holt. Sie reicht Scarpetta ihre Waffe.

»Du brauchst sie jetzt dringender«, sagt sie.

Dann steigt sie ein und lässt den Motor an. Die Rotoren wälzen geräuschvoll die Luft um, Lichter blitzen, und dann erhebt sich der Helikopter ganz langsam, bis sich das Seil spannt und das Netz mit seiner grausigen Last über dem Sand schwebt. Als sie losfliegt, schwankt die Ladung sanft hin und her wie ein Pendel. Scarpetta und Benton kehren zum Zelt zurück. Wenn es Tag wäre, würden die Fliegen in dröhnenden Schwärmen über sie hereinbrechen, und die Luft wäre dick und erfüllt vom Lärm des Verfalls.

»Er übernachtet hier«, stellt Benton fest. »Allerdings nicht immer.«

Er stößt das Kopfkissen mit dem Fuß an. Darunter befinden sich die Kante der Decke und die Matratze. Die Streichholzschachtel hat er mit einem Gefrierbeutel vor der Feuchtigkeit geschützt, doch die Taschenbücher bedeuten ihm offenbar nicht viel. Sie sind durchweicht. Die Seiten kleben aneinander. Es handelt sich um Familiensagas und Liebesromane unbekannter Autoren, wie man sie in einem Drugstore kauft, wenn man etwas zu lesen braucht und nicht wählerisch ist. Hinter dem kleinen Zelt entdecken sie eine Feuerstelle aus einem verkrusteten Grillrost und einigen Steinen. Der Täter benutzt offenbar Holzkohle. Daneben liegen ein paar leere Root-Beer-Dosen. Scarpetta und Benton fassen nichts an und kehren zum Strand zurück, wo der Helikopter vorhin gelandet ist. Die Spuren seiner Kufen haben sich tief in den Sand eingegraben. Inzwischen sind die Sterne aufgegangen. Der Gestank liegt zwar noch immer in der Luft, ist aber nicht mehr so übermächtig.

»Im ersten Moment dachtest du, dass er es ist. Das habe ich dir angesehen«, sagt Benton.

»Hoffentlich hat er keine Dummheiten gemacht«, erwidert sie. »Wenn doch, ist das ebenfalls Dr. Selfs Schuld. Sie hat unsere Freundschaft zerstört und uns gegeneinander aufgehetzt. Du hast mir noch gar nicht

erzählt, wie du dahintergekommen bist.« Wieder steigt - alte und neue - Wut in ihr hoch.

»Menschen gegeneinander aufzuhetzen ist offenbar ihre Lieblingsbeschäftigung.«

Sie stehen am Ufer, in Windrichtung zu Lucious Meddick in seiner schwarzen Hülle, sodass der Gestank von ihnen weggeweht wird. Scarpetta riecht das Meer und hört sein Atmen und das leise Plätschern der Wellen an den Strand. Der Horizont ist schwarz. Der Leuchtturm ist niemandem eine Warnung mehr.

Kurz darauf blinken Lichter in der Ferne. Als Lucy landet, müssen sich Scarpetta und Benton von dem peitschenden Sand abwenden. Nachdem Lucious Meddicks Leiche sicher im Netz verstaubt ist, starten sie und bringen sie nach Charleston. Auf der Rampe zucken Blaulichter. Henry Hollings und Capitano Poma stehen neben einem fensterlosen Transporter.

Scarpetta geht voran. Zorn beflügelt ihren Schritt, und sie hört kaum zu, wie die vier sich unterhalten. Lucious Meddicks Leichenwagen wurde, den Schlüssel im Zündschloss, hinter Hollings' Beerdigungsinstitut gefunden. Der Täter muss ihn dort abgestellt haben. Oder vielleicht Shandy. *Bonnie und Clyde*, so nennt Capitano Poma die beiden. Dann kommt er auf Bull zu sprechen. Wo steckt er? Was könnte er wissen? Bulls Mutter behauptet schon seit Tagen, er sei nicht zu Hause. Auch von Marino noch immer keine Spur. Inzwischen wird er von der Polizei als vermisst gesucht. Laut Hollings werden die Leichen sofort in die Pathologie überführt. Nicht in Scarpettas Autopsiesaal, sondern in den der medizinischen Fakultät der University of South Carolina, wo zwei Gerichtsmediziner bereitstehen. Sie haben schon den Großteil der Nacht mit der Leiche von Gianni Lupano verbracht.

»Wenn Sie möchten, können Sie sich beteiligen«, sagt Hollings zu Scarpetta. »Da Sie die Toten gefunden haben, sollten Sie auch bei der Autopsie dabei sein. Natürlich ist das nur ein Angebot.«

»Die Polizei muss dringend den Fundort auf Morris Island absichern«, entgegnet sie.

»Zodiac-Boote sind unterwegs. Am besten erkläre ich Ihnen jetzt den Weg zur Leichenhalle.«

»Ich war bereits dort. Sie sagten doch, die Sicherheitschefin im *Charleston Place* sei Ihre Freundin. Wie heißt sie noch mal?«

Sie gehen weiter.

»Selbstmord. Tödliche Verletzung infolge eines Sprungs oder Sturzes. Keinerlei Hinweis auf ein Verbrechen. Außer, es wäre strafbar, wenn man einen Menschen so weit treibt, dass er sich etwas antut. In diesem Fall sollte man Dr. Seif unter Anklage stellen. Meine Freundin im Hotel heißt übrigens Ruth.«

Das Verwaltungsgebäude ist hell erleuchtet. Scarpetta geht auf die Toilette, um sich Gesicht und Hände zu waschen und sich die Nase auszuspülen. Dann versprüht sie Raumspray, stellt sich in den Nebel und putzt sich anschließend die Zähne. Als sie herauskommt, wird sie von Benton erwartet.

»Du solltest nach Hause fahren«, sagt er.

»Als ob ich jetzt schlafen könnte.«

Er folgt ihr. Währenddessen fährt der fensterlose Transporter los. Hollings spricht mit Capitano Poma

und Lucy. »Ich muss noch etwas erledigen«, sagt Scarpetta. Benton erhebt keine Einwände. Sie geht allein zu ihrem SUV.

Ruths Büro liegt neben der Hotelküche, wo in letzter Zeit mehrere Diebstähle vorgekommen sind.

Shrimps sind besonders begehrt, und manche Kleinkriminelle verkleiden sich sogar als Köche. Aufmerksam hört Scarpetta Ruth zu, während sie eine Anekdote nach der anderen erzählt. Schließlich will sie etwas von der Sicherheitschefin, und das wird sie nur bekommen, wenn sie eine Weile brav Publikum spielt. Ruth ist eine elegante ältere Dame und war früher Captain bei der Nationalgarde, obwohl sie eher wie eine freundliche Bibliothekarin aussieht. Sie erinnert Scarpetta ein wenig an Rose.

»Aber sicher sind Sie nicht wegen meiner Geschichten hier«, meint Ruth endlich. Sie sitzt hinter einem Schreibtisch, der offenbar im Hotel nirgendwo sonst mehr gebraucht wurde. »Sie wollen etwas über Drew Martin wissen. Bestimmt hat Mr. Hollings Ihnen schon gesagt, dass sie ihr Zimmer bei ihrem letzten Aufenthalt nicht benutzt hat.«

»Ja, das hat er«, antwortet Scarpetta und überlegt, ob Ruth unter ihrer Jacke mit Paisley-Muster wohl eine Waffe trägt. »War ihr Trainer denn manchmal hier?«

»Hin und wieder hat er im Hotelrestaurant gegessen und immer dasselbe bestellt: Kaviar und Dom Perignon. Sie ist, soweit ich weiß, nie dabei gewesen. Allerdings kann ich mir auch nicht vorstellen, dass eine professionelle Tennisspielerin am Abend vor einem wichtigen Spiel eine reichhaltige Mahlzeit zu sich nimmt oder Champagner trinkt. Wie ich schon sagte, führte sie vermutlich ein Doppelleben, denn ihr Bett war unberührt.«

»Sie haben momentan einen anderen berühmten Gast im Haus«, stellt Scarpetta fest.

»Wir haben häufig berühmte Gäste.«

»Ich könnte von Tür zu Tür gehen und anklopfen.«

»Um die abgesicherte Etage zu betreten, brauchen Sie einen besonderen Schlüssel. Außerdem gibt es dort vierzig Suiten. Das sind eine ganze Menge Türen.«

»Meine erste Frage lautet, ob sie noch da ist. Wie ich annehme, hat sie das Zimmer nicht unter ihrem Namen reserviert. Ansonsten würde ich sie einfach anrufen«, erwidert Scarpetta.

»Wir bieten Zimmerservice rund um die Uhr. Weil ich so nah an der Küche sitze, kann ich die Servierwagen klappern hören«, antwortet Ruth.

»Dann ist sie anscheinend schon wach. Ausgezeichnet, denn ich möchte sie nicht wecken.« Die Wut beginnt hinter Scarpettas Augen und arbeitet sich langsam nach unten vor.

»Kaffee jeden Morgen um fünf. Sie gibt kaum Trinkgeld. Wir sind nicht unbedingt verrückt nach ihr«, stellt Ruth fest.

Dr. Seif bewohnt eine Ecksuite im siebten Stock des Hotels. Scarpetta schiebt eine Magnetkarte in den Schlitz im Aufzug, und schon wenige Minuten später steht sie vor ihrer Tür. Sie spürt, dass Dr. Seif sie durch den Spion beobachtet.

Die Tür öffnet sich. »Ich sehe, da war jemand indiskret. Hallo, Kay«, sagt Dr. Seif.

Sie trägt einen auffälligen Morgenmantel aus roter Seide, locker an der Taille gegürtet, und dazu schwarze Seidenpantoffeln.

»Was für eine angenehme Überraschung. Wer mag es Ihnen wohl erzählt haben? Bitte.« Sie macht Platz, damit Scarpetta eintreten kann. »Wie es der Zufall will, hat man mir zwei Tassen und eine zusätzliche Kanne Kaffee gebracht. Lassen Sie mich raten, wie Sie mich hier gefunden haben, und mit *hier* meine ich nicht nur dieses wunderschöne Zimmer.« Dr. Seif setzt sich aufs Sofa und schlägt die Beine übereinander. »Shandy. Seit ich ihre Forderungen erfüllt habe, wittert sie anscheinend Morgenluft. Sie ist und bleibt eben ein bisschen beschränkt.«

»Ich habe Shandy nicht getroffen«, antwortet Scarpetta. Sie hat sich in einem Ohrensessel an einem Fenster mit Blick auf die Lichter der Altstadt niedergelassen.

»Vielleicht nicht persönlich«, entgegnet Dr. Seif. »Doch gesehen haben Sie sie sicher schon, und zwar bei ihrer Exklusivtour durch Ihren Autopsiesaal. Ich denke oft an jene unschönen Tage vor Gericht, Kay, und frage mich dabei, ob wohl alles anders gekommen wäre, wenn die Welt damals schon Ihr wahres Gesicht gekannt und gewusst hätte, dass Sie Schaulustige in Ihrer Leichenhalle herumführen und aus dem Tod ein Spektakel machen. Mir fällt dabei insbesondere der kleine junge ein, den Sie gehäutet und filetiert haben. Warum haben Sie ihm die Augen entfernt? Wie viele Verstümmelungen mussten Sie ihm beibringen, bis Sie endlich auf die Todesursache gekommen sind? *Die Augen!* Also wirklich, Kay!«

»Wer hat Ihnen davon erzählt?«

»Shandy hat sich damit gebrüstet. Stellen Sie sich nur die Reaktion der Geschworenen in Florida vor, wenn sie geahnt hätten, was für ein Mensch Sie sind.«

»Das Urteil hat Ihnen nicht geschadet«, entgegnet Scarpetta. »Überhaupt sind Sie ziemlich ungeschoren davongekommen und hatten so die Möglichkeit, weiter mit anderen Menschen Schindluder zu treiben. Haben Sie schon gehört, dass Ihre Freundin Karen sich keine vierundzwanzig Stunden nach ihrer Entlassung aus dem McLean Hospital das Leben genommen hat?«

Dr. Seifs Miene hellt sich auf. »Dann hat ihre traurige Geschichte zumindest einen krönenden Abschluss gefunden.« Sie sieht Scarpetta an. »Lassen wir doch das Theater. Ich fände es viel bedauerlicher, wenn Sie mir gesagt hätten, Karen wäre wieder zur Entziehungskur in einer Klinik. Wie viele Menschen leben in stiller Verzweiflung vor sich hin? Sie sollten Thoreau lesen. Aber das ist ja eher Bentons Gebiet. Er lebt in Massachusetts, Sie sind hier. Wie soll das gehen, wenn Sie erst verheiratet sind?« Ihr Blick fällt auf den Ring an Scarpettas linker Hand. »Wird es überhaupt je dazu kommen? Sie beide halten ja nicht viel von Bindungen. Nun, Benton vielleicht schon. Allerdings beschäftigt er sich dort oben im Norden mit einer anderen Art von Bindungen. Sein kleines Experiment hat mir wirklich Spaß gemacht. Ich kann es kaum erwarten, im Fernsehen darüber zu sprechen.«

»Der Prozess in Florida hat Sie nichts weiter gekostet als Geld, ein Verlust, der vermutlich von Ihrer Haftpflichtversicherung abgedeckt war. Gewiss zahlen Sie hohe Prämien, und zwar zu Recht. Mich wundert eher, dass es überhaupt eine Versicherung gibt, die Sie aufnimmt«, entgegnet Scarpetta.

»Ich muss packen. Zurück nach New York und wieder auf Sendung. Habe ich Ihnen eigentlich schon

von meiner neuen Show erzählt? Thema ist, was im Kopf eines Verbrechers vorgeht. Keine Sorge, mit *Ihnen* werde ich mich nicht befassen.«

»Alles deutet darauf hin, dass Shandy ihren eigenen Sohn getötet hat«, sagt Scarpetta. »Wollen Sie deswegen denn nichts unternehmen? Er war immerhin Ihr Enkel.«

»Ich habe so lange wie möglich einen großen Bogen um Shandy gemacht«, erwidert Dr. Seif. »Die Situation erinnert mich sehr an Ihre, Kay. Ich wusste, was sie getan hat. Warum lassen sich Menschen von jemandem einwickeln, der nicht gut für sie ist?, höre ich mich fragen, und alle Antworten haben gewaltiges Potenzial für eine neue Sendung. Es ist ziemlich anstrengend, aber auch ein erhebendes Gefühl, wenn man weiß, dass einem die Ideen für Shows niemals ausgehen werden. Marino hätte vorsichtiger sein müssen. Er ist so einfach gestrickt. Haben Sie eigentlich schon von ihm gehört?«

»Sie waren der Anfang vom Ende«, gibt Scarpetta zurück. »Warum konnten Sie ihn nicht in Ruhe lassen?«

»Der Kontakt ging von ihm aus.«

»Seine E-Mails waren die eines verzweifelten, unglücklichen und verängstigten Menschen. Und Sie waren seine Psychiaterin.«

»Vor vielen Jahren. Ich kann mich kaum noch daran erinnern.«

»Vor allem Sie hätten über seinen Zustand Bescheid wissen müssen. Aber Sie haben ihn missbraucht. Sie haben ihn benutzt, um mir zu schaden. Was Sie mit mir machen, ist mir gleichgültig, doch Sie hätten die Finger von ihm lassen sollen. Aber das hat Ihnen noch immer nicht genügt, nicht wahr? Sie wollten Benton wehtun. Warum? Um sich für Florida an mir zu rächen? Ich hätte gedacht, dass Sie Besseres zu tun haben.«

»Ich bin in einer Zwickmühle, Kay. Sehen Sie, Shandy sollte bekommen, was sie verdient hat. Inzwischen hat Paolo sicher ein langes Telefonat mit Benton geführt. Oder irre ich mich? Natürlich hat Paolo mich sofort angerufen. Nun ist mir so manches klar geworden.«

»Paolo hat Sie angerufen, um Ihnen mitzuteilen, dass der Sandman Ihr Sohn ist«, entgegnet Scarpetta.

»Eines der Puzzleteilchen ist Shandy. Das andere ist Will. Und ein weiteres ist Little Will, wie ich ihn immer genannt habe. Mein Will kam aus dem Krieg nach Hause und spazierte mitten in das nächste Schlachtfeld hinein, das noch viel grausamer war. Halten Sie es nicht für möglich, dass das der Tropfen war, der das Fass zum Überlaufen brachte? Das soll nicht heißen, dass er davor geistig gesund gewesen wäre. Ich bin die Erste, die zugibt, dass auch meine Schraubenschlüssel unter seiner Motorhaube nichts hätten ausrichten können. Das war vor etwa einem oder anderthalb Jahren, Kay. Er kehrte zurück und fand seinen Sohn halb verhungert und misshandelt vor.«

»Shandy«, stellt Scarpetta fest.

»Will war es nicht. Ganz gleich, was mein Sohn inzwischen getan haben mag, er würde niemals ein Kind quälen. Wahrscheinlich fand Shandy es lustig, den Kleinen zu schlagen, einfach nur deshalb, weil es niemanden gab, der sie daran gehindert hätte. Er war ihr lästig. Das wird sie Ihnen selbst bestätigen. Ein

Schreibaby, das ständig an Koliken litt.«

»Und sie hat es geschafft, es vor ihrer Umwelt geheim zu halten?«

»Will war bei der Air Force. Bis zum Tod ihres Vaters lebte Shandy mit dem Kind in Charlotte. Dann habe ich ihr zum Umzug geraten. Erst hier hat sie angefangen, das Kind so schwer zu misshandeln.«

»Und hat sie die Leiche nachts im Sumpf abgelegt?«

»Sie selbst? Vermutlich nicht. Das kann ich mir nicht vorstellen. Sie hat ja nicht einmal ein Boot.«

»Woher wissen Sie, dass ein Boot verwendet wurde? Wenn ich mich recht entsinne, wurde das nirgendwo erwähnt.«

»Sie kennt sich weder in den Bächen noch mit den Gezeiten aus und würde niemals nachts auf dem Wasser herumfahren. Ein kleines Geheimnis: Sie kann nicht schwimmen. Also steht fest, dass sie Hilfe gebraucht hat.«

»Besitzt Ihr Sohn ein Boot? Hat er Erfahrung mit den hiesigen Gewässern?«

»Früher hatte er einmal eins und hat gern mit seinem kleinen Sohn Ausflüge unternommen. Picknicks. Zelten auf einsamen Inseln. Abenteuerliche Entdeckungsfahrten. Nur Vater und Sohn. Er war ja so phantasievoll und sentimental und eigentlich selbst wie ein Kind. Während seines letzten Einsatzes hat Shandy viele seiner Sachen verkauft. Wirklich ein Herzchen, die Kleine. Ich bin nicht sicher, ob er überhaupt noch ein Auto hat. Aber er ist erfinderisch, schnell zu Fuß und sicher auch geschickt darin, einfach unterzutauchen. Das hat er sicher da drüben gelernt.« Damit meint sie den Irak.

Scarpetta denkt an Marinos Fischerboot mit flachem Kiel, das mit einem PS-starken Außenbordmotor, einem am Bug angebrachten Schleppmotor und Rudern ausgestattet ist. Das Boot, das er schon monatelang nicht mehr benutzt und inzwischen offenbar vergessen hat. Insbesondere in letzter Zeit - seit er Shandy kennt. Sicher wusste sie auch von der Existenz des Bootes, auch wenn sie nie damit gefahren sind. Sie hätte Will davon erzählen können. Vielleicht hat er es sich ja ausgeliehen. Man müsste Marinos Boot untersuchen. Scarpetta überlegt, wie sie das der Polizei am besten klarmachen soll.

»Wer sonst hätte sich um Shandys kleines Problem mit der Leiche kümmern können? Was blieb meinem Sohn denn anderes übrig?«, fährt Dr. Seif fort. »So ist es nun einmal im Leben. Ein Mensch macht sich schuldig und zieht andere mit hinein. Will hat seinen Sohn geliebt. Doch wenn Daddy in den Krieg zieht, muss Mommy eben beide Elternteile ersetzen. Leider war Mommy in diesem Fall ein Ungeheuer. Ich habe sie schon immer verabscheut.«

»Dennoch haben Sie sie finanziell unterstützt«, wendet Scarpetta ein. »Und zwar recht großzügig, wie ich hinzufügen möchte.«

»Warten Sie. Lassen Sie mich raten. Wahrscheinlich hat Lucy in ihrem Privatleben herumgeschnüffelt und sich darüber informiert, was sie auf der Bank hat - beziehungsweise hatte. Wenn Shandy mich nicht angerufen hätte, wüsste ich bis heute nichts vom Tod meines Enkels. Ich glaube, es war an dem Tag, als die Leiche gefunden wurde. Sie wollte Geld. Immer mehr. Und außerdem meinen Rat.«

»Sind Sie ihretwegen hier?«

»Shandy hat mich in den letzten Jahren gnadenlos erpresst. Niemand weiß, dass ich einen Sohn, geschweige denn einen Enkel habe. Wenn sich das herumgesprochen hätte, würde ich überall als Rabenmutter dastehen. Als Großmutter, die ihr Enkelkind vernachlässigt. Die Verleumdungen meiner lieben Mutter wären auf offene Ohren stoßen. Als ich berühmt wurde, konnte ich nicht mehr ungeschehen machen, dass ich mich so lange Zeit ganz bewusst von meiner Vergangenheit distanziert hatte. Ich musste das Spiel fortsetzen. Und die liebe Mommy - damit meine ich Shandy - hat mein Geheimnis gewahrt und dafür so manchen Scheck kassiert.«

»Und was bezahlt sie Ihnen dafür, dass Sie sie nicht verraten?«, fragt Scarpetta. »Immerhin hat sie ihren Sohn misshandelt und getötet. Sie helfen ihr, ungeschoren davonzukommen. Für welchen Preis?«

»Die Geschworenen wären sicher begeistert von dem Film, der sie zeigt, wie sie in Ihrem Autopsiesaal und in Ihrer Kühlkammer einen Blick auf ihren toten Sohn wirft. Die Mörderin in Ihrer Leichenhalle! Denken Sie nur an das Medienecho. Auch bei zurückhaltender Schätzung würde ich sagen, dass Sie dann beruflich einpacken könnten, Kay. Also sollten Sie mir dankbar sein. Mein Schweigen rettet Ihnen den Hals.«

»Offenbar kennen Sie mich doch nicht.«

»Ich habe vergessen, Ihnen Kaffee anzubieten. Zimmerservice für zwei.« Sie lächelt.

»Was Sie Lucy, Benton und mir angetan haben, werde ich Ihnen nie verzeihen«, erwidert Scarpetta und steht auf. »Was haben Sie mit Marino gemacht?«

»Was hat er denn mit Ihnen gemacht? Aber ich weiß genug. Wie hat Benton es verkraftet?« Dr. Seif schenkt Kaffee nach. »Wirklich eigenartig.« Sie lehnt sich zurück. »Als Marino in Florida bei mir in Behandlung war, konnte man seine Begierde fast mit Händen greifen. Es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte mir die Kleider vom Leib gerissen. Es ist so ödipal und jämmerlich. Er will seine Mutter vögeln - den mächtigsten Menschen in seinem Leben - und wird dem ödipalen Regenbogen nachjagen bis ans Ende seiner Tage. Als er mit Ihnen im Bett war, ist er leider auch nicht auf die Goldader gestoßen. Und dabei hatte er sich so darauf gefreut. Hurra, endlich geschafft! Ein Wunder, dass er sich nicht umgebracht hat.«

Scarpetta steht an der Tür und starrt sie entgeistert an.

»War es wenigstens schön mit ihm?«, höhnt Dr. Seif. »Bei Benton kann ich es mir vorstellen. Aber Marino? Ich habe schon seit Tagen nichts mehr von ihm gehört. Haben Sie beide das Problem schon besprochen? Was sagt denn Benton dazu?«

»Von wem haben Sie es, wenn nicht von Marino?«, erkundigt sich Scarpetta leise.

»Von Marino? Um Himmels willen, nein! Er hat mir nichts von Ihrem kleinen Techtelmechtel erzählt. Jemand ist ihm zu Ihrem Haus gefolgt. Von der ... ach, wie heißt dieses Lokal noch mal? Es war einer von Shandys Kerlen, der den Auftrag hatte, Ihnen dringend einen Umzug ans Herz zu legen.«

»Also stecken Sie dahinter. Das hätte ich mir gleich denken können.«

»Ich wollte Ihnen nur helfen.«

»Herrscht in Ihrem Leben eine solche Leere, dass Sie ständig Spielchen mit anderen Menschen treiben müssen?“

»Charleston tut Ihnen nicht gut, Kay.«

Scarpetta schließt die Tür hinter sich und verlässt das Hotel. Über einen Gartenweg und vorbei an einem plätschernden Brunnen mit Pferdeskulpturen geht sie zum Hotelparkhaus. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Eigentlich sollte sie jetzt die Polizei anrufen, doch sie kann nur daran denken, wie viel Leid diese Frau inzwischen verursacht hat. Im menschenleeren Parkhaus - nichts als Autos und Beton - wird sie von Panik ergriffen, und eine von Dr. Selfs Bemerkungen fällt ihr wieder ein.

Ein Wunder, dass er sich nicht umgebracht hat.

War das eine Prophezeiung, eine Schlussfolgerung - oder kennt sie vielleicht noch ein schreckliches Geheimnis? Der Satz lässt Scarpetta nicht mehr los. Lucy oder Benton um Hilfe zu bitten kommt nicht in Frage. Die beiden haben keinen Funken Mitleid mit Marino. Vielleicht hoffen sie sogar, dass er sich eine Kugel in den Kopf gejagt oder sich mit dem Auto von einer Brücke gestürzt hat. Scarpetta stellt sich vor, wie Marino tot in seinem Pick-up am Grunde des Cooper River liegt.

Sie beschließt, Rose anzurufen, doch ihr Mobiltelefon bekommt kein Signal. Als sie zu ihrem Wagen geht, bemerkt sie nur beiläufig den weißen Cadillac, der daneben parkt. Sie sieht den ovalen Aufkleber auf der hinteren Stoßstange: HH für Hilton Head. Was dann geschieht, erahnt sie mehr, als dass sie es mit dem Verstand wahrnimmt. Sie dreht sich im selben Moment um, als Capitano Poma hinter einer Betonsäule hervorgestürzt kommt. Dann spürt sie, dass sich die Luft hinter ihr bewegt. Poma macht einen Satz, und sie wirbelt herum, als sich etwas um ihren Arm schließt. Für einen Sekundenbruchteil hat sie ein Gesicht auf Augenhöhe: ein junger Mann mit militärischem Haarschnitt, einem roten geschwollenen Ohr und wildem Blick. Im nächsten Moment stößt er sie gegen ihren Wagen. Ein Messer fällt klappernd zu Boden. Der Capitano ruft etwas und schlägt auf den Mann ein.

Bull hält seine Mütze in beiden Händen.

Er hat, ein wenig vornübergebeugt, auf dem Beifahrersitz Platz genommen. Wenn er sich ganz aufrichten würde, was er am liebsten täte, würde sein Kopf das Wagendach berühren. Doch Bulls Stolz ist ungebrochen, auch wenn er gerade noch wegen eines Verbrechens, das er nicht begangen hat, im Gefängnis war und nur auf Kautions entlassen worden ist.

»Vielen Dank fürs Abholen, Dr. Kay«, sagt er, als sie vor ihrem Haus hält. »Tut mir leid, dass Sie meinerwegen Unannehmlichkeiten hatten.«

»Sie brauchen das nicht ständig zu wiederholen, Bull. Im Moment bin ich stinksauer.«

»Ich weiß, und ich möchte mich wirklich bei Ihnen entschuldigen, denn Sie können schließlich nichts dafür.« Er öffnet die Tür und wuchtet sich aus dem Auto. »Ich habe versucht, mir die Füße richtig abzutreten, aber offenbar habe ich trotzdem Ihre Fußmatte schmutzig gemacht. Am besten schüttle ich sie gleich aus.«

»Jetzt lassen Sie endlich die Entschuldigungen, Bull. Ich höre mir das jetzt schon an, seit wir vom Gefängnis losgefahren sind. Ich könnte vor Wut platzen. Und wenn so etwas noch einmal passiert, ohne dass Sie mich sofort anrufen, kriegen sie es mit mir zu tun.«

»Besser nicht!« Er schüttelt die Fußmatte aus. Allmählich gewinnt Scarpetta den Eindruck, dass er genauso starrsinnig ist wie sie.

Es war ein langer Tag, geprägt von schmerzlichen Erinnerungen, beinahe verhängnisvollen Fehlern und schlechten Gerüchen. Dann rief Rose an. Als Hollings an den Autopsietisch trat und meldete, er habe Nachrichten, die sie sich unbedingt anhören müsse, steckte Scarpetta gerade bis zu den Ellbogen in Lydia Websters verwesender Leiche. Es bleibt ein wenig unklar, wie Rose es herausgefunden hat. Aber eine ihrer Nachbarinnen kennt die Nachbarin einer Nachbarin von Scarpetta, eine Frau, der sie nie begegnet ist. Diese Nachbarin wiederum hat das Gerücht aufgeschnappt, eine andere Nachbarin - Mrs. Grimball, die Scarpetta sehr wohl ein Begriff ist - habe Bull wegen Hausfriedensbruchs und versuchten Einbruchs verhaften lassen.

Bull hatte sich hinter dem Klebsamengewächs links von Scarpettas vorderer Veranda versteckt, wo Mrs. Grimball ihn aus einem Fenster in der oberen Etage zufällig beobachtete. Es war Nacht. Scarpetta kann ihren Nachbarn nicht verdenken, dass sie derartige Beobachtungen als beunruhigend empfinden. Nur Mrs. Grimball nimmt sie es übel, denn der hat es nicht gereicht, einfach nur die Polizei anzurufen. Nein, sie musste ihre Geschichte auch noch ausschmücken und behaupten, Bull habe sich auf ihrem Grundstück, nicht auf Scarpettas, versteckt. Um es kurz zu machen: Bull, der bereits polizeibekannt ist, landete Mitte der Woche prompt hinter schwedischen Gardinen. Vermutlich säße er dort immer noch, hätte Rose Scarpetta nicht von der Autopsie weggeholt. Und zwar nach dem Überfall im Parkhaus.

Jetzt hat Will Rambo Bulls Platz im städtischen Gefängnis eingenommen.

Bulls Mutter braucht sich keine Sorgen mehr zu machen und auch nicht mehr zu lügen, ihr Sohn sei beim

Austernfischen oder einfach nur unterwegs. Die Angst, er könnte wieder seine Stelle verlieren, ist gebannt.

»Ich habe Eintopf aufgetaut«, sagt Scarpetta, während sie die Tür aufschließt. »Es ist genug da. Ich wage gar nicht, mir auszumalen, was man Ihnen in den letzten Tagen zu essen gegeben hat.«

Bull folgt ihr in die Vorhalle. Vor dem Schirmständer bleibt Scarpetta stehen und fühlt sich elend, als sie hineingreift und Marinos Motorradschlüssel und das Magazin seiner Glock herausfischt. Dann nimmt sie die Glock selbst aus der Schublade. Sie ist so sehr bedrückt, dass Übelkeit in ihr aufsteigt. Bull schweigt, doch sie kann sich denken, dass er sich fragt, warum sie diese Gegenstände gerade aus dem Schirmständer geholt hat und was sie dort eigentlich verloren haben. Es dauert eine Weile, bis sie die Sprache wiederfindet. Dann verstaut sie Schlüssel, Magazin und Pistole in der Metallschatulle, in der sie auch die Chloroformflasche aufbewahrt.

Nachdem sie den Eintopf und selbstgebackenes Brot aufgewärmt hat, deckt sie den Tisch für eine Person, schenkt ein großes Glas Eistee mit Pfirsichgeschmack ein und verfeinert das Getränk mit einem Zweig frischer Minze. Sie fordert Bull auf, sich zu setzen und zuzugreifen. Sie werde zu Benton nach oben auf den Balkon gehen. Falls Bull etwas brauchen sollte, müsse er nur rufen. Der Seidelbast ließe wegen der Feuchtigkeit die Blätter hängen und werde eingehen, wenn es noch eine Woche so weiterregne, während die Stiefmütterchen dringend gestutzt werden müssten. Bull nimmt Platz, und Scarpetta stellt den vollen Teller vor ihn hin.

»Keine Ahnung, warum ich Ihnen das alles erzähle«, sagt sie. »Sie kennen sich im Garten besser aus als ich.«

»Kann nie schaden, daran erinnert zu werden«, erwidert er.

»Vielleicht sollten wir vorn ans Tor auch Seidelbast pflanzen, damit Mrs. Grimball etwas von dem wunderbaren Duft hat und ein bisschen freundlicher wird.«

»Sie hat nur versucht, das Richtige zu tun.« Bull entfaltet seine Serviette und steckt sie in den Hemdkragen. »Ich hätte mich nicht verstecken sollen. Aber nachdem der Motorradfahrer sich mit einer Waffe hinter Ihrem Haus herumgedrückt hat, habe ich die Augen offen gehalten. Ich hatte so ein komisches Gefühl.«

»Ich finde, dass man seinen Gefühlen trauen sollte.«

»Richtig. Sie haben nämlich immer einen Grund.« Bull trinkt einen Schluck Tee. »Und irgendetwas hat mir geraten, mich an diesem Abend im Gebüsch zu verstecken. Ich habe Ihre Tür bewacht. Doch das Komische ist, dass ich besser die Gasse hätte beobachten sollen. Offenbar stand der Leichenwagen dort, als Lucious umgebracht wurde, und das heißt, dass sich der Mörder hinter dem Haus herumgetrieben haben muss.«

»Ein Glück, dass Sie das nicht getan haben.« Sie denkt an ihre Funde auf Morris Island.

»Schade, vielleicht hätte ich den Kerl gekriegt.«

»Ein Jammer, dass Mrs. Grimball die Polizei nicht wegen des Leichenwagens verständigt hat«, fährt

Scarpetta fort. »Sie lässt Sie ins Gefängnis werfen. Aber ein Leichenwagen mitten in der Nacht stört sie offenbar gar nicht.«

»Ich habe gesehen, wie der Bursche eingeliefert wurde«, berichtet Bull. »Als sie ihn in die Zelle sperren, hat er gejammert, das Ohr täte ihm weh. Eine der Wachen fragte, was denn mit seinem Ohr geschehen sei, und er antwortete, er sei von einem Hund gebissen worden. Es habe sich entzündet, und er brauche einen Arzt. Alle haben über ihn und seinen Cadillac mit den gestohlenen Nummernschildern geredet, und ich hörte einen Polizisten zum anderen sagen, er hätte eine Frau auf den Grill gelegt.« Bull nimmt noch einen Schluck von seinem Tee. »Wenn ich es mir genau überlege, hätte Mrs. Grimball den Cadillac ebenfalls sehen müssen. Doch sie hat ihn genauso wenig erwähnt wie den Leichenwagen. Kein Wort darüber zur Polizei. Komisch, wie die Leute manche Dinge für wichtig und andere für unwichtig halten. Wenn man nachts einen Leichenwagen in einer Seitengasse beobachtet, geht man doch normalerweise davon aus, dass jemand gestorben ist, wird neugierig und fragt sich, ob es vielleicht jemand ist, den man kennt. Vor Gericht wird sie sicher keinen Spaß haben.«

»Das werden wir alle nicht.«

»Nun, sie wird wohl am schlechtesten wegkommen«, sagt Bull, hebt den Löffel an die Lippen, ist aber zu höflich, um beim Sprechen zu essen. »Sie glaubt, sie wäre klüger als der Richter. Für diese Vorstellung hätte ich gern Karten. Als ich vor ein paar Jahren in diesem Garten hier gearbeitet habe, habe ich gesehen, wie sie einen Eimer Wasser über eine Katze geschüttet hat. Die Katze hatte sich unter ihrem Haus versteckt, weil sie gerade Junge bekommen hatte.«

»Sagen Sie nichts mehr, Bull. Ich kann es nicht mehr hören.«

Scarpetta geht die Treppe hinauf und durch das Schlafzimmer zu dem kleinen Balkon, der Blick auf den Garten hat. Benton telefoniert gerade. Vermutlich tut er das schon die ganze Zeit. Er hat eine Khakihose und ein Polohemd angezogen, riecht frisch geduscht und hat feuchtes Haar. Hinter ihm erhebt sich ein Gerüst aus Kupferrohren, das Scarpetta gebaut hat, damit die Passionsblumen wie Liebhaber zu ihrem Fenster hinaufklettern können. Unter ihnen befinden sich die gepflasterte Terrasse und der flache Teich, den sie immer wieder mit Hilfe eines alten löchrigen Gartenschlauchs volllaufen lässt. Je nach Jahreszeit ist ihr Garten eine Farbsymphonie. Rankmyrten, Kamelien, Blumenrohr, Lilien, Hyazinthen, Hortensien, Osterglocken und Dahlien. Sie kann gar nicht genug von Klebsamen und Seidelbast bekommen, so sehr liebt sie alles, was gut duftet.

Die Sonne scheint. Plötzlich ist Scarpetta so müde, dass ihr alles vor Augen verschwimmt.

»Das war der Capitano«, meldet Benton und legt das Telefon auf die Glasplatte des Tisches.

»Hast du Hunger? Oder möchtest du einen Tee?«, fragt sie.

»Soll ich nicht besser dir etwas holen?«, entgegnet Benton.

»Nimm die Sonnenbrille ab, damit ich deine Augen sehen kann«, fordert sie ihn auf. »Ich habe keine Lust, mir deine dunkle Brille anzuschauen. Ich bin so müde. Keine Ahnung, warum ich so müde bin. Früher habe ich nicht so schnell schlappgemacht.«

Er nimmt die Brille ab, klappt sie zusammen und legt sie ebenfalls auf den Tisch. »Paolo ist von seinem

Posten zurückgetreten und bleibt in Italien. Ich glaube, er wird ungeschoren davorkommen. Der Direktor des Krankenhauses will alles unter den Teppich kehren, denn unsere Freundin Dr. Seif ist gerade in der *Howard Stern Show* aufgetreten und hat vor laufenden Kameras behauptet, dass bei uns Experimente wie in Mary Shelleys *Frankenstein* stattfinden. Schade, dass Stern sie nicht gefragt hat, ob ihr großer Busen auch echt ist. Ach, vergiss es, sie hätte wahrscheinlich auch noch die Dinger in die Kamera gehalten.«

»Von Marino gibt es vermutlich nichts Neues.«

»Hab Geduld, Kay. Ich gebe dir keine Schuld an dem, was passiert ist. Wir werden das überstehen. Ich möchte dich wieder anfassen können, ohne dabei an ihn zu denken. So, jetzt ist es heraus. Es macht mir ziemlich zu schaffen.« Er greift nach ihrer Hand. »Weil ich das Gefühl habe, mitverantwortlich zu sein. Vielleicht sogar mehr als das. Wenn ich da gewesen wäre, wäre das alles nie geschehen. Und deshalb werde ich das ändern, natürlich vorausgesetzt, du willst es auch.«

»Selbstverständlich will ich.«

»Mir wäre es am liebsten, wenn Marino sich nie wieder blicken lassen würde«, fährt Benton fort. »Allerdings wünsche ich ihm kein Unglück und hoffe, dass ihm nichts zugestoßen ist. Außerdem versuche ich, Verständnis dafür aufzubringen, dass du ihn in Schutz nimmst und dir Sorgen um ihn machst. Dass er dir noch immer etwas bedeutet.«

»Der Spezialist für Pflanzenkrankheiten kommt in einer Stunde. Wir haben Spinnmilben.«

»Und ich dachte, es wären nur einfache Kopfschmerzen.«

»Falls ihm etwas passiert ist oder er sich etwas angetan hat, werde ich mir das nie verzeihen«, sagt Scarpetta. »Vielleicht ist es mein größter Fehler, dass ich zu viel Nachsicht mit den Menschen habe, die mir wichtig sind. Dabei nehme ich in Kauf, dass sie immer wieder dieselben Fehler machen. Bitte, finde ihn.«

»Alle suchen nach ihm, Kay.«

In dem langen Schweigen, das folgt, ist nur Vogelgezwitscher zu hören. Bull kommt in den Garten und fängt an, den Schlauch auszurollen.

»Ich muss unter die Dusche«, verkündet Scarpetta. »Ich fühle mich total verdreckt, weil ich in der Gerichtsmedizin nicht geduscht habe. Aber die Garderobe war mir zu öffentlich, und außerdem hatte ich keine Kleider zum Wechseln dabei. Ich werde nie begreifen, wie du mich erträgst. Mach dir keine Sorgen um Dr. Seif. Ein paar Monate im Gefängnis werden ihr guttun.«

»Wahrscheinlich lässt sie ihre Sendungen dann direkt aus der Strafanstalt übertragen und scheffelt noch weitere Millionen. Irgendeine Mitgefangene wird ihre willige Sklavin werden und ihr einen Schal stricken.«

Bull wässert die Beete mit den Stiefmütterchen. Im Strahl des Gartenschlauchs fängt sich ein Regenbogen.

Wieder läutet das Telefon. »Oh, Gott«, seufzt Benton und nimmt das Gespräch an. Dann hört er längere

Zeit dem Anrufer zu. Scarpetta findet oft, dass er zu wenig redet, und beklagt sich darüber, wenn sie sich einsam fühlt.

»Nein«, sagt Benton. »Ich weiß es zu schätzen, doch es besteht kein Grund für unsere Anwesenheit. Ich kann zwar nicht für Kay sprechen, aber ich denke, wir werden nur im Weg herumstehen.«

»Der Capitano«, erklärt er, als das Telefonat zu Ende ist. »Dein Ritter in schimmernder Rüstung.«

»Lass deine zynischen Sprüche. Er hat nichts getan, weshalb du ihm böse sein solltest. Bedank dich lieber bei ihm.«

»Er ist unterwegs nach New York. Sie wollen Dr. Selfs Penthousewohnung durchsuchen.«

»Wonach?«

»Drew war dort, und zwar, an dem Abend bevor sie nach Rom geflogen ist. Womöglich hat Dr. Selfs Sohn sich ebenfalls dort aufgehalten. Es könnte sein, dass er der Mann war, den Lupano nach Hollings' Schilderung für den Koch gehalten hat. Oft ist die naheliegendste Antwort die richtige«, erklärt Benton. »Ich habe Drews Flug mit der Alitalia überprüfen lassen. Und jetzt rate mal, wer in derselben Maschine saß.«

»Soll das heißen, dass sie an der Spanischen Treppe auf ihn gewartet hat?«

»Jedenfalls ist sie nicht wegen des golden geschminkten Pantomimen dort geblieben. Das war nur eine Ausrede, weil sie ihren Freundinnen die Verabredung mit Will verheimlichen wollte. Aber das ist nichts weiter als eine Vermutung.«

»Sie hatte gerade ihren Trainer gefeuert.« Scarpetta sieht zu, wie Bull den Gartenteich volllaufen lässt. »Und zwar nach einer Gehirnwäsche durch Dr. Seif. Möchtest du dazu auch eine Theorie hören? Will wollte Drew kennenlernen. Doch seine Mutter hat nicht eins und eins zusammengezählt und keinen Verdacht geschöpft, dass er der Absender der perversen E-Mails mit der Unterschrift Sandman ist. Und so hat sie, ohne es zu wissen, Drew mit ihrem Mörder verkuppelt.«

»Wahrscheinlich gehört das zu den Dingen, die wir niemals erfahren werden«, antwortet Benton. »Viele Menschen verlernen irgendwann, Lüge und Wahrheit voneinander zu unterscheiden.«

Bull bückt sich, um die Stiefmütterchen zu stutzen. Als er aufblickt, späht Mrs. Grimball gerade wieder einmal oben aus dem Fenster. Während Bull den Sack mit den Gartenabfällen näher zu sich heranzieht, beobachtet Scarpetta, wie ihre neugierige Nachbarin zum Telefon greift.

»Jetzt reicht es!«, zischt sie. Dann steht sie auf, lächelt und winkt.

Mrs. Grimball schaut zu ihnen hinüber und öffnet das Fenster. Benton verfolgt die Szene mit unbewegter Miene. Scarpetta winkt weiter, als hätte sie Mrs. Grimball etwas Wichtiges mitzuteilen.

»Er ist gerade aus dem Gefängnis freigekommen!«, ruft Scarpetta. »Wenn Sie ihn wieder festnehmen lassen, zünde ich Ihr Haus an.«

Hastig wird das Fenster geschlossen. Mrs. Grimballs Gesicht verschwindet.

»Wir kannst du so etwas sagen?«, entsetzt sich Benton.

»Ich sage, was mir passt«, erwidert Scarpetta. »Schließlich wohne ich hier.«

Danksagung

Dr. Staci Gruber, Assistenzprofessorin für Psychiatrie an der medizinischen Fakultät Harvard und stellvertretende Leiterin des Labors für kognitive Neurologie am McLean Hospital, möchte ich meinen ganz besonderen Dank ausdrücken.